



Ms. Th. 3630^b(2)

<36634999560014

S

<36634999560014

Bayer. Staatsbibliothek

Gesammelte Aufsätze

von

Herman Wichmann.

Band II.

Leipzig,

Druck von C. G. Röder.

1887.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

4929

76/4047

Vorrede.

Da mir gerade jetzt daran liegt, durch nachfolgende Aufzeichnungen Freunden und Bekannten nach längerer Zeit abermals ein Lebenszeichen von mir aus fernem Lande zu senden, andererseits es mir wegen fortwährender körperlicher Leiden nicht möglich ist diese in verschiedenen nennenswerthen Zeitungen und Zeitschriften wie: „Norddeutsche Allgemeine“, „Münchener Allgemeine“, „Montagsblatt“, „Deutsche Revue“, „Berliner Musikzeitung“ publicirten Aufsätze derart einer gründlichen und sorgfältigen Umarbeitung zu unterziehen, dass sie mehr als ein Ganzes und in Buchform auftreten, so gebe ich dieselben vereinzelt wieder, wie sie gelegentlich von den Redaktionen der Tagesblätter veröffentlicht worden sind.

Möchte dieses zweite Bändchen bei meinen Gönnern derselben schonenden Nachsicht sich erfreuen, wie das erstgedruckte; nur unter dieser ausdrücklichen Voraussetzung wage ich zu sagen: „Nehmt es hin“.

Vallombrosa, 30. August 1887.

H. Wichmann.

Inhalt.

	Seite
Ein Beitrag zur Geschichte der Musik.	1
Rossiniana	27
Spohr über eine mögliche Reform des Streichquartetts . .	62
Il più artificioso pezzo di musica.	78
Das grösste Musik-Kunststück der Welt	93
La musica in Inghilterra sotto la regina Elisabetta, memoria stampata nella gazetta musicale di Roma. . . .	110
Englische Musik im 16. Jahrhundert. (Uebersetzung) . . .	114
Sgambati. (Brief an Herrn Dr. Otto Braun)	120
Peter Lenné hinter dem grünen Gitter	126
Meine Beziehungen zu Leopold v. Ranke	167
Leopold v. Ranke unter Freunden	187
Alte Typen im neuen Rom	207
Der Schuster	209
Der Mönch	214
Die Mora	220
Der Kappenmacher	226
Der Kunst-Antiquar	230
Ein Doppel-Diner	247
Portrait-Skizzen alter Köpfe aus dem früheren Berlin . .	274

Ein Beitrag zur Geschichte der Musik.

Wenn ich es versuche, einen kurzen geschichtlichen Umriss der wohl ältesten Musikakademie Europas zu geben, so verdanke ich dem Herrn Enrico Tosti, wie meinen Freunden Wilhelmi und Dr. Knorr, die mich bei der Interpretation mir unbekannter Bezeichnungen durch ihre Mitwirkung wesentlich unterstützten, die Förderung meines Unternehmens; besonders erkenntlich bin ich dem Erstgenannten, wegen des mir gelieferten schätzbaren, zur Verwerthung so geeigneten Materials.

Bei der überaus weltlichen Richtung, welche zur Zeit des Tridentiner Concils in der Kirchenmusik herrschte, betraute der Papst Pius IV. die Cardinäle Vitellezzo und Bartolomeo mit einer Reform des religiösen Gesanges. Diese beiden bedeutenden Persönlichkeiten, wahrscheinlich im Bewusstsein musikalischer Unfähigkeit zu einer selbstständigen Initiative, benutzten wiederum den grössten Musiker der Zeit, Pier Luigi da Palestrina, damit dieser im wahren Sinne des Wortes und mit seiner höchsten Sachkenntniss solchen Auftrag in's Werk setze. Die Vorarbeiten jedoch zu diesem schwierigen Unternehmen zogen sich so lange hin, dass sowohl Pius IV. wie sein Nachfolger Pius V. darüber hinstarben, und

als darauf Marcello II. den päpstlichen Stuhl bestieg, schien es bereits ausgemacht, nicht allein den Figuralgesang aus der heiligen Liturgie, sondern vielmehr die Musik überhaupt aus dem katholischen Gottesdienste zu bannen. Da erschien, wie L. v. Ranke sagt, zu rechter Zeit der Mann der That und rettete durch eine dem Papst gewidmete Messe, die „Missa papae Marcelli“, der Kirche für immer das musikalische Element. Dieser grosse Mann war Palestrina, welcher durch sein Meisterwerk die viele Jahrhunderte überdauernde Scuola Romana gründete und im Vereine mit bedeutenden Musikern den Grundstein zu der noch heute bestehenden „Kgl. Cäcilien-Akademie“ legte. Dies geschah im Jahre 1571. An der Spitze der Gesellschaft stand er selbst als Director, zugleich aber war er Kapellmeister des Papstes im Vatikan.

Wir werden zur Annahme dieser Fakten durch ein aufgefundenes päpstliches Dekret veranlasst, welches die Geschichte der akademischen Gründung, wenn auch nur in kurzen Umrissen, kundgiebt.

Ausserdem theilt das bekannte Wörterbuch von Moroni mit, dass in der Kirche S. Carlo ai Catenari „die hochedle und verdienstvolle Confraternità und Accademia Romana di Santa Cecilia, welche im Jahre 1576 unter S. Pio Quinto errichtet und im Jahre 1584 durch Gregor XIII. canonisch bestätigt wurde, ihren permanenten Wohnsitz hatte!“

Es geht auch aus einzelnen im Archive der Akademie liegenden Dokumenten hervor, dass die wahre Konstituierung derselben als päpstliches Institut durch eine Bulle Gregor's XIII. im Jahre 1584 erfolgte; sie gab dem damaligen kirchlichen Gebrauche gemäss der Anstalt das Recht einer confraternità. Ausserdem aber halten die Papiere des Archivs alle

dieses Datum der Gründung fest. Besonders bemerkenswerth unter ihnen ist ein altes Statut, welches in seinem Artikel 4 also lautet: „L'Accademia serverà la sua antichità, fissando l'epoca di sua regolare istituzione al 1584“, zugleich werden die Ausgaben für ein feierliches Te Deum im Jahre 1684 zur Säkularfeier des Instituts berechnet und neue Statuten von Innocenz IX. bestätigt.

Trotz dieser aufgefundenen, wohl keinen Zweifel zulassenden Dokumente möchte für einen strengen Forscher das Gründungsdatum der Anstalt doch nicht so unbedingt feststehen, da weder in der Vaticana noch in den ältesten Archiven der Familie Ludovisi-Piombino-Buoncompagni, welche beide Bibliotheken für dergleichen Festsetzungen sehr werthvoll sind, sich ein bestimmter, hierauf bezüglicher Passus auffinden lässt.

Nur der kleinste Theil von Gesetzen der Genossenschaft aus ihrer ersten Lebensperiode ist auf uns gekommen, und bis in's 17. Jahrhundert hinein wissen wir sonst von ihren Statuten nichts. Im Jahre 1624 ertheilte Urban VIII. ein Breve, welches der Akademie positive Rechte für den Unterricht in der Kirchenmusik gewährt, auch ernennt es die Professoren, welche die Studirenden zu prüfen haben und Patente für deren spätere brauchbare Verwendung ausstellen dürfen. Ein anderes Breve aber desselben Papstes verbietet den päpstlichen Sängern, Mitglieder der Akademie zu werden, jedenfalls, wie ich vermuthe, um den straffen, exclusiv kirchlichen Geist des Vatikans in keiner Weise beeinflussen zu lassen.

Welche Kenntnisse die Mitglieder des Instituts als berechtigt zum Eintritt vorher aufzuweisen hatten, verschweigen die Akten gleichfalls und erst ein De-

kret vom 18. Juni 1670 lässt uns erfahren, dass „nur Kapellmeister, Organisten und Sänger, welche beim Gottesdienst mitwirkten oder noch mitwirken“, dann auch „Spieler von Instrumenten“, bekannt durch Geschicklichkeit und gewöhnt, die musica in den römischen Kirchen auszuführen, ein Recht zur Aufnahme haben sollen. Später wurde dieses Dekret wieder gemildert, man drückte bei der Aufnahme ein Auge zu, bis endlich im Jahre 1684 die von Innocenz IX. regelrecht und vollständig bestätigten Statuten nicht allein die Aufnahme aller derer, die sich in der musikalischen Kunst auszeichneten, seien es auch Fremde, erlaubten, sondern ihre Mitgenossenschaft sogar befürworteten. Dieses Recht des Eintritts wurde im Jahre 1689 in einen absoluten Zwang für alle Meister und Aufführer von Kirchenmusik, die Kapellmeister der drei römischen Metropolitanbasiliken nicht ausgenommen, umgewandelt. Sämtliche Musiker Roms, nur die direkt päpstlichen Kapellsänger nicht, waren damals verpflichtet, den Verordnungen der confraternità bei Geldstrafe, Ausweisung aus dem Amte und Ausstreichung aus den Gewerbelisten pünktlich Folge zu leisten. Man sieht also, dass am Ende des 17. Jahrhunderts das Institut als ein zunftmässiges und sehr mächtiges florirte. Bedenkt man nun, dass in jener asketischen Epoche die Herrschaft der Kirche, wie allen Künsten, so auch der Musik ihren rigorosen Stempel aufdrückte, so müssen wir konstatiren, dass selbst die profane Tonkunst sich dem moralischen Einflusse solcher Reform nicht zu entziehen vermochte.

Ob der Staat, ob die Gesellschaft selbst, ob die Päpste aus ihrem Privatvermögen den Unterhalt der Akademie während deren erster Existenz bestritten, ist ebenso der Forschung unzugänglich ge-

blieben. Aus dem Jahre 1626 wird uns indess kundgegeben, dass ein gewisser Alberto Magno Wohlthäter der Bruderschaft war. Er vermachte derselben tausend römische Scudi, eine für die damalige Zeit sehr namhafte Summe; kleinere Spenden, bestehend in Rentenscheinen und sogenannten luoghi di monte, wurden von sonstigen wohlwollenden Gönnern hin und wieder als finanzielles Geschenk dargebracht.

Es scheinen sogar Anleihen nicht ausgeschlossen gewesen zu sein, denn im Jahre 1652 finden wir in den Registern die Zurückerstattung einer Summe auf Zinsen an den Abbate Mattei. Auch auf einen Kontrakt wegen eines Darlehens mit dem Municipio di Stabio wird hingedeutet. Im Jahre 1658 erscheint in den Papieren zuerst die Nennung des Beitrages, welchen die Mitglieder und die Lehrer der confraternità zahlen mussten: erstere monatlich einen Grosso, etwa 5 Soldi, letztere einen Julio, ungefähr einen halben Franken. Aber dafür wurden die Bedürftigen der Anstalt unterstützt und im Falle der Erkrankung von einem besonders dazu von der Akademie angestellten Arzte behandelt; ja man kleidete sie sogar, wenn, wie es in der bezüglichen Verordnung heisst, „ihre Kleider nicht hinlänglich anständig waren, um im Tempel des Herrn erscheinen zu können“, sie müssen ihnen gratis und regelrecht angepasst werden, verordnet ein darauf folgender Paragraph.

Man gab auch Darbenden von Zeit zu Zeit eine Remuneration, sie mussten sich jedoch als fleissige Theilnehmer bei der Exekution der Litaneien ausgezeichnet haben. Der Originalität wegen will ich erwähnen, dass solche Belohnung nicht selten in Pfeffer bestand.

Zu den gewöhnlichen Beiträgen gesellte sich 1696 noch ein neuer, welchen die Künstler bei ihrem Eintritte je nach ihrer Charge zu zahlen hatten. Dieser bestand in ein, zwei oder drei Pfund Wachs, gewiss eine seltsame Steuer für die Erlaubniss einer Kunstausbübung. Noch vor Ende des Jahrhunderts erhalten die Finanzen einen weiteren Zuschuss und zwar durch die Munificenz eines gewissen Carlo Manelli, wahrscheinlich wegen seiner Fertigkeit auf der Geige „il Violino“ genannt. In seinem Testament vom 6. Januar 1697 hinterliess er der Accademia di S. Cecilia sein ganzes Vermögen. Obgleich diese Schenkung einige beschränkende Klauseln enthielt, z. B. die Zahlung mehrerer Legate, Errichtung einiger Kapellen, Verpflichtung regelmässigen Messelesens zu bestimmten Zeiten, Unveräusserlichkeit der von ihm geschenkten Musikalien, so war sie doch für die Anstalt ein grosser Gewinn, denn sie bestand aus der enormen Summe von 5000 römischen Scudi.

Ueber die Lokale, in welchen die Confraternità seit ihrem ersten Bestehen tagte, ist kein Zweifel, zuerst war es die Kirche von S. Paolino auf der Piazza Colonna, Eigenthum des Barnabiten-Ordens. Im Jahre 1661 wanderte man nach S. Nicola di Cesarini, später nach S. Cecilia in Trastevere, 1663 nach S. Maria Maddalena, um 1685 einen beständigen, lange Jahre dauernden, würdigen Wohnsitz in der Kirche S. Carlo ai Catinari aufzuschlagen. 1690 erstand die Brüderschaft in dieser Kirche eine grössere Kapelle als ihr Eigenthum und schmückte solche mit einem Gemälde der hl. Cäcilia, ihrer Schutzpatronin, von Antonio Gherardi. Das Bild existirt noch und ist vortrefflich. Man zahlte dem berühmten Meister den kolossalen Preis von 60 Scudi.

Nachdem jetzt Stiftung, Statute, Finanzen und

Wohnung der Confraternità bis Ende des 17. Jahrhunderts flüchtig skizzirt sind, berühre ich noch die Hauptsache, nämlich ihr musikalisches Wirken während dieser Epoche. Viel ist auch hierüber nicht mit Sicherheit zu berichten, doch sprechen die herrlichen, uns überlieferten Werke genugsam für die Blüthe der damaligen Kunst, welche doch hauptsächlich ihren Stützpunkt in der Bruderschaft hatte. Dass die Richtung der ganzen musikalischen Bewegung natürlich eine ausschliesslich kirchliche war, wissen wir und braucht nicht erst erörtert zu werden. Wir finden in jedem Jahre eine Musikaufführung zu Ehren der hl. Cäcilia, für die oben erwähnten Wohlthäter Alberto Magno und Manelli, regelmässige Todtenfeier für verstorbene Mitglieder, später auch ein alle Jahre wiederkehrendes Concert zur Celebration der hl. Anna notirt. Es muss vorausgesetzt werden, dass diese musikalischen Exekutionen aus streng kirchlichen, der römischen Schule angehörigen Kompositionen bestanden, die Programme sind leider verloren gegangen. Beiläufig sei bemerkt, dass von Alters her in der Chiesa dell' anima bis auf den heutigen Tag allsonntäglich Palestrinische Musik oder doch musica aus der reinen scuola romana a capella ganz trefflich gesungen wird; alles Fremde, selbst Niederländisches, ist grundsätzlich ausgeschlossen. Ob diese strenge Regel noch von damals her datirt, wer will es wissen.

Wir treten in das 18. Jahrhundert; dies beginnt mit weniger günstigen Auspicien für die Akademie, welche den Angriffen ehrgeiziger Musiker, die sich durch den Einfluss der mächtigen Anstalt zurückgesetzt glauben, blossgestellt ist. Das Privilegium der Confraternità, an den verschiedenen Kirchen nach eigenem Ermessen und vorhergehendem Examen die

Kapellmeister anzustellen, die Erlaubniss zu weltlichen Musikaufführungen zu ertheilen, bei nicht stricter Amtsführung die respectiven Lehrer und Stelleninhaber zu entlassen, strenge Ordnung innezuhalten, dass jeder Stipendist nur in seinem eigenen Wirkungskreise seine Thätigkeit ausübe und der gewohnheitsmässige Tausch einer zeitigen Vertretung unter den Kapellmeistern aufhöre etc. etc., alles dieses musste bei den Betroffenen Aerger und Missgunst erregen, was wieder zur Folge hatte, dass solche Individuen ihr Möglichstes anstellten, dem Präsidium der Brüderschaft Schwierigkeiten zu bereiten. Oft gelang dies auch, weil feindlich gesinnte Personen sich nicht selten höherer Protection erfreuten. So bestätigte zwar Clemens IX. in einem Breve am 9. September 1716 alle früher der Societä gewährten Privilegien, beschränkte sie aber durchaus in der Praxis. Ein ernster Kampf begann. Auf einer Generalversammlung der Mitglieder in S. Carlo gab sich hierüber eine solche Unzufriedenheit kund, dass, wie wir aus den Archiven ersehen, „nur der Schutz der hl. Cäcilia es vermochte, den Tempel des Herrn vor einem grossen Tumulte und vor Thätlichkeiten der Parteien zu bewahren“.

Bald, wie schon erwähnt, scheint dann wieder die Akademie alle gegen sie in's Werk gesetzten Intriguen überwunden zu haben und siegreich aus diesem Kampfe hervorgegangen zu sein. Wir lesen, dass kurz darauf Benedict XIV. dem Protektor — Cardinal der Congregazione der hl. Cäcilia die Befugniss ertheilte, alles, was die Kirchenmusik in Rom anginge, unbeschränkt zu leiten, zu gleicher Zeit aber über die Zulässigkeit profaner Musikaufführungen, geschähen solche von Seiten der Akademie oder auch ausserhalb derselben, zu bestimmen.

Diese Verordnung legt die erste Bresche in den ausschliesslich kirchlichen Charakter der Anstalt, merkwürdiger Weise gab gerade der Papst die Veranlassung dazu.

Im Jahre 1770 finden dann auch die Blasinstrumente ihren Eingang in die Kirche. Clemens IX. bestätigte diesen problematischen Fortschritt durch ein Breve.

Inzwischen waren nach und nach bei immer wachsender Macht der Anstalt, wie dies stets der Fall zu sein pflegt, auch manche Missbräuche eingerissen, die stricte Ordnung der Dinge wurde laxer, jeder Musiker, z. B. der seinen Beitrag zu zahlen vermochte, konnte von nun an auch ohne besondere musikalische Kenntnisse Mitglied der Akademie werden. Da man immer mehr nach finanziellen Mitteln trachtete, so verschmähte man nicht den Eintritt Unfähiger, selbst bei geringster Protektion; man möchte sagen, es war Hauptzweck, die Kasse zu bereichern. Einheimische und Fremde wurden leichtsinnig und ohne viele Wahl eingeschrieben; 1770 sehen wir sogar Frauen als berechtigte Theilnehmerinnen.*) Solche Veränderungen in den Statuten bargen den Keim zu dem späteren gänzlichen Verfall der Società. Noch einmal flackerte sie in grosser Opulenz und Autorität auf, dann trat am Ende des Jahrhunderts die Epoche eines jähen Niederganges ein.

Der Autor, schreibe er ausschliesslich für Italiener, insbesondere für Römer, könnte, da nun die Notizen in den Archiven sich bedeutend zahlreicher vorfinden, manches Interesse Erregende lokaler Art

*) Der erste weibliche Name, den wir in den Listen der Anstalt finden, ist Maria Rosa Coccia (römische Singlehrerin).

mittheilen, er unterlässt jedoch, in die Details der Administration, der Personalien etc. als von zu örtlich römischem, nicht aber allgemein musikalisch-akademischem Charakter näher einzugehen, zumal da nirgends zu entdecken ist, in welcher Weise der Unterricht stattfand. Daher versucht er vielmehr, in rein historischer Festsetzung die Skizze weiter zu führen.

Die Kunstatmosphäre, welche die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts durchwehte und durch die Heroen aller Länder, als da sind: Beethoven, Mozart, Haydn, Gluck, Pergolesi, Paisiello, Goethe, Schiller, Voltaire, Rousseau, der Zeit den Nimbus eines perikleischen Europas aufdrückte, verschwand mit einem Schlage wie eine zerplatzende Seifenblase, als die französische Revolution und das darauf folgende Kaiserreich den blutigen Raubzug durch den Welttheil ausführten. Vielleicht nie im ganzen Lauf der Geschichte sind sowohl staatliche wie Privatverhältnisse so radikal, mit solcher Gewalt und mit solcher Schnelligkeit aus den Angeln gehoben worden.

Die Confraternità litt wie jede andere reiche Anstalt unter diesen Umständen und musste dem Eroberer auch ihrerseits die Zeche zahlen. Im Jahre 1796 vermochte der Papst die übermässigen, ihm von den Franzosen auferlegten Kontributionen nicht mehr durch direkte Auflagen zu erschwingen; die herrlichsten Silber- und Goldgefässe, unvergleichliche Meisterstücke des Mittelalters wurden eingeschmolzen und mussten den Räubern der goldenen Gitter und Schätze von Amsterdam zu neuer Beute dienen. Der Curiosität wegen sei beiläufig bemerkt, dass zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts alle Raphaels der Welt, zusammengestohlen, im Louvre zur Besichtigung aufgestellt waren.

Die Akademie verlor ausser ihrem Fonds, der ohne Weiteres eingezogen wurde, ihre prächtigen Kandelaber — man fabelte von einem Werke Benvenuto Cellini's — und sonstige zum Gottesdienste bestimmte kostbare Gefässe. Der französische General schloss die Anstalt 1797 ohne Angabe des Grundes und die blühende Cäcilia lag von nun an fünf Jahre hindurch in einem tiefen Schlafe.

In den ersten Jahren des jetzigen Saeculums scheint also das Institut so gut wie abgethan. Lob und Ehre sei den Männern, die im Stillen, trotz der ungünstigen Chancen, mit Beharrlichkeit danach trachteten, es wiederum in's Leben zu rufen. Unter diesen Würdigen nenne ich vor Allen den damaligen Sekretair der Anstalt, Maestro Paseoli, der nach erforderlicher, nicht ohne grosse Mühe vom Kommandanten erlangter Erlaubniss die Archive in seiner Wohnung barg, da die Räume der Akademie selbst in ein französisches Fourage-Magazin umgewandelt worden waren. Von 1797 bis 1803 existiren überhaupt keine archivarischen Berichte, und wir finden nur zu Ende letzteren Jahres wiederum die Notiz vor, dass „sich die alte, kranke confraternità dei musici di Roma unter dem wohlklingenden Namen congregazione dei maestri e professori di musica sotto l'invocazione di S. Cecilia reorganisirt hat.“

Gleich aber bei ihrem Erwachen traten die schon früher gekennzeichneten feindlichen Elemente wieder auf den Kampfplatz. Mancher Musiker sah sich durch eine neue Konstituierung des Instituts in seinem Gewerbe bedroht, man verlangte absolute Freiheit in Ausübung der Kunst für jeden Einzelnen, und es wurde von den verschiedensten Seiten gegen jede Subordinirung unter das akademische Präsidium protestirt. Die Zunftzeit auch der Musik wollte man,

angestachelt durch die revolutionären Ideen, zu den Todten geworfen wissen. Und wirklich, es gelang, einen Vandalismus bei der Exekution der Kirchenmusik in's Werk zu setzen, wie man ihn wohl nie erträumt hatte. In das Belieben eines jeden frivolen Organisten gestellt, bewirkten kirchliche Klänge, weit entfernt andächtig zu stimmen, das Entstehen lüsterner Leidenschaften und Begierden. Man kann annehmen, dass sich von jener traurigen Epoche an der musikalische Geist in den Kirchen Roms — ich zähle jedoch viele ehrenwerthe Ausnahmen — in solcher Trivialität bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Der Autor selbst hat einst in S. Francesco a Ripa während des Gottesdienstes auf der Orgel eine Transscription des Finale aus der „Italienerin in Algier“ spielen hören. Beinahe möchte ich behaupten, dass wenn das ökumenische Concil, welches berufen war, die Unfehlbarkeit des Papstes zu beschliessen, von denselben Gefühlen wie das tridentinische erfüllt gewesen wäre, es die Musik unzweifelhaft nun aus dem Gottesdienste gestrichen hätte. Doch tempora mutantur et nos mutamur in illis. Zu bedauern aber ist, wie eine Profanation des Gottestempels durch die damalige Einführung solcher dionysisch-musikalischen Bacchanalien zur Folge hatte, dass die apollinische Tonkunst, um mich so auszudrücken, bis zum heutigen Tage niemals wieder in ganzer Reinheit ihren Einzug in denselben gehalten hat. Greift nicht eine total umgewandelte religiös-musikalische Anschauung Platz, wie sie uns in den herrlichen Worten der literarischen Hinterlassenschaft Eduard Grell's so warm an das Herz gelegt wird, so wird diese neue Reformation wohl noch lange auf sich warten lassen.

Wir gewahren also, dass die so umgestaltete, jetzt „congregazione“ benannte alte Akademie den

mehrere Jahrhunderte sie umstrahlenden Glanz vollständig eingebüsst hatte; auch konnte dieselbe für die nächste Zukunft, bei den immerwährenden Zwistigkeiten der Mitglieder unter einander, welche durch die Zeitereignisse in politische Parteien gespalten und von Privatinteressen getrieben in ihren Meinungen für und gegen die Anstalt hin- und herschwankten, auftraten, ja intriguirten, auf dem stets wankenden Boden keinen festen Fuss fassen. Man führte nur noch ein Scheinleben, Niemand hatte mehr zu befehlen, Niemand mehr zu gehorchen. Die Sänger des Laterans z. B. traten willkürlich aus der Gesellschaft aus und stifteten, wie dies in anarchisch-künstlerischen Zuständen ja so oft zu geschehen pflegt, eine zweite Akademie, erbitterte Rivalin der Cäcilie. Die schon ohnehin geringen gemeinsamen musikalischen Kräfte wurden also von Neuem zersplittert.

Bis zu Anfang der zwanziger Jahre schleppten sich die trost- und hoffnungslosen Wirren hin, wo endlich der gelehrte und kunstliebende Cardinal Zurla diesem wüsten Treiben dadurch ein Ziel setzte, dass er die Privilegien der S. Cecilia ausschliesslich als ihr Monopol bestätigte und ihre Rechte für unantastbar erklärte; Uebertretungsfälle wurden sofort streng geahndet. Die Nebenakademie und die sonst ohne Erlaubniss der Anstalt in's Leben getretenen Musikschulen verschwanden mit einem Schlage, und es schien wirklich, als ob sich nach langer Lethargie die Zustände der „congregazione“ einmal wieder zum Besseren wenden würden.

Wir finden auch in dieser Epoche in den Akten Schemata für den Lehrunterricht. Die Zahl der diesen ertheilenden Professoren war genau festgestellt. Ein vom Cardinal gezeichnetes Dekret be-

angestachelt durch die revolutionären Ideen, zu den Todten geworfen wissen. Und wirklich, es gelang, einen Vandalismus bei der Exekution der Kirchenmusik in's Werk zu setzen, wie man ihn wohl nie erträumt hatte. In das Belieben eines jeden frivolen Organisten gestellt, bewirkten kirchliche Klänge, weit entfernt andächtig zu stimmen, das Entstehen lüsterner Leidenschaften und Begierden. Man kann annehmen, dass sich von jener traurigen Epoche an der musikalische Geist in den Kirchen Roms — ich zähle jedoch viele ehrenwerthe Ausnahmen — in solcher Trivialität bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Der Autor selbst hat einst in S. Francesco a Ripa während des Gottesdienstes auf der Orgel eine Transscription des Finale aus der „Italienerin in Algier“ spielen hören. Beinahe möchte ich behaupten, dass wenn das ökumenische Concil, welches berufen war, die Unfehlbarkeit des Papstes zu beschliessen, von denselben Gefühlen wie das tridentinische erfüllt gewesen wäre, es die Musik unzweifelhaft nun aus dem Gottesdienste gestrichen hätte. Doch tempora mutantur et nos mutamur in illis. Zu bedauern aber ist, wie eine Profanation des Gottestempels durch die damalige Einführung solcher dionysisch-musikalischen Bacchanalien zur Folge hatte, dass die apollinische Tonkunst, um sich so auszudrücken, bis zum heutigen Tage niemals wieder in ganzer Reinheit ihren Einzug in denselben gehalten hat. Greift nicht eine total umgewandelte religiös-musikalische Anschauung Platz, wie sie uns in den herrlichen Worten der literarischen Hinterlassenschaft Eduard Grell's so warm an das Herz gelegt wird, so wird diese neue Reformation wohl noch lange auf sich warten lassen.

Wir gewahren also, dass die so umgestaltete, jetzt „congregazione“ benannte alte Akademie den

mehrere Jahrhunderte sie umstrahlenden Glanz vollständig eingebüsst hatte; auch konnte dieselbe für die nächste Zukunft, bei den immerwährenden Zwistigkeiten der Mitglieder unter einander, welche durch die Zeitereignisse in politische Parteien gespalten und von Privatinteressen getrieben in ihren Meinungen für und gegen die Anstalt hin- und herschwankten, auftraten, ja intriguirten, auf dem stets wankenden Boden keinen festen Fuss fassen. Man führte nur noch ein Scheinleben, Niemand hatte mehr zu befehlen, Niemand mehr zu gehorchen. Die Sänger des Laterans z. B. traten willkürlich aus der Gesellschaft aus und stifteten, wie dies in anarchisch-künstlerischen Zuständen ja so oft zu geschehen pflegt, eine zweite Akademie, erbitterte Rivalin der Cäcilie. Die schon ohnehin geringen gemeinsamen musikalischen Kräfte wurden also von Neuem zersplittert.

Bis zu Anfang der zwanziger Jahre schleppten sich die trost- und hoffnungslosen Wirren hin, wo endlich der gelehrte und kunstliebende Cardinal Zurla diesem wüsten Treiben dadurch ein Ziel setzte, dass er die Privilegien der S. Cecilia ausschliesslich als ihr Monopol bestätigte und ihre Rechte für unantastbar erklärte; Uebertretungsfälle wurden sofort streng geahndet. Die Nebenakademie und die sonst ohne Erlaubniss der Anstalt in's Leben getretenen Musikschulen verschwanden mit einem Schlage, und es schien wirklich, als ob sich nach langer Lethargie die Zustände der „congregazione“ einmal wieder zum Besseren wenden würden.

Wir finden auch in dieser Epoche in den Akten Schemata für den Lehrunterricht. Die Zahl der diesen ertheilenden Professoren war genau festgestellt. Ein vom Cardinal gezeichnetes Dekret be-

stimmt sechsmonatliche Curse für die Schüler; besonders wird das Studium der Orgel kultivirt, um den gänzlich entarteten Spielern des Instruments in klarer Weise dessen Würde und die hohe Bedeutung eines Organisten vor Augen zu stellen. Der berühmte Biograph Palestrina's, zugleich bedeutender Komponist, Giuseppe Baini, leitete die „esamina di perfezione“, welche unter ihm eine ihrem wahren Zweck entsprechende Form und Wichtigkeit annahmen.

Alle diese Regenerationen wurden schliesslich von Papst Pius VIII. durch ein Breve bestätigt, in welchem die Uebertreter der neuen Statuten, seien es auch anerkannte Musiker, einheimische, wie fremde, mit strengen Strafen bedroht werden. Noch mehr: Um auf's Neue eine Normal-Kirchenmusik in's Leben zu rufen, gewährte der Nachfolger Zurla's, der edle Cardinal-Vicario Odescalchi der Congregation das ausschliessliche Recht auf Execution geistlicher Musik bei öffentlichen Aufführungen in ganz Rom.

Jetzt schuf man Soci onorari, welche keine Musiker von Profession waren, um das Ansehen der Akademie durch den Klang von berühmten Namen ihrer Mitglieder zu heben.

Es schien sich Alles folgerichtig wieder zum Guten zu entwickeln, obgleich die frühere Macht der musikalisch dominirenden Cecilia in ihrer ganzen Uneingeschränktheit nicht zurückgekehrt war und wohl der gänzlich veränderten Weltanschauung gemäss sich nicht hätte erhalten können.

Unter dem schwachen Gregor XVI., dem Typus eingefleischten, starren Mönchthums, welcher selbst jeder musikalischen Kenntniss bar, ein ohnmächtiges Spielzeug der ihn umgebenden Jesuiten, sein Ohr

jedem Einflüsterer offen hielt, störten neue Streitigkeiten die eben mit so vieler Mühe gewonnene Einigkeit. Kaum tritt der Fortschritt zu Tage, so ist abermals ein Rückschritt zu verzeichnen. Der Papst, durch Intriguen verleitet, ertheilt einem Verein vatikanischer Sänger die gleichen Privilegien der Cecilia, und Baini, zu devoter Katholik, um sich einem päpstlichen Breve mit allem Ernste zu widersetzen, nimmt eine versöhnliche Stellung zwischen den kontrahirenden Parteien ein. Gasparo Spontini, Mitglied der congregazione, vertritt mit Kraft und Eifer deren Rechte, doch seit kurzer Zeit Oberkapellmeister an einem protestantischen, dem preussischen Hofe, ist er bei beiden Gesellschaften, und zwar in allen ihren Schattirungen *persona ingrata* und schadet der Sache mehr als er ihr nützt. So wuchtig dieser neue Schlag die Akademie aber traf, so bewirkte er dennoch, dass der Einseitigkeit einer ausschliesslich kirchlichen Richtung, welcher die Anstalt seit ihrer letzten Reform zu verfallen drohte, vielleicht zum Vortheil der Musik im Allgemeinen, eine heilsame Schranke gezogen wurde. War die Akademie auch immer noch die „pontificia“, so bestand doch neben ihr von Neuem eine gleichberechtigte Anstalt rein geistlichen Charakters. Dies bewog die S. Cecilia, von nun an sich auch des edleren Theiles der profanen Musik, wie dies ja schon einmal früher geschehen war, anzunehmen, und einen universellen, d. h. alle Branchen der Tonkunst umfassenden Lehrplan auszuarbeiten.

Hierdurch bekam wiederum die Acapella-Musik in den Kirchen einen Stoss; das präponderirende Zeitalter der Instrumente begann, Gesang und Instrumentales mischten sich zu einem neuen Ganzen und brachten Schönes und Treffliches hervor. Dennoch

ist tief zu beklagen, dass das herrliche Genre reiner Vokalmusik immer mehr in Abnahme kam, und da nun gar alle Musik seit 1870 im Vatican, wo von jeher nur acapella gesungen wurde, schweigt, so bleibt als einziger Hort derselben die Kaiserliche Kapelle zu St. Petersburg, in welcher grundsätzlich, wie einst in der sixtinischen, jede Instrumentalbegleitung ausgeschlossen wird. Im Jahre 1843 verbot noch einmal der Cardinal Patrizi den Gebrauch von Instrumenten in der Kirche. Auf Antrag des Präsidiums der Akademie aber wurde, wie es in den Akten heisst, „dieser rückschrittliche Befehl von unserm verdienstvollen Schutzherrn, dem Cardinal Antonio Tosti, schon im nächsten Jahre widerrufen“.

Seit ihrer letzten Neukonstituierung bemühte sich die Congregazion, Verbindungen mit andern ihr ebenbürtigen italienischen Lehranstalten ausserhalb Roms anzuknüpfen. Die Filarmonica von Venedig, die durch ihre unsterblichen Meister aus der römischen Schule, wie Vittoria und Andere, schon von Alters her mit der Mutterschule correspondirte, stand damals in höchster Blüthe. Zu ihr trat man in genaue Beziehung, und wechselseitiger Austausch der Meinungen wurde für beide Anstalten gleich erspriesslich.

Auf die durch diesen Verkehr gewonnenen Erfahrungen gestützt, machte der Graf Nicola Zeloni, ein eifriger Verfechter der in unserer Zeit immer mehr um sich greifenden modernen dionysischen Musikrichtung, im Verein mit Spontini, der von aussen her sich für das Gedeihen der Anstalt interessirte, den Versuch, dieselbe jetzt zu einem Liceo musicale umzugestalten. Die Pläne waren schon entworfen, man hatte bereits die berühmtesten Musiker

Europas als Lehrer erworben; die nöthigen Geldmittel schienen theils durch opferwillige Beiträge, theils durch bedeutende Schenkungen einzelner der Congregazion angehöriger römischer Nobili zusammengebracht, als der im Jahre 1852 erfolgte Tod Zeloni's dem eben begonnenen Unternehmen die Spitze abbrach. Der gute Wille, die Angelegenheit weiter zu betreiben, war zwar vorhanden, nur fehlte hierzu von nun an die geeignete Persönlichkeit.

Es muss zu gleicher Zeit hier constatirt werden, dass Pius IX., der grosse Musikfreund, der lange Zeit Liszt im Vatikan beherbergte, um sich allabendlich von ihm vorspielen zu lassen, bei seinem Regierungsantritte zu freisinnigen Einrichtungen auch vom künstlerischen Standpunkte aus geneigt, den Gedanken der Stiftung des Liceo begünstigte, auch solchen gewiss mit ebenso viel Wohlwollen als Freigebigkeit durchgeführt und der Akademie Protection gewährt haben würde, wenn nicht seine Vertreibung aus Rom eine gänzliche Veränderung in allen Anschauungen des Lebens in ihm hervorgebracht hätte. Man kann es überdies als einen glücklichen Zufall betrachten, dass die Akademie bei der Rückkehr des Papstes nicht geradezu geschlossen und aufgelöst wurde, indem eine grosse Anzahl ihrer Professoren und Mitglieder, dem eigentlichen Berufe der Anstalt zum Trotz, eine Rolle bei den revolutionären Ereignissen des Jahres 1849 mitgespielt hatte. Wenn dergleichen gravamina auch nicht aus den Akten jener Zeit ersichtlich sind, so behauptet doch der Autor dieses Factum aus eigener Erfahrung; er selbst war bereits zu jener Zeit Ehrenmitglied der S. Cecilia und weiss sehr wohl, dass in jener politischen Karnevalsepoche die Säle der Anstalt mehr zu Versammlungen demo-

kratischer Clubs als zu musikalischen Uebungen benutzt wurden.

Es ist deshalb um so mehr zu verwundern und zugleich sehr anerkennenswerth, dass selbst in dieser Zeit manches die Kunst Fördernde von Seiten der ein gedrücktes Dasein führenden Congregazion geschah. Besonders wurde in jener Epoche der Gesang nach der alten, jetzt leider ganz verloren gegangenen bolognesischen Methode gelehrt. Fontomazzi, Borgna und Lucchesi ertheilten darin vorzüglichen Unterricht und stempelten diese pädagogische Abtheilung der Akademie zu einer wahren Singschule im eigentlichen Sinne des Wortes. Die Klavierschüler wurden nach der den Anforderungen der Zeit gemässen Technik ausgebildet. Eine dramatische Bildungsanstalt und in deren Folge theatralische Aufführungen der Sänger und Sängerinnen traten in's Leben. Man gründete und publicirte eine musikalische Zeitung zur Läuterung des Geschmacks; sie erschien während der Jahre 1852 bis 1864.

Das Statut war jetzt in folgender Weise gestaltet:

- 1) Cardinale protettore: Monsignore Primicerio.
- 2) Consiglio di Reggenza, bestehend aus vier Guardiani presidenti, welche durch die vier Abtheilungen, aus denen die verschiedenen Mitgliederclassen bestanden: Komponisten, Orgelspieler, Sänger und Instrumentalisten, gewählt wurden.
- 3) Camerlengo.
- 4) Secretario.
- 5) Archivario.
- 6) Bibliotecario.
- 7) Finanziario.
- 8) Acht Consiglieri.

Zwei Sindaci, zwei Ceremonienmeister und zwei Krankenwärter gehörten nicht zum Vorstande, sondern waren von diesem abhängig.

Dieses Statut stellt in seinem ersten Paragraph „die Ausbildung der guten Musik im Allgemeinen“ an die Spitze.*)

In den geräumigen Sälen des Palazzo camerale, via Ripetta, welche der Papst seit 1852 zum Gebrauche der Tonakademie bewilligt hatte, wurden täglich die Studien mit Eifer und Beharrlichkeit getrieben. Als den oben angeführten Gesangslehrern ebenbürtig sind die vortrefflichen Instrumentalmeister Sgambati, Ramacciotti, Pinelli und Viviani zu verzeichnen, welche bei der damaligen Ebbe in den Finanzen nur aus Liebe zur Kunst den Unterricht grösstentheils gratis ertheilten. Für dieses ihr Verdienst ist ihnen in neuester Zeit eine würdige Marmortafel im Flure der Akademie mit der Inschrift ihrer Namen gewidmet worden. Besonders wird auf dieser hervorgehoben, dass sie eine Anzahl ausgezeichnete Techniker auf allen Instrumenten dem Vaterlande geliefert haben.

Mag noch über die Programme von Aufführungen seit dem Jahre 1800 Einiges mitgetheilt und nachgeholt werden.

Im Jahre 1805 bestimmte der Cardinal Staatssekretär Gonsalvi ein jährliches öffentliches Concert von gemischter Musik zu Gunsten der studirenden Mitglieder. Man vermehrte solche Produktionen aus Wohlthätigkeitssinn an Zahl. Das Fest der heiligen Cäcilie, welches seit Jahrhunderten durch Musik gefeiert wurde, erhielt von 1841 an dadurch eine

*) Ob die Soci onorari wahlberechtigt für und wählbar in den Vorstand waren, ist aus den Akten nicht ersichtlich.

besondere Weihe, dass die Vertheilung der Prämien an die Zöglinge, so den Preis gewonnen, an jenem Tage stattfand.

Ich führe ausser den streng kirchlichen a capella als speciell „gelungene Aufführungen“ — es heisst so in den Aufzeichnungen — an:

Das Mozart'sche Requiem, ein Miserere von Muti-Pazurri, die Schöpfung von Haydn, ein Oratorium von Castelbarco, verschiedene Messen, „Joseph“ von Raimondi, „Apollo“ von demselben, eine Oper von Fenzi etc. etc.

Beinahe möchte ich die finanziellen Verhältnisse der Anstalt während dieses eben gekennzeichneten längeren Zeitabschnittes übergehen, haben sie doch mehr Interesse für Banquiers und Finanzbeamte, als für Musiker und Künstler. In einem so prononcirt absoluten Staate, wie es bis 1870 der päpstliche war, existirte kein regelmässiges, nach modernem Zuschnitt aufgesetztes Budget; Alles hing mehr oder weniger von der Willkür des jedesmaligen Staatsoberhauptes ab, weshalb denn auch eine permanente Unsicherheit, sowohl in der Gewährung von Mitteln, als auch über deren spätere Rechnungsablegung obwaltete. Finanzielle Geschenke, Erbschaften, Aktien-Emittirung, sogenannte Consolidata, staatliche Unterstützung und abermalige Zurückziehung des schon Bewilligten, dann Unredlichkeit der Beamten, Prozesse, Beschwerden, juridische Verurtheilungen und disciplinarische Massregelungen etc. etc., das ist das unerquickliche, unentwirrbare Chaos der letzten fünfzig- bis siebzigjährigen akademischen Finanzperiode bis zum Tage, an dem Italien den so heiss ersehnten Moment seiner politischen Einigung beging.

Und so hat sich denn die Jahrhunderte hindurch die von Palestrina gestiftete Anstalt, und

zwar bis zum 20. September 1870, an welchem denkwürdigen Datum die Piemontesen durch die Porta Pia in die ewige Stadt einzogen, zum Lobe ihrer unermüdlichen und uninteressirten Förderer sei es gesagt, erhalten.

Mit dem freien Geiste, der von nun an in die Geschichte eintritt, verändert abermals die Akademie ihren Charakter und nimmt den Anlauf zu einem grossartigen Staats-Konservatorium der Musik, welches sich heute ebenbürtig allen in neuester Zeit geschaffenen Musik-Hochschulen an die Seite zu stellen im Stande ist. Dass die sofortige Konstituierung und Konstruktion, wie Rom nicht an einem Tage erbaut wurde, so auch bei der Akademie nur nach und nach von Statten gehen konnte, das brachten schon die politischen Verhältnisse mit sich. Was war im neuentstandenen Italien nicht Alles zu beginnen, zu kassiren und zu reformiren!

Mit je grösserer Gewissenhaftigkeit und Folgerichtigkeit man in jeder Beziehung vorging, um so mehr Zeit war für ein erspriessliches Resultat erforderlich. Die für die Sicherheit des neugebildeten Staates nothwendigen Massnahmen gingen allen anderen Procedures vor; die Kunstanstalten sollten bedacht werden, aber sie mussten warten. Besonders hatte man keine grosse Eile mit der radicalen Umgestaltung der Cäcilien-Akademie, da jetzt die staatlichen Musteranstalten von Florenz, Palermo und vorzugsweise von Mailand jedem italienischen Musiker Gelegenheit gaben, auf die exacteste Weise in den verschiedensten Branchen seiner Kunst Studien zu machen.

Doch auch dieses Interim verrann, und wie schon erwähnt, florirt in diesem Augenblicke die Anstalt als Institut ersten Ranges und rivalisirt in Ge-

diegenheit des Unterrichtes mit den vortrefflichsten ihresgleichen.

Mag der Leser einige kurze Notizen über die Neuorganisation der S. C. als eines von nun an Königlichen musikalischen Konservatoriums wegen ihrer Trockenheit und nicht zu vermeidenden Wiederholung solcher Statute entschuldigen, ich darf deren Registrirung, weil doch für Musik-Pädagogen von einigem Interesse, nicht übergehen.

Noch am Schluss des Jahres 1870 ernannte die Regierung eine provisorische Kommission mit dem Auftrage, einen Plan und ein Statut für ein allgemeines Musik-Konservatorium, einen circolo musicale und für eine gemeinsame Hülfskasse der akademischen Theilnehmer auszuarbeiten. Man stiess zu Anfang auf grosse Schwierigkeiten. Eine ansehnliche Anzahl Mitglieder verliess die Congregazion, deren Majorität clerikal und mit der Veränderung, sowohl der politischen, als auch der künstlerischen Dinge nicht einverstanden war. Erst nach vier Jahren, im September 1874, wurden die festgestellten Paragraphen, nach vorheriger einstimmiger Annahme durch eine Generalversammlung, dem Minister unterbreitet, von diesem genehmigt und erhielten dann die Königliche Sanktion. Zum ersten Male wird hier die Akademie officiell mit dem Prädikat „Regia“ betitelt.

Die Mitglieder werden eingetheilt in „residenti“ und „non residenti“. Ein Präsident, zwei Vicepräsidenten, ein Bibliothekar, vier Censoren und ein Sekretär bilden das Direktorium. Der „Consiglio“ wird von sämtlichen Mitgliedern gewählt. „Soci illustri“, „soci benemeriti“, „soci onorari“ werden beibehalten. Periodisch wiederkehrende, öffentliche Musikaufführungen werden dekretirt, Konkurse aus-

geschrieben und die Statuten zuletzt als unverletzlich erklärt.

Die Kommission hatte sich durch Aufstellung dieser Normen zu allgemeiner Zufriedenheit ihres Auftrages entledigt.

Der Staat bewilligte von nun an ein pecuniäres Fixum, welches seitens der Commune Rom eine bedeutende Zulage erhielt und wodurch jetzt der Bestand dieser trefflichen Anstalt wohl für immer gesichert ist.*)

Ich führe nebenbei die Namen der ausgezeichnetsten und befähigsten Lehrer der Akademie an, vielleicht ist deren Klang der Neugier meiner Leser nicht unwillkommen: Marchetti, Terziani, de Sanctis, Komponisten und Kontrapunktisten; Sgambati, schon früher als Lehrer erwähnt, Komponist, erster Klavierspieler Italiens und nach Hans v. Bülow wohl Liszt's bester Schüler; Pinelli, gleichfalls bereits genannt, berühmter Violinist, von Joachim in Hannover ausgebildet; Alessandro Orsini, Lehrer für Chor- und Sologesang; Furino, ausgezeichneter Violoncellist.

Ausserdem sind die Blasinstrumente durch geschickte Virtuosen im Unterrichtsfache vertreten.

Den Namen eines Mannes aber, welcher sich das grösste Verdienst um das Gedeihen der Anstalt erworben, darf ich vor allen anderen nicht übergehen: Diese seltene Arbeitskraft ist der Cavaliere Adolfo Berwin, der Oberbibliothekar des Instituts. Schon beim Beginn der Reform durch die Königliche Regierung unterstützte er deren wohlintentionirte Absichten durch seine populären, öffentlichen Vorträge

*) Aus Dankbarkeit für die namhafte Geldbewilligung des Municipiums werden für immer 40 Eleven von der Anstalt gratis unterrichtet.

über Litteratur und Geschichte der Musik und zog die allgemeine Aufmerksamkeit nicht allein der Professoren, sondern auch des ganzen musikalischen Publikums auf sich. Im wahren Sinne des Wortes wirkte dieser Mann segensreich in vielseitigster Weise. Ihm verdankt die Akademie die exacte Verwaltung ihrer Bibliothek, welche vereint mit der *Biblioteca musicale governativa* die nennenswerthesten Musikautographen und Schätze birgt und jetzt zu einer der grossartigsten gezählt werden muss.

Vor 1870 noch unbedeutend, vermehrte sie in rapider Weise ihre musikalischen Raritäten und Kleinodien, indem die Regierung bei der Sequestrierung der Klöster und kirchlichen Institute ihr alle aufgefundenen Musikalien zuwendete. Plötzlich war sie zu einer Bibliothek ersten Ranges gestempelt. Ein neuestes, 1883 erschienenenes Edikt verordnete überdies die Sammlung sämmtlicher seit 1500 in den musikalischen Archiven Roms staatlich aufbewahrten Musikalien in eine besondere bibliothekarische Sektion. Unaufhörlich fliessen privatim noch Geschenke oder werthvolle historische Kompositionen der Anstalt zu, denn man vertraut auf die Mustergültigkeit der Berwin'schen Verwaltung.

Aber nicht allein Musikalien, sondern auch werthvolle Instrumente sind ob ihres Rufes der Akademie von den ersten Instrumentenmachern Europas verehrt worden. Prachtvolle Flügel schmücken die Säle des geräumigen Palastes in der *Via dei Greci*, welcher dem Konservatorium als Eigenthum von der Regierung übergeben wurde. Ein nach der Natur gemaltes Oelbild „Felix Mendelssohn“, vom Autor dieser Zeilen dargebracht, ziert den Sitzungssaal des Direktoriums.

Bei den grossen Nationalfesten, als da sind: die

vierhundertjährige Geburtstagsfeier Rafael Sanzio's, die Todtenfeier Victor Emanuel's, die Celebration Guido's von Arezzo, strömen die Chöre der Akademie den Wohlklang ihrer Organe aus und beweisen die stets behauptete Superiorität in der Klangfülle italienischer Stimmen und kraftvoller Kehlen.

Bei Gelegenheit der Besprechung eines Raimondi'schen Werkes habe ich bereits die Namen der grossen Meister hervorgehoben, welche aus der weltberühmten, von Palestrina gestifteten römischen Schule hervorgegangen sind. Bei dieser geschichtlichen Skizze aber kommt es hauptsächlich darauf an, festzustellen, welche unter diesen Heroen und welche Namen von ausgezeichnetem musikalischen Klange Mitglieder der S. Cecilia waren, so vervollständige ich denn das von mir früher anderweitig gegebene Verzeichniss dieser Meister bis in die neueste Zeit hinein.

Am Ende des 16. Jahrhunderts:

Palestrina, Giov. Maria Nanini, Ludovico della Vittoria, Tartaglini, Caccini, Pervè Nicola, Soriani Francesco, Mancini, Stabili, Troiani, die beiden Anerio, Roselli, Adriani, Dragoni, Fabri der Aeltere, Giovanelli und Paccelli.

Im 17. Jahrhundert:

Antonelli, Guizzardi, Benincasa, Cifra, die beiden Olivieri, die beiden Mazocchi, Cavalari, Ferraguti, Bernabei, Ganzetti, Picilli, Biachini, Ugolini, Pantaleoni, Allegri, Giamberti, Abattini, die beiden Fogia, Benevoli, Cecchelli, Fabri der Jüngere, Stamenga, Milani, Marini, Agostini, Berretta, Lorenzani, Nanini Bernardino, Bruder des Giov. Maria, Gregorio Allegri, Costantini Bonifazio, Graziani und Giacomo Carissimi.

Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts:

Alessandro und Domenico Scarlatti, Baj, Canicciari,

Giorgi, die beiden Durante, Leo, Bencini, Giommelli, Costanzi Casparini, Chiti, Casali, Anfossi, Lorenzini, Masi, Ballabene, Basili, Casciolini, Janaconi, Cavi, Paër, Zingarelli, Pietro Terziani, Fioravanti und Grazioli.

Die ausgezeichneten Namen, welche nun folgen, reichen bis in unsere Zeit hinein:

Vaccai, Paganini, Rossini, Spontini, Cherubini, Spohr, Onslow, Caraffa, Morlacchi, Field, Debério, Auber, Thalberg, Czerni, Cramer, Mayseder, Franz Liszt, Donizetti, Mercadante, Pacini, Wagner, Verdi, Lablache, Rubini, Giuditta Pasta, Domenico Donzelli, Filippo Coletti, Colini, Fétis, Kiesewetter, Gounod, Thomas, Grell, Naumann.

Schon durch die Mitgliedschaft dieser Musiker, welche wohl für alle Zeiten unter die Koryphäen unserer heiligen Kunst gerechnet werden müssen, ist der Akademie unsterblicher Ruhm gesichert.

Rossiniana.

Die charakteristische Landschaft Roms muss man im September sehen; da ist die Campagne rothgebrannt und wie verdorrt; langsam bewegen sich an dem antiken zweirädrigen, mit Leinwand überspannten Wagen die Gestalten schwarzer Büffel von tückisch finsternen Physiognomien; ihnen schreitet malerisch zur Seite ein mit dem *pungolo* bewaffneter, vielleicht vom Fieber erbleichter Campagnole; im Hintergrunde glühen die violetten, kahlen Berge; die purpurne Herbstsonne färbt die verfallenen Backsteinruinen rothgoldig und die spärlichen neben den einsamen kastellartigen Tenuten sich erhebenden Pinien setzen wie Kohle ihre Silhouetten an dem feurigen, klaren Abendhimmel ab. Dann liegt die heilige Einöde in der Formation ihrer kleinen Tuffhügel und Thäler gespenstig vor uns, erhaben und in lautloser Stille. Nichts ladet hier ein zu tändelnden Genüssen, wohl aber zum Versenken in das eigene Ich, zum Einblick in die Herrlichkeit klassischer Natur und in die Grösse geschichtlicher Vergangenheit.

Florenz mit Umgebung in seiner Eigenthümlichkeit macht den lieblichsten Eindruck während

des Monats Mai, wo der theegrüne, edle Flor der allerseits die Collinen bedeckenden Oliven, mit dem Rosa von Millionen Centifolien verflochten, sich wie ein breiter Kranz von zauberischer Schönheit rings um die wunderbare Blumenstadt bis zu deren Thoren herabwindet, und, wiederum mit Nuancen unzähliger farbiger Pflänzchen durchwebt, einen balsamischen, die ganze Luft würzenden Duft in alle Winde ausströmt. Dann erglänzen in den Weinbergen die breitkrämpigen Strohhüte der Mädchen, von hellen Bändern umflattert, vom weissen Sonnenlicht bestrahlt, wie silberne Punkte im Laube, und der wolkenlose, kornblumenblaue Himmel umrahmt harmonisch das gesammte Bild des entzückenden Gartens dieses paradiesischen, bevorzugten Fleckchens europäischer Erde.

Dort in Rom tiefer Ernst, hier die Sinne bestrickende, sich einschmeichelnde, unbeschreibliche Süssigkeit.

Und es war an einem Maimorgen, als ich, noch ganz berauscht von der Fahrt zwischen den eben gekennzeichneten Fluren, von Bologna kommend, durch die Porta San Gallo in „la bella Firenze“ einfuhr. Der Vetturin holperte mit seinen drei Kleppern über die grossen quadratenen, allen toskanischen Städten eigenen Kreideplatten, Lungarno entlang, wendete zuletzt in den borgo Ognissanti ein und siehe, da stand die würdige Matrone, die padrona vor dem Hause, welches ich bereits bei meinem vorigen Aufenthalte zum Absteigequartier gewählt, mir einen riesigen Blumenstrauss entgegenfächelnd: „Signor Ermanno, haro Ermanno! benvenuto in hasa mia!“ rief sie in ihrer florentinischen Mundart, herzlich gerührt und mit sehr leicht fliessenden Thränen zur Wagenthür der alten Carosse hinein.

Ohne Weiteres sprang ich zum Schlage hinaus und meiner guten madre, wie ich sie immer genannt, um den Hals fallend, drückte ich einen herzhaften Kuss auf die breiten, ehrlichen Lippen, die nie geschmäht, vielmehr gewohnheitsmässig über alle Menschen mit zu viel Schonung und Nachsicht geurtheilt hatten.

Ja, ich war wirklich in Florenz, in meinem lieben Parterre-Zimmerchen mit den grünen Jalousien und dem weiten Himmelbette, über welchem die unvermeidliche zanzaniera im feinen blendend weissen Mousselin sich ausbreitete.

Ermüdet von der Reise sass ich dennoch nach erfolgter Reinigung von Staub und kleiner verdächtiger Gesellschaft, so ich in den Gebirgslokanden aufgegriffen, binnen kurzer Zeit im bekannten Café Donney, von wo ich nach einem flüchtigen Blick in die italienischen Zeitungen und eingenommenen Frühstück mich sofort in die Uffizien begab, um dort den Tag zu verträumen. Keine Stunde hatte ich zu verlieren, drei Wochen nur dauerten meine Ferien.

O Zeit des alten Leopold! wie viel edelmüthiger und traulicher ging's nicht in dir zu! Da standen die herrlichen Bildergallerien tagtäglich, sowohl fremden wie einheimischen Kunstfreunden, von Morgens bis Abends offen und die Erlaubniss zum copiren der göttlichen Meisterwerke, nie wurde sie versagt.

Das neue Königreich lässt sich jetzt wacker Eintritt zahlen, viele Jünger Apoll's und sonstige Reisende, die nicht gerade im Ueberflusse schwelgen, versagen sich den hohen Kunstgenuss solcher Beschauung, weil sie ihn zu theuer erkaufen müssen; genügt es doch der Regierung nicht, ein permanentes Billet für die Staatsgallerien während der

Saison auszugeben, nein, für jeden einzelnen Besuch muss pro Person ein Frank entrichtet werden und zwar selbst für das kleinste, wenn vielleicht auch noch auf dem Arm getragene Familienglied. Wie aber könnte ein genauer Beobachter unter einem Monate mit der Durchwanderung der Gallerie Pitti und der Uffizien fertig werden, will er seine Genussbegier an dem hier zu Betrachtenden nur einigermaßen stillen.

Es war schon gegen Abend, als ich mit Wehmuth die geliebten Räume zu verlassen mich anschickte, denn mich rief die Pflicht zu einem rendezvous mit Kunstgenossen, das schon von Verona aus in Form eines pranzo nella trattoria della luna für den 10. Mai Abends 6 Uhr brieflich verabredet worden war.

Nach künstlerischem Genusse und geistigem In-sichaufnehmen schmeckt die Mahlzeit gut und so sass ich bald unter den Freunden, vier Musikern, im heitersten Kreise, wo ich mir einen schmackhaften riso alla milanese und ein kraftvolles Glas Chianti herzhaft zu Gemüthe führte.

Es wehte soeben, obgleich die früheren Opern des Meisters ja längst die deutschen Bühnen passirt hatten, der erste orkanartige Wagner-Wind im Vaterlande. Indess lebte man noch in jener glücklichen Musikepoche, wo keineswegs sofort als geächtet erklärt wurde, wer nicht Wagner als den einzigen, wahren und höchsten aller Musiker hinstellte. Wir waren noch fern von der Zeit Baireuths, in welcher verwilderte Physiognomien, den edlen Liszt'schen Typus albern nachäffend, mit bis zu den Schultern herabhängenden Mähnen und nackten Hälsen, Basser-mann'sche Gestalten par excellence, umherirrten und, wie im Jahre 1793 in Paris, Jeden mit aufgehobenem

Knotenstocke zu zerschmettern drohten, so nicht auf ihre Fahne geschworen. Glücklicherweise hatte man jetzt noch das Recht einer freien musikalischen Meinung; eine Reklame, wie sie die Welt seit ihrer Erschaffung bisher in der Kunstgeschichte nie gesehen und die erst später mit Klageweibern und pomphaft heidnischen Demonstrationen am Grabe des Heiligen ihr Ende erreichen sollte, war noch nicht in's Werk gesetzt, sondern lag erst in den kindlichsten Anfängen.

Antithesen über die neue Richtung walteten allerdings bereits ob, aber wir vertraten ruhig, wenn auch mit Energie disputirend, unsere Ueberzeugung.

Da war der berühmte Cordigiani, der feine, zartfühlende toskanische Liederkomponist, dessen Melodien nicht allein in Italien, sondern auch in jedem kultivirten musikalischen Lande sich unbedingter Beliebtheit erfreuten und noch erfreuen. Dieser charakterisirte den „holden Abendstern“ als einen jedes innigen musikalischen Gefühls entbehrenden Gassenhauer, und, sollte man es glauben, er wurde von einem unbedeutenden deutschen Musiker, einem ungerathenen Musensohne, verbrecherisch darin sekundirt.

Romani, der anerkannte Lehrer und damals einzige Vertreter der alten, jetzt verschwundenen bolognesischen Gesangsschule, deren letzte Repräsentanten die weltbekannte Fodor zu Neapel (nicht zu verwechseln mit einer späteren Namensschwester), Lablache, Rubini, Tamburini, Henriette Sontag und Jenny Lind waren, meinte, dass eine Gesangkunst für den Messias, respektive Vandalen Wagner nicht vorhanden sei und gleichwie Händel von Gluck behauptete, der Kerl verstehe vom Contrapunkte nicht mehr als sein Koch, so glaubte Romani Wagner'sche

Gesangswissenschaft mit dem verschiedentlichen Ausbrüllen florentinischer ambulanter Waarenverkäufer vergleichen, ja sogar identifiziren zu müssen.

Man nehme solche Ergüsse nicht zu ernst, in heiterer Gesellschaft wird nicht jedes Wort erwogen.

Fortunati, verdienstvoller Komponist und Kapellmeister an dem grossherzoglichen Opernhause La Pergola, den ich in Parallele mit dem grossen strategischen, den musikalischen Schweiger nennen möchte, schenkte zwar der ganzen Konversation ein aufmerksames Gehör, griff aber, nicht selbstständig Partei nehmend, in die Kontroverse ein, er begnügte sich durch Nicken oder Schütteln des Kopfes seine Zustimmung, dann wieder sein Missfallen kundzugeben und schien vorerst, in gemüthlichster Verfassung mit den Fingern am Fusse seines Glases klimpernd, gleichzeitig darüber nachzudenken, ob nicht die vortreffliche Weinernte heurigen Jahres, also der Zukunftswein, im Erfreuen der Menschenherzen noch eine Weile mit der Zukunftsmusik konkurriren könnte.

Ganz unter uns gesagt, sollte nicht bei einer allgemeinen parlamentarischen Abstimmung über diese Frage die Majorität auf Seite des Chianti gewesen sein?

Doch pfui! wie dürfte ein deutscher Musiker es wagen, eine so blasphemische Untersuchung in Vorschlag zu bringen! Sei dem also wie ihm wolle, Fortunati seinerseits schien überaus zufriedengestellt, dass mit Einstimmigkeit anerkannt wurde, die Wagner'schen Trauben seien zwar in Deutschland ziemlich gereift, aber für Italien noch vollständig sauer. Viele, viele Jahre würden vergehen, ehe der südliche Boden dieses ausländische Gewächs zur Akklimatisation zu bringen im Stande sein würde. Konnte man es dem

Italiener, der bisher nur den Barbier von Sevilla, die Norma und einige Verdi'sche Opern mit leichter Mühe dirigirte, verdenken, wenn ein leiser Schauer ihn bei einer drohenden Einstudirung Tannhäusers durchrieselte? Wäre nicht vielleicht seine schwächliche Konstitution bei diesem Parforce-Experiment zu Grunde gegangen? Wer hätte auch vor 35 Jahren überhaupt hierlandes eine derartige Aufführung unternehmen wollen, oder wer hätte es aushalten können, damals Wagner von Italienern deklamiren zu hören? Das wäre des grausamen Spieles zu viel gewesen.

Der fünfte Genosse der Tafel, damit der eigentliche Wagner-lion auch nicht fehlte, Marchese Nicolini, mehr Dilettant als wirklicher Professionist, doch immerhin brillanter Klavierspieler, war soeben von einer Reise aus Deutschland zurückgekehrt, wo er in Dresden der Aufführung des „fliegenden Holländers“ beigewohnt hatte. Er war bereits von dem Strome der Exaltation mit fortgerissen und weissagte die Zerstörung und den Untergang des alten musikalischen Babylon, auf dessen Trümmern sich dann eine neue Welt erheben würde. Bei der Erwähnung sowohl deutscher, wie italienischer hoher Meister zuckte er zwar noch nicht, wie dies jetzt von den Epigonen der neuen Schule zu geschehen pflegt, mitleidig mit den Achseln, doch erkannte man an seinem Gesichtsausdruck, dass er die Koryphäen unserer Kunst nur noch pro Forma gelten liess. Das Spinnerlied, das Spinnerlied der Mädchen im dritten Akte, das wollte ihm nicht aus dem Kopfe, und er hatte — wie ich beiläufig erwähnen will — hierin mit unserem edlen Louis Spohr gleichen Geschmack, der zum Verfasser in Cassel öfters äusserte, wie doch dies Liedchen gar so wunderreizend sei.

Die Wogen des Streites schäumten hin und her, mit dem neu aufgetragenen Asti spumante um die Wette, doch italienische Liebenswürdigkeit liess es, im Gegensatz zu üblicher deutscher Art, sofort in's Persönliche überzugehen, durchaus zu keiner Bitterkeit kommen; im Gegentheil, es wurde viel gelacht, etwas satyrisirt, in gutem Ton gespöttelt, man hänselte sich untereinander — das war Alles.

Jetzt hatte der würdige Romani einen intuitiven Einfall, der sofort allgemeinen Applaus fand. „Wie wär's,“ meinte der Sänger, „da unser maestro tedesco doch nun einmal nach der persönlichen Bekanntschaft Rossini's schmachtet, wenn wir diesen bei einer Visite in seiner Fiesole-Villa zum Schiedsrichter über uns erkören? Er soll sein Verdikt über Wagner fällen, denn er ist neidlos, über Kleinigkeiten erhaben, und sein Ruhm steht so fest in allen Landen, dass er nichts mehr zu gewinnen, noch zu verlieren hat.“

„Bravo! bravo!“ schallte es von allen Ecken her; die Gläser wurden auf's Neue gefüllt — „Evviva Rossini, il nostro arbitro!“ „Schon morgen wird er in seinem Landsitz aufgesucht, schon morgen muss er nolens volens über Wagner zu Gericht sitzen, wir zwingen ihn dazu, sei es durch Ueberraschung, sei es durch heimliche Ränke.“

Fortunati erbot sich nun, in der Via larga, wo der grosse Meister, der vor einigen Jahren aus Bologna nach Florenz übergesiedelt, seine Wohnung hatte, mich provisorisch und so wie von ungefähr diesem vorzustellen, noch ehe wir am Nachmittag folgenden Tages die Fahrt nach der Villa enttritten. Täglich präzise ein Uhr Mittags nämlich trat Rossini aus dem seinem Hause gegenüberliegenden Palazzo Poniatowsky, wo er mit dem Fürsten, seinem Busenfreunde, die Zeit von mezzo-giorno bis zum tocco zu

verplaudern pflegte; dann wanderte er in die Zuckerbäckerei von Castelmur jenseits des Domplatzes und verzehrte dort einige für ihn eigens präparirte Pastetchen, indem er als echter Bonvivant einen extra feinen Liqueur dazu einschlürfte. Regelmässig versammelte sich daselbst ein Kreis von Verehrern und Zuhörern um ihn, der nicht selten über des Meisters zungenfertige, schlagende Witze und unaufhörlich sprudelnde und beissende Sarkasmen in ein helles Gelächter ausbrach.

Nach aufgehobenem Concilium stieg dann der Bewunderte in die ihn vor der Thür schon erwartende Kalesche und flott ging's in scharfem Trabe auf die Hügel zu der kleinen, ihn immer an der Gartenthür erwartenden Französin, seiner Gattin, die er verehrte und liebte, und die ihm bis zu seinem Ende eine treue Pflegerin blieb.

Fortunati hatte gut gerechnet. Zur gewohnten Stunde erblickte man Rossini vor dem Palaste; der Portier hatte kurz vorher verabredeter Weise ein Zeichen gegeben, dass jetzt der Cavaliere die Treppe herabsteige. Noch sehe ich ihn mit seinen schlappen, hohen Vaternörtern, seinen bis zu den Fingerknöcheln reichenden lappigen Manschetten, schief den Hut nach links gerückt, verwegen daherschreiten.

Die Zufluchtnahme zu dieser Ex-abrupto-Vorstellung war darum von meinem Freunde gewählt, weil jeder durch Florenz reisende, nur einigermaßen sich etwas dünkende Mensch Rossini zu sehen begehrte, dieser aber wiederum ob solcher Gunst sich gründlich gelangweilt fühlte. Denn, wenn nun auch „der Schwan von Pesaro“ immer der feine Italiener und formell lebenswürdig blieb, ironisirte er doch nicht selten die neuen, ihn besuchenden Ankömmlinge

und mancher unter ihnen zog enttäuscht mit langer Nase davon.*)

Damit mir also kleine, für seccatori erdachte Neckereien des maestro erspart blieben, hatte mein lieber Freund geschickt dies zufällige Zusammentreffen zwischen mir und Rossini erdacht und meisterlich in's Werk gesetzt. Mich konnte auf diese Weise der Verdacht einer beflissentlichen Belästigung des fortwährend Gestörten nicht treffen.

Doch zurück zur eigentlichen Begegnung mit dem Cavaliere.

„Oh Fortunati!“ rief er, als er diesen erkannte. „Come stai? cosa lavori? cosa dici dell' esecuzione di ieri sera? che bravo cantante quel Roger!“

Fortunati bedauerte aufrichtig, das Concert wegen des für ihn obligatorischen pranzo versäumt zu haben.

*) So liess sich einst ein kleiner Balkanhalbinsel-Potentat bei dem maestro melden. In devoter Stellung empfing der compositore das gekrönte Haupt und nach längerem Dialog mit Serenissimo musste er sich in das Unvermeidliche fügen, den Herrscher auf dem Klaviere phantasiren zu hören. Dieser, nachdem er seine mit schweren Ringen gezierten Finger eine geraume Zeit lang hatte tanzen lassen, sah jetzt Rossini fragend und forschend an. Noch nie, behauptete der Cavaliere, habe er einen Souverain so spielen hören. Der Begünstigte fühlte sich gnädigst geschmeichelt und zog sich huldvoll nach vielen mit dem berühmten Komponisten gewechselten Händedrücken in seine glänzende Equipage zurück. Später äusserte Rossini einem Bekannten gegenüber, er hätte immer eine Vorliebe für die Capi coronati gehabt, — ein feines Wortspiel, das ich um so weniger zu erläutern wage, als man von der Treue der hohen Gemahlin des soeben gekennzeichneten Klavierspielers sich kuriose Geschichtchen zu erzählen erlaubte —. Nicht Allen bekannt ist der klassische Ausspruch, den der grosse Musiker einem frechen jungen Burschen gegenüber that, als dieser ihn förmlich zwang, ein Urtheil über seinen talentlos gesetzten Trauermarsch auf den Tod Meyerbeer's zu fällen; er lautete:

„Sie verlangen Aufrichtigkeit: Da wünschte ich von Herzen, Sie wären gestorben und Meyerbeer hätte die marcia dazu komponirt.“ —

„Dieser maestro tedesco,“ sagte er, auf mich zeigend, „ist die unschuldige Ursache, dass wir musikalischen Freunde sämmtlich erst in's zweite Concert wandern werden; seine Ankunft musste unter allen Umständen von uns gefeiert sein.“

Rossini fing jetzt in einnehmendster Weise ein Gespräch mit mir an, antwortete aber, als ich ihm andeutete, ich hätte Florenz nie verlassen können, ohne den Schöpfer des „Tell“ aufgesucht zu haben, doch etwas satyrisch:

„Caro mio! vedete un povero Roccoco! un povero, povero Roccoco!“ —

Ehe ich mich dessen versehen hatte, gehörte ich also doch zu den Gefoppten. —

Auf mehr schien er sich überhaupt vor der Hand nicht einlassen zu wollen; der Gaumen kitzelte, die Pastetchen winkten; er brach das Colloquium ab und, wie es Fortunati ganz richtig vorausgesagt hatte — denn so war's des maestro Gewohnheit — citirte er uns für den Nachmittag auf seine Villa, wo wir uns bequem und mit Musse über Musik in Deutschland und Italien ausplaudern könnten, auch forderte er uns auf, die Freunde mitzubringen.

Alles gelang, wie wir es projektirt, Rossini selbst spielte das praevenire bei dem so heimlich von uns Geplanten.

Soll ich die gegen Abend unternommene entzückende Fahrt auf die Collinen beschreiben, wie wir allmählig von immer höher hinab die herrliche Stadt, vom spiegelnden Arno durchflossen, wie vergoldet im grünen Thale zu unseren Füßen sich ausbreiten sahen, mit ihrem Dome, mit dem weithin glänzenden Mosaik von San Miniato? — o nein, vergebliches Bemühen, ein derartiges Schauspiel nur andeutungsweise schildern zu wollen. Geh' hin, armer Sohn

des Nordens, verstumme vor solcher Schönheit, genieße, wenn Du es vermagst, und bist Du kein deutscher Chauvinist, kein echter germanischer Hauptstädter, so gestehe nur, wenn auch mit schwerem Herzen, dass die vor Dir liegende Landschaft wohl noch den englischen, den Thiergarten und den Wiener Prater übertrifft.

Der Wagen hielt endlich vor einem von *pietra rossa di Perugia* gefertigten Portale mit eisernem, von Schlingpflanzen umrankten Gitter; darüber stand in eingehauener Schrift: „Villa Rossini“.

Wir gingen bis zum Ende einer Allee, die, *alla fiorentina*, auf beiden Seiten mit kleinen Cypressen bepflanzt, zu einem freien Platze vor der Eingangstür des Gebäudes führte. Dort sahen wir Rossini, seine Frau und einige Hausfreunde an einer mit Sodawasser und Himbeersaft bestellten Tafel sitzen. Sobald er unser ansichtig wurde, erhob er sich gemächlich, ging uns freundlich bewillkommend entgegen, machte sämtliche Gäste mit einander bekannt, schenkte uns eine *bibita* ein und nicht lange währte es, so befanden wir uns bei gemüthlichster Verfassung in angenehmstem Verkehr.

Dann nahm das Gespräch auch einmal eine ernstere Wendung. Vor Kurzem war Felix Mendelssohn gestorben. Rossini, der ihn 1836 in Frankfurt a. M. gesehen, dann gekannt, bewundert und zuletzt geliebt hatte, erkundigte sich bei dem anwesenden Schüler des Verstorbenen auf das Eindringlichste über viele Umstände, die Mendelssohn's späteres Leben, besonders die Zeit seiner Krankheit und seinen Tod betrafen.

„Welch Verlust für Deutschland, für die Kunst im Allgemeinen!“ klagte er; „welch ein herbes Geschick für seine Freunde, einen solchen Mann in

der Kraft seiner jungen Jahre inmitten seines segensreichen Wirkens, seiner emsigen Thätigkeit aus dem Leben scheiden sehen zu müssen.“

Der Meister war sehr betrübt, heucheln war seine Sache nicht. Dann erzählte er, wie Mendelssohn während ihres Zusammenseins ihm alles nur Mögliche, was er verlangt, aus den Werken hoher deutscher Meister vorgespielt habe; da habe er Sebastian Bach, mit dem er sich allerdings schon in seiner Jugend beschäftigt, zuerst so recht begriffen und genossen.

Und auch der Verfasser erinnert sich der grossen Vorliebe Mendelssohn's für Rossini's Erscheinung; der deutsche Meister sprach oft und gern zu seinen intimeren Bekannten, z. B. dem alten General v. Webern, den Professoren Werder und Heydemann, und wer ihm sonst nahe stand, über den gemeinsamen Aufenthalt mit dem beliebten Cavaliere in der guten Stadt Frankfurt a. M. Ferdinand Hiller erzählt uns in von ihm edirten musikalischen Aufsätzen sehr anziehend von der gegenseitigen Zuneigung und Freundschaft, welche der Germane und Romane für einander hegten.

Das Gespräch kam jetzt auf deutsche Klassiker im Allgemeinen. Rossini rechnete Mendelssohn mit aller Bestimmtheit zu ihnen. Das musikalische Gesammturtheil, welches er über den Verstorbenen fällte, lautete: „Er ist der Meister in Vollendung der Darstellung, und was er uns giebt, bleibt immer edel und vornehm.“ Zu den kleinen Mängeln, die er an den Werken des grossen Künstlers zu rügen sich erdreiste, gehöre eine öftere Härte der Harmonie, an welche sein italienisches Ohr sich schwer gewöhnen könne, doch das sei Geschmacksache.

Solche Bemerkung gab dann Gelegenheit, einen Meinungsaustausch über musikalischen Ohrenzwang überhaupt herbeizuführen.

Rossini ergoss sich in unbedingtes Lob über die Mozart'schen Dorfmusikanten, die zu gleicher Zeit Alles falsch und doch richtig spielten; dann wieder behauptete er, dass die berühmte Dissonanzen-Introduction im C-dur-Quartett, Vielen ein Räthsel, ganz richtig und motivirt sei, nur in den Harmonietönen, wie wir Deutschen es sagten, etwas vorweggenommen, das hätte auch Papa Haydn einem Unwissenden kundgethan, als er die Sentenz gab: „wär's falsch, so hätte es Mozart nicht geschrieben“. Dagegen meinte der Cavaliere, er könne sich einen B-dur- und Es-dur-Akkord zusammenklingend, wie solche Beethoven bei dem bekannten Horn-Eintritte vor der Wiederaufnahme des Hauptthemas in der Eroica übereinandergesetzt, durchaus nicht erklären; auch im russischen Volksliede (Trio des Beethoven'schen E-moll-Quartetts) ginge es doch gar zu russisch her.

Ich wunderte mich, wie exact der Meister in deutsch-klassischer Instrumentalmusik bewandert war, aber bald sollte ich noch mehr erstaunen.

Wie bekannt, pflegte sich Rossini in unbegrenzter Verehrung und ihm angeborenem südlichen Enthusiasmus über Mozart zu ergiessen. Alle von ihm gesammelten Aussprüche, wie wir sie über unseren Heros von Otto Jahn, Emil Naumann, Offenbach und Andern erfahren, schon damals hörte ich sie aus seinem eigenen Munde. Ohne auf jene gesammelten Sentenzen dieser musikalischen Schriftsteller zurückzugreifen, vielmehr vielleicht mit Abweichungen, weil sich unser Meister bei seinem fließenden Conversationstalent wohl immer verschiedenartig ausdrückte,

gebe ich nach meinen Aufzeichnungen seine an mich direct gerichteten Worte wieder.

„Vor allen Musikern liebe ich Mozart; werde ich aber einst zu ihm in's Paradies eingelassen werden? Straft unser Herrgott auch die Musiksünden nach Verdienst, so erzittere ich für mich, denn ich habe in meinen Opern viel gefehlt, bin, so zu sagen, nicht selten ein musikalischer Bummler (vagabondo war sein Ausdruck) und ein durchaus verdammungswürdiger Jünger meines erhabenen Vorbildes gewesen. Vielleicht aber finde ich Gnade für das wenige Annehmbare, was ich geleistet, und Mozart bittet am Ende noch in Person für den armen, nach Recht Verdamnten,

Der vor der Himmelspforte harrt,
Ob Petri's Schlüssel noch nicht knarrt.“

(Ich kann den spasshaften italienischen Reim, den er citirte, deutsch nur gezwungen wiedergeben.)

„Mir war seit meiner Jugendzeit eingeprägt worden — und ich stimmte dieser Anschauung zu —, dass in harmonischer Beziehung die Deutschen, in melodischer die Italiener von jeher bedeutender gewesen seien. Von solchem Irrthum kam ich später total zurück; Mozart hat mich von dieser nationalen Ueberhebung und Eitelkeit gründlich geheilt, denn der entzückende Reiz seiner Cantilene ist ja unerreicht, zugleich aber repräsentirt die zauberische Wirkung der mit ihr verwachsenen Harmonie das non plus ultra der ganzen bisher zur Anwendung gebrachten Polyphonie. So hat er uns, sollte an jenem populären Ausspruch auch wirklich in früheren Zeiten ein Titelchen Wahrheit gewesen sein, jetzt besiegt und zwar vollständig geschlagen. Mein „Barbier“ verhält sich zu seinem „Figaro“ wie eine Posse zum klassischen Lustspiel Molière's.“

Rossini's vielleicht Manchem schon bekannte Worte, an Pauline Garcia gerichtet, welche (Schande sei es für uns Deutsche) die vom Vaterlande verschmähte Originalpartitur des „Don Juan“ käuflich für hohen Preis erworben hat, lauten:

„Je voudrais m'agenouiller devant cette sainte relique, c'est le plus grand maître de tous, c'est le seul qui ait eu autant de science que de génie et autant de génie que de science.“*)

Beethoven, meinte er, sei der grösste Musiker. „Nun, und Ihr angebeteter Mozart?“ fragte Einer der Anwesenden. „Das ist der Einzige!“

Und als Romani ihn anredete: „Cavalieri, Sie werden jenseits der Alpen in Ihrer Einzigpreisung Mozart's nicht gehörig unterstützt werden, da die musikalische deutsche Jugend bei vollständiger Anerkennung seiner Ebenbürtigkeit mit Beethoven doch mehr in ihrem Enthusiasmus zu diesem hinneigt und seine Schöpfungen für das non plus ultra erklärt“ — da antwortete der maestro:

„Ich finde dies erklärlich und fände es unnatürlich,

*) Wie lange war die Partitur des „Figaro“ im Besitze des Lehrers Sch. in Dresden und noch bis vor Kurzem billig zu erstehen. Keine deutsche Bibliothek raffte sich auf, unseres grössten musikalischen Dramatikers grösstes Meisterwerk einer komischen Oper in ihren Besitz zu bringen. Wir Deutschen bleiben doch immer und ewig die alten!!!

Schon hatte ich so viel gesammelt, um dieses kostbare Kleinod mir und meiner Familie als heilige Reliquie zu gewinnen; ganz erfüllt war ich von diesem genialen Gedanken. Bald reiste ich nach Dresden, wo ich dann hastig die Wohnung des Anbieters aufsuchte. Er selbst war verreist, doch sein Schwiegervater, ein Schlächtermeister, den ich über die Angelegenheit befragte, eröffnete mir, das Manuscript sei bereits verkauft, vor acht Wochen sei man es endlich an einen Engländer losgeworden; man hätte wahrlich lange genug das todte Kapital, das ja weder irgend ein deutscher Staat, noch eine Buchhandlung etc. hätte besitzen wollen, auf dem Halse gehabt. —

verhielte es sich anders. Jedes Alter hat seinen sogenannten penchant. Die erste Liebe beseligt, die richtige ist sie selten; zur wahren Erkenntniss gehört Reife auch in der Empfindung, denn man kann edel und dennoch falsch empfinden. Die Jugend fühlt immer mehr subjektiv als objektiv und jeder grosse subjektive Meister macht ihr tieferen Eindruck, als ein objektiver. So werden Sie sehen, dass Michelangelo von Malern, Bildhauern und Architekten eines gewissen Alters für das höchste Genie gehalten und Raphael vorgezogen wird. Wie ich vernommen, nennt man Schiller in Deutschland den Dichter der Jugend. Der Werth der erhabenen Werke dieser hohen Meister fällt sofort in's Auge, man braucht nicht erst nach ihm zu suchen; man wird geleitet, sie sind so zu sagen mehr symbolischer Natur. Bei der Musik solcher Geister kann man sich leichter etwas Bestimmtes denken, wie z. B. bei der Eroica mit ihrem Trauermarsche, die Beethoven nach der Erhebung Napoleon's zum Kaiser in's Feuer warf; wie bei der Pastorale mit dem Gewitter, bei der „A-dur“ mit dem Kirchenstücke in der Mitte, und nun gar bei der „Neunten“, über die ja Bücher geschrieben sind. Die Grösse Mozart's aber ist trotz scheinbarer Einfachheit viel schwerer zu erfassen, als sich das junge Völkchen denkt; seine Musik scheint zwar so durchsichtig, so klar, dass ein Kind sie begreifen kann, aber sie ist Musik und nur Musik in ganzer Abstraktion, und solche ist nicht Allen in ihrer höchsten Bedeutung zugänglich; hierdurch unterscheidet sie sich von der Beethoven'schen.“

„Worin aber besteht das Schwererfassliche! maestro?“ fragte der Marchese Nicolini.

„Nun,“ sagte Rossini, „das kann man am besten durch ein Beispiel darlegen. Wir Alle kennen die

„Zauberflöte“, kennen den „Don Juan“, „die Entführung“, den „Figaro“ etc. Eine jede dieser Opern zeigt eine oder mehrere komische Figuren. Wenn es nun schon schwer ist, echt komische Musik zu komponieren, so ist es noch viel schwieriger, psychologische Komik in der feinsten Unterscheidung musikalisch wiederzugeben. Die meisten Komponisten glauben durch ein schnelles parlando, durch einen kuriosen Rhythmus, durch eine bizarre Modulationsweise solchen Zweck erreichen zu können, aber, wenn es ihnen einmal gelingt, so ist ihre Komik doch nur eine allgemeine und wohlfeile. Denke man sich einmal den fetten, unbeholfenen Haremswächter Osmin vergleichungsweise zu dem geschwätzigen Papageno, dann wieder den treuerzigen, täppischen, immer unzufriedenen, furchtsamen Leporello zu dem ränkesüchtigen, leichtfüßigen und leichtfertigen Figaro, den alten, eingebildeten Narren Bartolo zu dem Kuppler Basilio, überlege man dann, dass jeder dieser Charaktere von unserem hohen Meister in musikalisch-psychologisch-komischer Weise auf's Feinste nuanciert wird, so muss man es fast unbegreiflich finden, dass es einem Musiker gelingen konnte, die schon im einfachen Leben kategorisch schwer zu sondernden Begriffe verschiedener Komikgattungen so charakteristisch uns vor die Seele zu führen. Und dabei geht Alles so zu, als ob es so sein müsste, als ob keine Schwierigkeit zu überwinden wäre, als ob so etwas zu schaffen nur ein Kinderspiel sei.“

„Doch,“ fügte Rossini hinzu, „das ist ja nur eins von hundert Beispielen, die ich Euch geben könnte. Nehmen wir das ironische Element. Die Schwierigkeit, sich musikalisch ironisch auszudrücken, scheint kaum zu überwinden. Denke man aber, mit welcher

Ironie die beiden Damen Marcellina und Susanna an der geöffneten Thür des Zimmers sich einander hinauscomplimentiren; ist das nicht ein unerreichtes Meisterstück? Denke man wieder an die unbegrenzte Eitelkeit, mit welcher Herr Doktor Bartolo sich über das arme Menschengeschlecht erhebt, zu Gericht sitzt und sich ironisch lustig macht, indem er singt: „Ich habe grosse Gedanken und Entwürfe, die der schwache Kopf nicht kennt.“ Mit welchem köstlichen Humor hat nicht unser Mozart diese Stelle erfunden!“

„Und wenn der Schelm Figaro sich die Sehne am Fusse verrenkt hat und dies dem Grafen mit wimmernder Ironie kund thut, ist das nicht wundervoll und doch zum Todtlachen?“

„Ach, nun gar die Tragik seiner grossen Figuren, die Doppelgestalt Don Giovanni's, der zum Theil ein galantuomo, zum Theil ein Bösewicht ist, ihm gegenüber der erhabene Commendatore, musikalisch so ganz verschieden von jenem gehalten; welch' ein Gegensatz in den Charakteren offenbart sich uns in dem am Schlusse der Oper jede Kritik ausschliessenden, letzten grossen Dialoge!“

„Wer je,“ rief der Meister nicht ohne Bewegung aus, „wer je an seine Brust geschlagen und sich gefragt hat: Was bist Du? der wird beim Klange jener Posaunenakkorde die Antwort erhalten haben: Ein armer, sündiger Mensch.“

„Ihr sitzt oft da und hört Mozart'sche Musik,“ unterbrach sich Rossini, immer heftiger werdend, „und wisst gar nicht, wie schön das ist, was Ihr hört; freilich wusste es der grosse Meister selbst nicht, dass er so Gottvolles, so Unsterbliches schrieb, als er seine intuitiven Gedanken zu Papier brachte,

sie kamen ihm eben von oben. Darum blieb er der ewig Bescheidene.“

Nach einer längeren Pause sagte er dann: „Geht Euch nun ein Licht auf von dem, was ich meine? Mozart erfordert zu seinem Verständniss nicht allein den Musiker — der technisch-musikalische Theil seiner Werke ist bei höchster Vollendung immer leicht zu erfassen —, er verlangt vielmehr auch einen Psychologen, einen Anthropologen, und das sind die Wenigsten unter uns.“

„Doch lassen wir's gut sein, ich predige tauben Ohren,“ murrte der maestro, ohne selbst zu wissen, dass er etwas gereizt war; er erwartete vielleicht im Gegensatz zu seinem Sermon eine höhere Apologie Beethoven's, die er in diesem Augenblicke schwer geduldet hätte.

Der alte Herr hatte sich bei dem Lobe seines Ideals wirklich echauffirt. Wenn man also ein objektives Urtheil über den „aufblühenden, alleinigen Beherrscher der Töne“ von ihm erlangen wollte, war dies wahrlich nicht die geeignete Zeit, ja im Augenblicke fast zur Unmöglichkeit geworden; eine Bresche in seine Gedanken und Ideen über die neue Richtung zu schlagen, musste verschoben werden; dachte ich doch an Louis Spohr, der immer schärfer über ein ihm vorgelegtes Musikstück urtheilte, sobald er sich kurz vorher mit Mozart'schen Werken, die ihm über Alles gingen, beschäftigt hatte. Den letzten Satz der IX. Symphonie nannte er dann „ein gräuliches Stück“.

Der Cavaliere kam uns aber glücklicherweise auch in diesem Falle zuvor und indem er sich jetzt mit ernster Miene zu mir wandte, that er den denkwürdigen Ausspruch: „Voi altri in Germania avete

fra i vostri musici un certo matto, chiamato Wagner, che ne dite?“

Das war mir doch zu stark, Wagner als Tollhäusler qualifiziren zu hören; ich hätte es nicht erwartet.

Bald darauf äusserte sich der maestro wieder so: „Forse gli riesce però di trovare qualche cosa di nuovo, tanto meglio per lui.“ Hier brachte er die Wundergeschichte von dem Malerpinsel auf's Tapet und, in neckigster Laune sich über sich selbst moquirend, meinte er, sie passe vielleicht ebenso gut auf ihn, wie auf den „erstandenen Messias“.

Da ich das Märchen nicht kannte, erzählte er: Es wurde einem Künstler, dessen Bilder wenig Beifall fanden, einst von einem Zauberer ein Pinsel angeboten, der die Kraft hatte, alles mit ihm Verfertigte für etwas nicht zu Erreichendes und in höchster Schönheit Prangendes gelten zu lassen. Leider besass dieser Pinsel solche Wirkung aber nur auf fünf Jahre. „Was dann?“ fragte der Maler, dem zugemuthet wurde, das Werkzeug für eine enorme Summe zu erstehen. „„O Du Thor! weisst Du denn nicht, dass, wenn Du fünf Jahre überall Bewunderung hervorgerufen, Du nachher thun und lassen kannst, was Dir beliebt? Dein werthlosestes Werk ist dann immer viel werthvoller, als das verdienstlichste jedes Deiner Nebenbuhler.““ —

„Und so war es mit mir,“ sagte der Meister; „als ich einmal „die Italienerin in Algier“ geschrieben, da waren die Leute verrückt geworden, ich durfte ihnen das tollste Zeug auftischen, sie hielten es eben für etwas ganz Exquisites. Mein Treffer war, dass ich gleich zuerst etwas Neues erfunden, das gegen alles Bisherige abstach: es war die absolute Melodie. Mag es nun mein Talent gewesen

sein, vielleicht auch etwas Spekulation dabei, ich bin wie im Schläfe der Held des Tages geworden und länger als ein Menschenalter geblieben, verdient hab' ich's nicht. *) Gelingt es diesem pazzo, ein Gleiches auszurichten, so hat er gewonnenes Spiel auf vierzig Jahr.“

Dieser apodiktische Ausspruch ohne Weiteres konnte uns aber doch unmöglich befriedigen, da wir ein genaueres Eingehen in die neu aufgestellten Prinzipien von Seite des Meisters erwartet hatten. Daher fasste ich mir Muth und that eine Frage, die nach meiner Meinung des Pudels Kern in sich schloss. (Dass später deutsche Musiker, wie Hiller und Naumann, den Cavaliere in derselben Weise interpellirten, liegt nahe; denn unsere gemeinsame Neugierde musste naturgemäss vor Allem auf diesen Hauptpunkt gerichtet sein. Wir alle erhielten zu verschiedenen Epochen eine dieselbe Ueberzeugung kundgebende Antwort, der maestro war also bei seiner Anschauung verblieben):

„Kann Dichtung und Musik gleichzeitig dieselbe Spannung in uns erwecken?“

„Nein!“ gab er entschieden zur Antwort. „Wahrhaftige Musik schiebt momentan das Wort in den Hintergrund, Töne, die nicht tief auf uns einwirken, sind aber, zum Text gesetzt, überflüssig — und auch ohne Text,“ lachte der Cavaliere, „verschenke ich sie gerne —, sie verdunkeln den Wortgedanken und wirken nur hindernd.“

„Was halten Sie, maestro, von der immer sich

*) Hier hörten wir zur Bekräftigung seiner früheren prädominirenden Berühmtheit die neckische aber wahre Anekdote vom Tailleur Cuieller, der ihm die Arbeit gratis zu liefern sich erbot, wenn der maestro ihm die Erlaubniss gäbe, der Aufschrift seines Schildes den Ehrentitel „Tailleur de Monsieur Rossini“ hinzuzufügen.

fortspinnenden Melodie ohne Ende mit den ewigen Trugschlüssen, bei welchen man selten zur Ruhe kommt?“

„Die,“ sagte er ganz ungenirt, „ist ein neuer Fortschritt auf dem Wege zum Barbarismus, zu dem sich alle Künste jetzt mehr oder weniger um die Wette hindrängen. Sehen wir doch einmal die Maler an; sie malen jetzt Alle Stoffe und Kleider. Skulpturartig klaksen sie formlos Berge von Farbe auf und doch erzwingen sie nichts damit. Menschen-Physiognomien in ihrer verschiedenen Individualität versuchen sie gar nicht mehr auf die Leinwand zu bringen, das gehört einer idealeren Zeit an. Man spottet mehr oder weniger jetzt über die Form, und doch haben alle hochgebildeten Nationen deren Innehaltung für das erste Erforderniss eines Meisterstücks jedweder Spezies der Kunst erachtet.“

„Glauben Sie,“ fragte ich weiter, „dass die Repetition des Textes in einem Musikstücke zukünftig einmal wegfallen könnte?“

„Wie sollte das möglich sein, wenn es nicht in einzelnen Fällen auf Kosten der Musik selbst geschähe? Wie hätte Beethoven das Duett „O namenlose Freude“ komponiren können, wenn er nicht viermal gleich zu Anfang diese Worte repetiren liesse? Es ist oft eine Unmöglichkeit, musikalische Steigerung der Empfindung hervorzubringen, wenn nicht durch Wiederholung des Textes; brauche ich doch hin und wieder eine Seite Noten, um in dem Hörer dasselbe Gefühl zu erwecken, ihn in dieselbe Stimmung zu versetzen, die ich mit zwei Worten in ihm erregen kann. Ich liebe, ich hasse, ich bete, ich tobe u. s. w. — verlangt man, dass ich diese psychischen Zustände mit zwei Noten ausdrücken soll? Nur dass der Hörer den Begriff des Schreiens

sogar durch einen Gurgelton erfasst, dafür sorgen allerdings schon unsere cantanti zur Genüge.“

„Um den musikalischen Ausdruck in den Vordergrund zu stellen, müssen sich die Worte gefallen lassen, in der Oper einen secundären Rang einzunehmen. Die Aufmerksamkeit soll der Natur der Sache nach mehr auf die Musik gerichtet werden; das Gesagte muss vernünftig, aber nicht anmasslich und präponderirend sein, weshalb es überaus schwer ist, einen guten Operntext zu schreiben, denn er soll interessiren und sich doch unterordnen. Der Dichter eines Libretto darf kein eitler Mensch sein, da ihm eine gewisse Resignation obliegt. Glaucht man,“ er-eiferte er sich, wieder spezieller zu meiner Frage zurückkehrend, „dass unsere hohen Meister die Repetition nicht längst abgeschafft haben würden, wenn deren Fehlen ihnen nicht durchaus unnatürlich erschienen wäre? Freilich, am unrichtigen Orte und nicht gerade in bedingter Zahl gesetzt, erzeugen Wortwiederholungen die grösste Langeweile, und oft bin ich durch sie in ein Gähnen hineingekommen, das mich während der ganzen Oper und noch darüber hinaus bis zum Schlafengehen nicht wieder verliess. Sagt man mir musikalisch etwas sechsmal, was eigentlich schon in einem Male zu viel ist, das bringt mich zur Verzweiflung, das kann mich Lamm von einem Menschen zur Hyäne machen.“

Damit verliessen wir, wenn auch ungern, das Wagner-Thema, weil es, wie wir zu bemerken glaubten, Rossini ohnehin nicht sonderlich zu munden schien.

Der Leser, der doch bestimmt Neu-Musiker ist, wird aber auch an solchen Sentenzen schon genug haben und hinreichend von ihnen indignirt sein, sonst könnte ich noch zur Erhärtung den Kraftspruch

hinzufügen, den der Cavaliere später in Paris nach Anhörung einer Wagner'schen Musik dem Fürsten Poniatowski zurief: „Gott sei uns gnädig; wenn nur dieser Mensch nicht etwa auf den Einfall kommt, Musiker werden zu wollen.“

Soll ich noch Anderes erzählen? Nein, ich fürchte wahrlich, den geduldigen Hörer zu sehr zu erbittern, und um den Italiener jetzt gründlich zu beschämen, gebe ich ein Probestückchen als mathematischen Beweis, wie sehr sich der maestro geirrt, wie oberflächlich er in das tiefe Wesen des Erstandenen gedrungen war, dessen Ruhm jetzt alle Lande weit und breit erfüllt.

Nach einer Generation, von der eben gepflogenen Unterhaltung an gerechnet, wird im Sommer 1880 in einer Wiener musikalischen Zeitung, einer schwärmerischen Verehrerin des Gepriesenen, der Welt mit Lapidarschrift Folgendes kundgethan — und dies ist nicht etwa Satire, denn leicht könnte es dafür genommen werden, sondern wahrhafte Anbetung —:

„Wagner ist nicht nur der grösste Musiker, sondern auch der grösste Dichter und als solcher der grösste Meister der Sprache, in ihm hat die deutsche Sprache die letzte Stufe der Vollendung erreicht. Die Sprache Shakespeare's, Goethe's, Schiller's und anderer Dichter klingt dagegen wie kindisches Lallen, dem nur hie und da etwas gelingt. Aber Wagner ist noch mehr; gerade so gross ist er als Weiser, als Schriftsteller, kurz gesagt als Allkünstler. Wenn Alles, was die übrigen Musiker, Dichter und Philosophen uns hinterlassen haben, verbrannt würde und nur Wagner's „Nibelungen“ übrig blieben — die Welt würde dabei nicht allein nichts verlieren, sondern sogar gewinnen, weil sie sich gleich und ohne Störung dem Studium der „Nibelungen“ widmen

könnte. Es ist eine Sünde, Wagner einen Musiker, Dichter, Denker nennen zu wollen, denn Alles sind zeitliche, begrenzte Existenzen. Wagner steht über der Welt und ausser der Zeit. Weil aber das Wort „Gott“ aus der Mode ist und die Götter des nordischen Mythos, wie Wotan, der grösste unter ihnen, doch viel zu klein sind, nennen wir Wagner nicht einen Gott.“

(„Oder hat vielleicht Wagner selbst dies geschrieben? es sähe ihm ähnlich,“ so schrieb mir der hochberühmte Gönner, dem ich die Zusendung dieser literarischen Kleinodie verdanke.) Ich wenigstens kann so einen spasshaft-hämischen Verdacht nicht theilen!

Es versteht sich von selbst, dass der Autor dieser Zeilen sich nicht unterfängt, einen Tendenzartikel gegen einen Mann wie Wagner loszulassen; alles hier Mitgetheilte muss, wenngleich auf Wirklichkeit beruhend, als eine Rossini-Anekdote ohne Arg und von komischer Seite aufgefasst werden; wie ja auch der ganze Hokus-Pokus, den man mit dem Verbliebenen in Deutschland getrieben und jetzt sogar in Italien in's Werk zu setzen versucht, mehr etwas Anekdotisches, Groteskes an sich trägt, dem berechtigten Wagner-Kultus schadet, mit ihm nichts zu thun hat und jeden ernst Denkenden mehr oder weniger mit Ekel erfüllt.

Ja, der Ausspruch des Wärters der Irrenanstalt zu Baireuth, als er einen neu angekommenen, für die Aufführung der Nibelungen engagirten Musiker, der das grosse, ihm unbekannte Irrenhaus für das Theater hielt und sich daselbst als eingetroffen melden wollte, mit den Worten abspeiste: „Sie müssen dort hinüber gehen, so weit sind wir denn doch noch nicht gekommen,“ — ist jedenfalls ein klassischer.

Und hier bemerke ich als langjähriger Bewohner Italiens, dass der Erfolg, den Wagner'sche Musik in diesem Lande davonträgt, eine gewisse Komik in sich schliesst, denn er ist ein künstlich fabrizirter.

Mögen die Epigonen der Alt-Weimar'schen Jünger — denn schon eine zweite Generation ist aufgeblüht — nicht aufhören, eine perennirende Propaganda fort und fort vom Stapel zu lassen, es hilft ihnen nichts, der billige Erfolg der Reklame wird jählings in sich zusammenstürzen, sobald die Faiseurs nicht mehr hinter den Coulissen agiren. Der Italiener fühlt einmal musikalisch so grundverschieden, ist so weit entfernt von jeder Schopenhauer'schen Tendenz, wie sie durch des Meisters Dichtungen repräsentirt ist, dass von einem Verstehen der Sache überhaupt nicht die Rede sein kann. Er empfindet eben italienisch. Auch Shakespeare erfasst der Südländer nicht, noch weniger Goethe. Es fehlen ihm eben die Elemente hiezu, wo aber Nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren.

Und es dämmerte bereits, als Madame Rossini, auf den Arm ihres Gatten gelehnt, die Gesellschaft zu dessen Lieblingsplatze führte. Schon war die Sonne hinter den carrarischen Marmorbergen verschwunden, im Osten dagegen stand hell der Mond über den Appeninen des Casentin. Ein unvergleichliches Panorama bot sich in diesem Zwielft unsern Augen. Lange standen wir schweigend, den Blick in das bezaubernde Thal gerichtet, vor dem hinreissenden Bilde. Aber auch beim Anschauen einer Landschaft, wie der Natur im Allgemeinen hatte Rossini eine merkwürdige Gabe, sinnige Erörterungen und Bemerkungen zu machen, immer äusserte er etwas Geistvolles, von scharfem Beobachtungstalent Zeugendes, immer unterhielt vorwiegend er die Um-

stehenden. Die Worte Hiller's kann ich nur vollständig unterschreiben: „Er war eine der genialsten und lebenswürdigsten Persönlichkeiten des Jahrhunderts.“

Lange, sehr lange hatten wir auf dem Belvedere verweilt; es war schon spät geworden. Mit schwerem Herzen mussten wir uns endlich entschliessen, zu scheiden. Immer zunehmende Finsterniss zwang uns, die ziemlich steil abwärts führende Fahrt jetzt anzutreten, sie hätte sonst leicht zu einer gefährlichen werden können. Recht ungern verliessen wir den maestro.

Beim Abschied noch forderte er mich auf, ihn öfter zu besuchen, was denn auch zu verschiedentlichen Malen in seiner florentinischen Wohnung geschah. Immer fand ich ihn ebenso gut gelaunt, so beredt und anziehend, wie an jenem mir unvergesslichen Tage. Als ich aber vor meiner Abreise nach Deutschland schüchtern um die Erlaubniss bat, zu meinem Andenken ihm eine musikalische Arbeit widmen zu dürfen, da brach zum letzten Male der Schalk hervor, und in ironischer Redeweise, mit verschämten Blicken behauptete er, das sei denn doch zu viel Ehre für ihn.

Etwas vom Thema mich entfernend, möchte ich bei dieser Gelegenheit betonen, dass der Autor, gleich vielen seiner Compatrioten, sich eigentlich ganz unberechtigt über die Leutseligkeit des grossen Meisters gegen seine Person verwunderte. Ein derartiges Gefühl des Staunens wäre in Deutschland gegenüber einem Helden des Tages durchaus am richtigen Orte gewesen, in Italien nicht. Die Anschauung über den Verkehr im socialen Leben ist daselbst eine viel freiere und natürlichere. Nur innerhalb der offiziellen Funktionen, seien sie künstlerischer, bureaukratischer

oder akademischer Art, existirt folgerichtige und nothwendige Subordination. Ausserhalb solcher Stellung verkehren Alle als Gleichberechtigte miteinander; Niemand erstreitet sich erst dieses Recht, weil es ihm von vornherein zuerkannt wird.

Was für Kratzfüsse und Bücklinge macht nicht ausserhalb seiner amtlichen Thätigkeit bei einer zufälligen Begegnung in der Friedrichstrasse der Rath vor dem Geheimerath, dieser wieder vor dem Ober-Geheimerath, dieser vor dem wirklichen Geheimerath ersten Ranges mit dem Titel Excellenz und so weiter, bis zum Olymp hinauf. Jeder dienstlich Untergeordnete wird nur auf an ihn gerichtete Fragen antworten, beileibe nicht selbst die Initiative ergreifen, auch sofort das Gespräch abbrechen, sobald der höhere Grad durch Miene oder Geste ein „Genug“ andeutet. Auch ist der Untergebene stets der Meinung des Vorgesetzten, denn unglücklicherweise schwindet immer mehr der Geist einer unter dem absoluten Regiment nicht seltenen freien und unerschrockenen Bureaukratie. Eine solche Servilität ist den südlichen Europäern überhaupt fremd; sie verstehen sie einfach darum nicht, weil sie nicht annehmen, durch eine bedingte amtliche Position ihre Menschenrechte verkauft und verloren zu haben; daher verkehrt man z. B. mit einem Minister im Privatleben wie mit einem Ebenbürtigen.

Nehmen wir einmal einen unsere Erzählung näher berührenden Fall: Dirigirt Rossini seine Oper, so wird er die strengste Disciplin handhaben, keinen Widerspruch im Orchester oder bei den Sängern dulden, er stellt sich bewusst hoch über alle Exekutirenden. Ist die Oper vorüber und die betheiligten Mitglieder gehen nach Hause, so fasst er vielleicht den zweiten Flötisten unter den Arm, unterhält sich

mit ihm über das gut oder minder gut Gelungene, redet überhaupt im unbefangenen Konversationston auch über andere Gegenstände mit ihm und das Alles, wohlgemerkt, nicht etwa in herablassender, sondern in die Gleichberechtigung seines Begleiters anerkennender Weise.

Nun denke man sich, ein preussischer Herr Ober-Kapellmeister oder vortragender Rath sollte Arm in Arm mit einem Paukenschläger oder Registrator gehen, würde er solche Unthunlichkeit überleben, würde er nicht in dem Wahne sein, die Gassenbuben zeigten mit Fingern auf ihn?

Der stufenweise höhere Herr fühlt seine Persönlichkeit jedesmal so erhaben über die des respektiven Untergebenen, dass er sich von seinem Dünkel nicht emancipiren kann, auch über alle nicht geschäftlichen Dinge eine grössere Urtheilskraft als dieser in seinen Augen Minderbevorzugte zu besitzen. Bei uns giebt es chargenmässig so und so viel kleine Majestäten, immer gerade über die unter ihnen Rangirenden hoch erhaben.

An Akademien und Universitäten aber nimmt der Charakter der Situation nicht selten noch eine ganz andere Färbung an. Hier ist unter gleichberechtigten Professoren ein nie rastender Krieg wie auf dem Hühnerhofe voller Missgunst und querelles allemandes. Gewöhnlich sind diese staatlichen Körperschaften, seien es nun Senate oder Fakultäten etc. etc., in zwei, öfters noch in mehrere Parteien gespalten, die ohne Rücksicht auf Recht und Billigkeit, zum Schaden der Sache, sich aus Rancüne gegenseitig befehden. Schlägt da eine Sektion etwas vor, so genügt das allein, um es von dem Gegenpart negiren zu lassen. Da wird dann keine Intrigue gescheut, um zum Ziele zu gelangen; ein wahrer

Wettlauf in Schachzügen findet statt. Der respektive Vorsitzende entblödet sich oft nicht, Krankheit, Urlaub, zufällige Abwesenheit oder dergleichen von Mitgliedern der Gegenpartei zu benutzen, um durch eine improviso schnell einberufene Sitzung, Ueerraschung oder sonst ein Taschenspieler-Kunststückchen sich und seinen Gesinnungsgenossen Vorthail und Sieg zu verschaffen. Moralische, in vorgängigen Besprechungen bereits festgesetzte Entscheidungen, nur noch nicht definitiv beschlossen, werden oft durch solche Machinationen geradezu verdreht; der Präses hält auch wohl allein eine fulminante Rede, schliesst dann in seiner Machtvollkommenheit die Diskussion, und in dieser Weise die Versammlung noch oben-drein präjudizirend — während der Leitende anständiger und gesetzlicher Weise doch nur ein Resümee der verschiedentlichen Meinungen zu geben hat — erreicht er ohne Fug und Recht zuletzt seinen Zweck.

Bei Ernennungen zu akademischen und Universitäts-Chargen, durch Kooptation der bereits Angestellten, ist es unzweifelhaft für den Aspiranten der reinste Zufall, ob er durchkommt oder fällt. Künstlerische oder wissenschaftliche Verdienste spielen dabei eine untergeordnete Rolle, an deren Platz steht Uebelwollen und Kleinlichkeit.

Ein pensionirter wirklicher Rath schrieb mir einst über dieses Thema folgende Zeilen (noch halte ich das Schriftstück in Händen; erst nach meinem Tode werden die für mich in jeder Art lehrreichen Briefe dieses Gönners ihrem Autor zurückerstattet werden; es handelte sich dabei um einen speciellen Fall):

„Ungern gehe ich an die Sache mit der
..... Die betreffenden Professoren sind

wie die Leute alle, von Adel der Gesinnung keine Spur. Nichts als Neid und Eifersucht, böser Wille im Geheimen, viel Furcht und Feigheit, wenig Lebens- und Menschen-Kenntniss. Je weniger Professoren in der Welt, desto mehr gilt ja ihr Titel. Ich habe es immer gesagt: Ernennung durch die Regierung ist ein freisinnigeres Princip als Kooptation durch die Fachgenossen; die Erstere hat einen weiteren Blick, die Letzteren denken nur an Selbsterhaltung und Clique. Beispiele will ich Ihnen in Menge vorlegen.“

Dass wir unter unsern herrlichen deutschen Gelehrten und Künstlern die edelsten, biedersten, von allen Winkelzügen freien Charaktere besitzen, dass ihnen ihre wissenschaftliche, beziehungsweise künstlerische grossartige Thätigkeit schon gar keinen Spielraum für chikanöse Umwege lässt, wie solche in der Regel ja auch nur von untergeordneten Grössen eingeschlagen werden, — dass sie in ihrer höchsten manifesten Bildung, welche der deutschen Nation in diesen ihren Repräsentanten von allen civilisirten Völkern objektiv zugestanden wird, für alle Lande im artistischen, gelehrten und moralischen Zenith stehen, das versteht sich von selbst, es wäre eine Albernheit, es extra proklamiren zu wollen.

Noch eins. Gerade im deutschen Militarismus, wo die Disciplin während des Dienstes am stärksten ausgeprägt ist, findet man nicht selten gesellschaftlich unter allen Graden die ungezwungenste Herzlichkeit und die grösste Loyalität. Sollte ich einmal ein Staatsgefangener werden, wozu glücklicherweise vorderhand keine Aussicht, so schütze mich Gott davor, dass ich in die Hände von Juristen, Civil-Regierungsbeamten, Professoren oder dgl. falle; ich

wünsche mich unter die Aufsicht eines Offiziers, der den straffen Geist der preussischen Garde in sich trägt, so wunderbar auch Vielen dieser Wunsch erscheinen mag. Der Stolz des sonst humanen Gardeleutenants ist leicht zu ertragen, er basirt auf der Kameradschaft mit seinen Kommilitonen und auf seiner intakt zu erhaltenden Ehre, der des Professors dagegen auf seinem künstlerischen und wissenschaftlichen Eigendünkel.

Ein derartiges Getriebe ist, wie gesagt, in Italien in gleichem Masse nicht vorhanden. Es liegt mehr in der Sinnesart des Italieners, da, wo er es vermag, Jemanden Freude zu bereiten, besonders, wenn ihm dadurch in eigenen Verhältnissen nicht der geringste Abbruch geschieht, schwer kann er uns etwas abschlagen. Dem Nordländer wird dies leichter; vorzugsweise der Deutsche überredet sich nicht selten, dass dies aus Gerechtigkeitsliebe und Biederkeit geschieht. Zu unserm Glücke schwindet aber der Chauvinismus der deutschen Biederkeit in gleichem Masse mit dem der dito Grobheit; die Weltkommunikation und der durch sie bewirkte kosmopolitische Zug des Jahrhunderts mögen wohl das Ihre dazuthun, diese beiden problematischen Vorzüge des Teutonismus immer mehr zu verwischen.

Man glaube nicht, dass ich mit der Einschaltung vorgehender Betrachtung etwa einem gewissen Republikanismus das Wort reden wollte; ich bin nicht Republikaner, aber dennoch behaupte ich, dass bei uns im socialen Leben der Instinkt der Freiheit fehlt, während er in Italien, gleichviel ob unter Priester- oder Volksherrschaft, immer lebendig war und bleiben wird; mit einem Worte, es existirt keine Geistesaristokratie.

Nach vielen Jahren sah ich den Cavaliere in

Paris wieder; er hatte die Weltstadt zu seinem bleibenden Aufenthalte gewählt. Sechs Wochen war er mit einem Fuhrmann aus Florenz dahin unterwegs gewesen. Nie hat sein Fuss das ihm verhasste Eisenbahncoupee betreten. Dass der knallrothe Papagei, den Frau Rossini mitgenommen und an dem ihre ganze Seele hing, sein musikalisches Ohr während der langen Fahrt gründlich belästigt haben muss, ist wohl mit Bestimmtheit zu vermuthen. *)

Von meinen sonstigen florentinischen sehr unschuldigen Abenteuern erzähle ich nichts; mit meiner Persönlichkeit irgend Jemand langweilen zu wollen, liegt mir fern, besonders, da ich mich der Zahl meiner Leserinnen weder als spanischer Hidalgo, noch als italienischer cicisbeo qualifiziren könnte; über die Arnostadt in jeder Beziehung sich zu belehren, steht ja dem Wissbegierigen, ohne mich weiter zu konsultiren, frei; hundert vortreffliche Bücher geben ihm Gelegenheit dazu.

Ich deute nur noch an, dass ich meinen kurzen Urlaub gründlich ausnutzte, ebenso zufrieden und glücklich im Hause der alten madre war, als bei der ersten Reise, dass ich mich noch enger an die

*) Ueber seine Ankunft in Paris fabelt man von folgender Anekdote: Lassen wir die Untersuchung über deren Authentizität; charakteristisch für unsern maestro ist und bleibt sie.

Um ihn vor jeder Unbequemlichkeit der ersten Stunden seiner dortigen Anwesenheit zu schützen, hatte eine dem Ehepaar Rossini befreundete Dame in ihrem Hause den Ankömmlingen Absteigequartier gegeben. Ein kräftig zubereitetes Mahl erwartete die von der Fahrt Erschöpften. Doch der Gourmand, der in Rossini steckte, schien von den wenigen, einfachen, seine gastronomische Gewohnheit ausser Acht lassenden Gängen nicht sonderlich befriedigt, denn, als er von der Dame des Hauses zu Ende des Dinners befragt wurde, ob er ihr nicht bald wieder die Ehre, ihr Gast zu sein, erzeigen wollte, antwortete er sehr hastig: „Tout de suite, tout de suite, Madame.“

Freunde anschloss, als sonst, und zuletzt mit Wehmuth, die regnerische Heimath in Perspektive, in einem von der padrona mit Blumen geschmückten Klapperkasten, in welchem bereits zwei übelduftende Kapuziner sich breit machten, gen Norden abzog.

Von der Kammeshöhe der Collinen herab, ehe der Vetturin die jenseitige Fahrt bergab begann, winkte ich dem gelobten Lande noch einen Abschiedsgruss zu, dann war für diesmal und für lange Zeit alle Herrlichkeit den Augen plötzlich entschwunden.

Spohr über eine mögliche Reform des Streichquartetts.

Bei Gelegenheit einer durch ausgezeichnete Florentiner Virtuosen vollführten Exekution des Beethoven'schen Cis-moll-Quartetts verstieg sich, zum Erstaunen aller Anwesenden, ein gebildeter Musik-Dilettant zu der kritischen, seinem instinktiv musikalischen Gefühle entspringenden Aeusserung, die Komposition sei zwar wunderbar erhaben, aber in ihrem akustischen Klange schiene ihm hin und wieder eine gewisse Monotonie vorzuherrschen.

Beim Vernehmen dieser überraschenden Ansicht fielen mir, ob ihrer Analogie, Worte Louis Spohr's ein, welche einst der grosse Meister zur Belehrung der ihn umgebenden Musiker und Künstlerlaien zu sprechen Veranlassung fand.

Zweiundvierzig Jahre — ich muss es gestehen — haben solche in meinem Gedächtnisse geschlummert, ohne dass ich ihnen Wichtigkeit beigelegt, oder über ihre problematische Verwirklichung besonders nachgedacht hätte. Heute traten sie mir durch eine zufällige Anregung zum ersten Male wieder vor die Seele; ich finde jetzt Grund, dieselben nicht spurlos verwehen zu lassen.

Im Geiste sehe ich meinen unvergesslichen

Meister als Spieler der ersten Geige in demselben obengenannten Beethoven'schen Werke, später dann seinen Lieblingsschüler Jean Bott mit einem Spohrschen Quartette die zweite Nummer ausfüllend, worauf eines der kleinen entzückenden Streich-Trios von Beethoven, dessen Hauptvioline wieder Spohr übernahm, das *finis coronat opus* der Soiree bildete.

Nach vollbrachter musikalischer Arbeit pflegte der Altmeister als Nachlese die vorgeführten Tonstücke zu besprechen; auch hatte er es gern, wenn Nichtmusiker mit geistreichen Worten den oft von divergirenden Anschauungen der Künstler schon besetzten Kampfplatz ihrerseits mitbetraten.

Bei der Diskussion nun in betreff ebenerwähnter Kompositionen äusserte sich Spohr folgendermassen — ich citire seine eigenen mir in der Erinnerung verbliebenen Worte —: „Die dünne Harmonie im Trio ist nichts mehr für unsere Zeit, und doch ist die Klangfarbe darin wegen der logischen Instrumenten-Zusammenstellung anmuthiger als im grandiosen Cis-moll-Quatuor. Wer will überhaupt wissen, ob die materielle Form unseres heutigen Violin-Quartetts in ihrer jetzigen Gestaltung uns für immer so erhalten bleiben wird?“

Dunkel war der Rede Sinn, wie der in der Intuition des Florentiner Dilettanten.

Welch' überaus gewagter Ausspruch, Welch' ein Räthsel, Welch' Orakel! — und doch, sollten diese Worte nicht eine gewisse Berechtigung voraussetzen lassen, da sie aus Spohr's Munde erklangen? Mancher Musiker wird dies sofort anerkennen; aber, wird er trotzdem erwidern, *quod licet Jovi non licet bovi*, ein Dogma, dem sich mein Florentiner Dilettant Spohr gegenüber in musikalischer Beziehung unter allen Umständen unterwerfen wird. Ich be-

haupte dagegen, die Gefühle der beiden Männer sind identisch und entfliessen derselben reinen Empfindungsquelle.

Ehe ich nun zu den Erläuterungen, welche eine Klärung der Spohr'schen Meinung geben sollen, vorgehe, bemerke ich als selbstverständlich, dass im Sinne des Meisters nicht im Entferntesten davon die Rede sein kann, dem Herrlichsten, was je unsere Klassiker in der Kammermusik geleistet, etwa ein retrospektives Dementi zu geben. Eine solche Absurdität wird man dem echt deutschen Spohr, der selbst dreissig der anziehendsten Quartette geschrieben, gewiss nicht zutrauen. Ein grosses Kunstwerk bedingt überdies eo ipso die Mittel, für welche es einzig und allein erfunden, erdacht und geschaffen ist. Deshalb wird auch das in diesem musikalischen Fache vorhandene Klassische stets als etwas in sich Vollendetes gelten müssen und nie kann die Frage aufgeworfen werden, ob es in anderer Weise und Zusammenstellung, als wie gerade die seinige ist, von bedeutenderer Wirkung gewesen wäre. Die durch die Worte des Altmeisters hier angeregte Quartettfrage wird nur in Beziehung auf die Zusammensetzung bei dereinstigen Kompositionen gestellt und bedingt nichts weiter, als eine Schattirungsnüance des eventuellen Zukunftskolorits im Gegensatz zu dem bisherigen. Es ist ja die obligatorische Aufgabe jeder speciellen Wissensbranche, sobald der Keim einer neuen Idee oder Voraussetzung in sie gelegt wird, sofort die Möglichkeit seines Aufspriessens, die Wahrscheinlichkeit seiner Realisirung zu prüfen.

Diese Erörterung vorausgeschickt, trete ich nun als doppelter Advokat in die Schranken, nämlich als der Spohr's und des Florentiners.

Wie Klangfarbe, Timbre, Kolorit, Färbung in ihrer letzten logischen Definition zu erklären, ob sie im Grunde genommen dasselbe bedeuten, oder ob sie sich in ihren Begriffen nicht ganz in allen Theilen decken, mag für jetzt dahingestellt bleiben; derartige philosophische Untersuchungen sind theoretisch belehrend und interessant, praktisch von geringerer Bedeutung; auch würden sie bei weitem den Rahmen dieses kleinen Avertissements überschreiten, weil sie in verschiedenster Art, physiologisch, psychologisch, ich möchte beinahe sagen mathematisch, geführt werden können. Helmholtz, um eine bezügliche Parallele zu ziehen, definirt als Naturforscher auf dem Felde der Akustik die Dissonanz als „Rauheit der Schwingungen“, Moritz Hauptmann, der eminente Harmoniker, der ideale, geistreiche Musiker, als „die musikalische Erwartung vor deren Befriedigung“. So jeder Fachmann in seiner Weise. Wohin würden uns also dergleichen Expektorationen führen, wollten wir denselben näher treten?

Gestatte mir mein Leser, dass ich ein Verständniss von dem, was Kolorit heisst, bereits bei ihm voraussetze — wie ja einst jener Mathematiker, als er einen geometrischen Satz beweisen wollte, dadurch seiner Mühe überhoben wurde, dass die Schüler ihm zuriefen: „wir glauben es Ihnen schon so“ —

Ich gehe also sofort zu Positivem über.

Die materiellen Mittel, um Musik zu machen, bestehen aus verschiedenen Gruppen oder Gattungen, als da sind: das Vokale, die Streichinstrumente, die Holz- und Metall-Blasinstrumente, die Schlaginstrumente.

Jede dieser Gruppen ist wieder aus abgesonderten Spezies zusammengesetzt, welche sowohl unter

sich, als mit denen einer andern Gruppe in Färbung differiren, sogar kontrastiren.

Aber selbst sämmtliche Singularitäten einer und derselben Spezies unterscheiden sich stets mehr oder weniger in der Klangfarbe; so sind z. B. alle menschlichen Sprach- und Stimmorgane verhältnissmässig ungleich kolorirt.

Unterscheide man daher zuvörderst zwischen individueller und spezifischer Klangfarbe. Individuell nenne ich die allgemeine Verschiedenheit des Timbres in einer und derselben Spezies; spezifisch seine Ungleichheit in unterschiedlichen Spezies, sowohl innerhalb der eigenen, als auch gegensätzlich zu einer fremden Gattung.

Da nun die menschlichen Stimmen als Kollektivbegriff sich in Sopran, Alt, Tenor und Bass scheiden, so differirt jede dieser Spezies in ihren Singularitäten im Timbre individuell, die abgesonderten Spezies untereinander aber spezifisch. Nehmen wir zwei anschauliche Beispiele als Beleg.

Die beiden berühmten Sängerinnen Milder und Lind hatten Sopranstimmen. Beide excellirten in der Parthie der „Euryanthe“. Die Milder sang mit helltönendem, reinem Glockenklang ähnlichem, die Lind mit verschleiertem Organe. Diese charakteristischen Beschaffenheiten, entgegengesetztester Art, gaben den Stimmen der Künstlerinnen einen besonderen unwiderstehlichen Reiz. Dasselbe Musikstück von ihnen gesungen erfuhr die Verschiedenheit des individuellen Timbres. In der Aufführung des „Fidelio“ aber wird nicht selten, zum grossen Vortheil der Oper, die Titelrolle statt von einem Sopran, welche Stimme für die Besetzung bisher als normal galt, von einem Alt oder tiefen Mezzo-Sopran gesungen. (Man denke an die Schröder-Devrient.) Dadurch

wird in den herrlichen Gesangs-Quartetten das Kolorit ein anderes, prägnanteres, als wie von zwei Sopranen effektiert. Hier tritt nämlich statt der individuellen eine spezifische Veränderung der Färbung ein, infolge der Besetzung der zweiten Stimme durch die einer andern Spezies. *)

Zweifelsohne schmelzen die von der Natur gegebenen menschlichen Stimmen, Sopran, Alt, Tenor und Bass, im Timbre am besten ineinander; ein so praktisches Beispiel wie das des „Fidelio“ scheint mir unwiderlegbar. Und so darf man wohl aus dem günstigen Effekt, der mit solcher Zusammenstellung erzielt wird, folgern, dass die spezifisch natürliche Verschiedenheit der einzelnen Timbres oder Kolorite innerhalb derselben Gattung nicht allein das natürlich sonore, sondern auch das künstlerisch erfundene Kolorit in den Musikstücken hebt. Strikte zu beweisen sind freilich derartige Thesen nicht, sie werden einfach durch die Praxis bestätigt, wie ein Grundsatz der Mathematik; die Empfindung bringt sie ohne Weiteres zum Bewusstsein.

Die menschliche Stimme, trotz ihrer knappen Begrenzung im Verhältniss zur ungemeinen Ausdehnung vieler Instrumente, wird niemals in ihrer Vollendung von irgend einem derselben an Schönheit erreicht oder wohl gar übertroffen werden; die vier zusammenwirkenden spezifischen Vokaltimbres, welchen Fortschritt auch der Bau und die zukünftige Mechanik von Streich- und Blasinstrumenten erreichen sollten, müssen uns, was Klangideal betrifft, ewig als das non plus ultra der ganzen Musik vorschweben.

*) Die vollendete Ausbildung einer Altstimme bedingt die Fähigkeit, auch die höheren Noten und Accente in der Rolle der „Leonore“ bemeistern zu können. Beethoven hat nach Dafürhalten erfahrener Gesangsmeister eine Altstimme für diese Parthie im Sinne gehabt.

Daher ist auch jedes Instrumental-Quartett, welches die spezifischen Tonlagen der vier menschlichen Stimmen voraussetzt — es giebt ja ausserdem Quartette verschiedenartigster Kombinationen — in seiner Zusammensetzung als imitatives Konterfei des Vokalen zu betrachten.

Wenn nun im Streich-Quartett die beiden Violinen, Viola und Violoncell doch augenscheinlich solche Nachahmung repräsentiren, so wird sofort klar erkennbar sein, dass die beiden Oberstimmen, die eigentlich zu ihrem absoluten Wohlklange und nach dem Vorbilde des von der Natur gegebenen Vokal-Quartetts eines spezifisch verschiedenen Timbres bedürften, als zwei Instrumente sowohl derselben Gruppe als auch Spezies, nur individuell unterschieden wirken.

Dies ist, dem Erachten mancher Künstler nach, ein Defekt im jetzigen Kolorite der vier thätigen und zu einem Ganzen sich verbindenden Instrumente.

Meiner Gewohnheit gemäss führe ich sofort praktische Beispiele als Beweis für solche Meinung an. Ich glaube nicht mit meiner obigen Tendenz, in der ich behauptete, dass eine retrospektive Korrektur früherer Kunstwerke durchaus ausgeschlossen sei, dadurch in Widerspruch zu gerathen. Der matte Timbreklang einiger Stellen kann unmöglich der Grund sein, ein Werk, das gerade für vier bestimmte Instrumente und nur für diese erfunden und technisch gesetzt ist, abändern zu wollen. Solche Idee wäre absurd: es würden sich dadurch sofort unübersteigliche, dem Ausdruck der Komposition Schaden thuende Hindernisse in den Weg stellen, welche, um nicht breit zu werden, ich hier gar nicht einmal berühren darf. Die kleine Unvollkommenheit, um

die es sich handelt, hat mit dem eigentlichen Nerv des Werkes nichts zu schaffen und liegt allein auf physikalischem Gebiete.

Geübte Quartettspieler oder sonst musikalisch gebildete Ohren mögen nun auf folgende, von mir ihnen zur Prüfung vorgeführte Stellen, die ich absichtlich aus anerkannten Meisterwerken gewählt habe, achten, und ich bin überzeugt, dass sich eine mehr oder weniger auffallende akustische Imperfektion derselben ihnen fühlbar machen wird und sie dieselbe nicht ableugnen können.

Im Beethoven'schen Cis-moll-Quartett, Opus 131, *adagio ma non troppo e molto espressivo*, beginnt die erste Violine allein mit einer wunderbaren Cantilene, nach vier Takten von der zweiten, fünf Töne tiefer eintretenden Geige thematisch beantwortet. Dann folgt, und zwar abermals nach vier Takten, die Viola mit dem eine Oktave tiefer gesetzten Motive der ersten Geige, worauf das Violoncell in der tieferen Oktave der zweiten Violine wiederum regelrecht antwortet. Hier gerade bei der abwechselnden Frage und dem Bescheide, die doch von verschiedenen Spezies ausgeführt werden sollten, tritt die Mankanz eines spezifischen Timbres in der zweiten Geige recht auffallend hervor. Man könnte verleitet werden zu glauben, dass ein und derselbe geschickte Geiger die kontrapunktistische Weiterführung des Themas zweistimmig auf seiner Violine spiele. Nur der individuelle Timbre zweier verschiedener Geigen vermag ein geübtes Ohr vor solchem Verdacht zu schützen.

Ein zweites Beispiel wäre in dem *Adagio* des Es-dur-Quartetts, Opus 74, aufzufinden: Fast in der Mitte des überaus melodiösen Stückes kehrt die erste Violine in das Hauptthema zurück, mit dem

Unterschiede, dass es hier auf der G-Saite, also zwei Oktaven tiefer als beim ursprünglichen Erscheinen auftritt. Die zweite Geige macht hierzu ein Staccato-Ornament, die Viola akkompagnirt Pizzicato. Auch hier scheint die Sonorität durch die gleichartige Färbung der beiden Oberstimmen beeinträchtigt.

Im berühmten Adagio des A-dur-Quartetts, Opus 18, in welchem die zweite Violine die Motivmelodie in der Sexte akkompagnirt, macht abermals das Kolorit des mangelnden spezifischen Timbres wegen einen mageren Eindruck.

Dann aber gerade in einer der herrlichsten Beethoven'schen Kompositionen, „Heilige Danksagung eines Genesenden an die Gottheit“, in lydischer Tonart, finden wir viele Stellen, wo durch die Einförmigkeit des akustischen Klanges der beiden Violinen das unübertreffliche Werk in seiner Klangfarbe Einbusse erleidet. Man beobachte die Stelle, wo die zweite Geige das Thema mit einer Variation im Rhythmus ausführt, während die kurz darauf eintretende erste Violine uns den wiederkehrenden Choral giebt. Ist die musikalische Wirkung eine sublime, so muss die akustische als nicht gleichberechtigt bezeichnet werden. Auch ganz zuletzt, wo überschrieben: „mit innigster Empfindung“, bei Takten, bei denen jeder fühlende Mensch sich kaum der Thränen erwehren kann, begehren wir lebhaft, durch die verschiedenen, aber dennoch eintönig akustischen Auftritte der beiden Violinen verleitet, eine Mutation des Timbres durch zweierlei Instrumente.

Hätte es nicht den Anschein, als ob man mit einem solchen Ausspruche ein Sakrilegium beginge, so könnte man dreist behaupten, es herrsche hier eine Timbrekonfusion. Man ist berechtigt, eine der-

artige physikalische Kritik auszuüben, da Beethoven durch ein solches Urtheil nicht im entferntesten berührt wird. Mit dem akustischen Theile der Instrumente hatte er nichts zu schaffen, er war kein Instrumentenfabrikant. Würde es doch Niemand frivol finden, äusserte man die Meinung, dieses oder jenes Beethoven'sche Werk hätte in einem für musikalische Aufführungen weniger geeigneten Saale schlecht geklungen.

Noch fernere Beispiele könnte ich aufzählen, mag jedoch das Angeführte genügen, um im Leser wenigstens die hypothetische Ansicht zu erwecken, dass eine Klangfarbenveränderung des Streich-Quartetts für die Zukunft nicht ausser aller Frage steht. Ob zu dieser oder jener früheren Epoche bei dem Zusammenwirken der Bogeninstrumente stets ein präziser Wohlklang im Timbre vorhanden gewesen ist, mag dahingestellt bleiben, nur so viel möchte zu konstatiren sein, dass im Ganzen der Aufbau der Instrumente ein rationeller war, auch dem Charakter damaliger Kompositionen mehr entsprach, als dies bei dem akustischen Ineinandergreifen der vier bewussten Quartett-Instrumente heute der Fall ist, deren Intention es nach wie vor bleibt, die vier menschlichen Stimmen nachzuahmen, wenn auch in bei weitem grösserer Expansion, als diese besitzen. Zu keiner Zeit war es übrigens ausgeschlossen, dass man versuchte, das Kolorit zu verbessern, wo sich ein Bedürfniss dazu fühlbar machte, denn nicht selten zeigte sich die Mankanz im Timbre, wenn eine neue Ausdrucksweise in's Leben trat. Ich exemplifizire nur den Eintritt der Klarinette in's Orchester. Ein durch die Zeit bedingter unerhörter Umschwung. Bis dahin nämlich führten die Oboen die Herrschaft dem Charakter der Musikstücke analog allein; durch

eine neue Gefühlsweise wurden die sanfteren Klarinetten ein Bedürfniss, eine Nothwendigkeit, sie entstanden sozusagen von selbst und behaupteten von nun an ebenbürtig ihren Platz an der Seite der früher einzig Dominirenden. Die zahlreiche Familie der Violen, die einst eine so wichtige Rolle spielte, weniger geeignet zur Aufführung energischer und brillanter Piecen, als vielmehr einer ruhigen, einfachen, regelmässigen Harmoniefolge entsprechend schien, im vollständigen Einklange mit den Kunstproduktionen sowohl der Musik, als auch anderer Künste. Schönheit ohne besondere Kraftentfaltung, ohne brillirende Prägnanz korrespondirte mit der allgemeinen Anschauungsweise jener Zeiten. Der Violen sonorer, edler Klang stand in Harmonie zur Noblesse des herrschenden Stils. Als die Musik jedoch mit einem Schlage eine rapidere und lebhaftere Pulsation annahm, war das aber auch der Grund der Bratschendekadenz, die Epoche dieser Klangfarbe war vorüber. Man befand sich zu jener Zeit in einem gewissen Dilemma. Die Erfindung der Viola pomposa, einer von ihren Schwestern abweichenden grossen Bratsche, welche J. S. Bach nach eigener Idee durch seinen Freund Martin Hoffmann, Instrumentenmacher in Leipzig, konstruiren liess, weil er die Applikatur des Violoncells einerseits für zu halbrechend, andererseits beim Zusammenspiel für im Timbre wohl nicht charakteristisch hielt, beweist das damalige Experimentiren zur Genüge. Viola d'amore, da spalla, da braccio, da gamba, l'alto-viola scheinen ihm keinen vollständigen Ausdruck für seine Intentionen geboten zu haben. Allerdings war der Gebrauch auch dieses neuen Instrumentes von nicht langer Dauer, denn sowohl durch die baldige Vervollkommnung in der Virtuosität auf dem Violoncell,

als wegen dessen neuer Konstruktion verschwand die pomposa wieder gänzlich und die Präponderanz des Violoncello trat abermals hervor.

Als nun die Orchester in Italien eine breitere Form annahmen, erschien dann unter dem Titel *piccolo violino alla francese* dasjenige Instrument, welches unsere heutige Violine ist, nur mit dem Unterschiede, dass es zuerst eine Oktave höher als die jetzige Bratsche eingestimmt wurde. Italien nimmt für sich die Ehre in Anspruch, die Violine umgestaltet und eigentlich zum zweiten Mal erfunden zu haben. An und für sich ist das Instrument sehr alt; schon im 12. und 13. Jahrhundert kannte man es in Frankreich, die Troubadoure bedienten sich seiner als Begleitung zum Gesange; es scheint verschiedentlich mit vier, drei, auch nur mit zwei Saiten bezogen worden zu sein, wir haben hierüber keine Gewissheit. Die Abstammung der Violine bleibt Gegenstand vielfacher Kontroverse; einige lassen sie aus der Familie der Violen hervorgehen, andere behaupten, sie sei Sprössling des französischen Rebec-Geschlechtes, dieses vom arabischen Rabab herrührend, welches wieder ein Abkömmling des persischen Barbet. Bei so gewagten Deduktionen wer will uns abhalten zu supponiren, dass das uralte Zigeunervolk*) als Meistervirtuose auf der Geige nicht das Instrument aus Indien erst nach Persien eingeführt? Mit unwissenschaftlichen Hypothesen ist kein Ende in der Forschung abzusehen. Gewiss ist nur, dass die Violine in der Gestalt, wie wir sie jetzt benutzen, im 16. Jahrhundert zuerst auftrat: Testator in Mailand soll dann 1620 ihr Vervollkommner gewesen sein. Bald nach

*) Die Fabel will ja sogar Paganini als Fidelkönig von ihm abstammen lassen.

ihm hatten als die vollendetsten Geigeninstrumentenmacher Stradivario, Guarneri und die Gebrüder und Söhne Amati aus Cremona weltberühmte Namen. Bis heute sind sie in Verfertigung von Violinen unübertroffen geblieben.*)

Vor dem Jahre 1680 spielte man auf der Geige nur bis zum kopfgestrichenen a, höchstens halbgestrichenen b, ihr Umfang richtete sich streng nach dem der Sopranstimme; gegen 1700 wagte man sich in die zweite Applikatur oder Lage, indem man den ersten Finger auf g einsetzte, so dass man nun das c erreichen konnte. Erst seit jener Zeit datirt die höhere Sopranlage bis zum gleichen Tone; die Komponisten wollten im Gesang mit der Violine gleichen Schritt halten.

Als die Bratschenfamilie nun immer mehr verlassen wurde, um den Violinen Platz zu machen, hatte man eins ausser Acht gelassen, nämlich, dass dadurch eine Leere im Kolorit entstand und zwar den natürlichen Gesetzen der Akustik gemäss. Zwei gewichtige Stimmen, die der ersten und zweiten Violine, wurden von nun an nur durch individuelle, nicht aber durch spezifische Färbung von einander unterschieden; dieser Uebelstand gereichte zu gleicher Zeit auch dem Klange des noch mit anderen Instrumenten besetzten und sich zu einem Ganzen formirenden Musikstückes zum Nachtheil. Hierauf bei unseren jetzigen bombastischen orchestralen Mitteln in bezüglicher Weise näher einzugehen, wäre vergebliche Mühe, ja unmöglich; nur für jene Zeit, in welcher die Instrumente so zu sagen noch einen

*) Für das berühmte Stradivario-Quartett, vielleicht aus den schönsten Instrumenten der Welt zusammengesetzt, Eigenthum der Königlichen Akademie zu Florenz, bot ein Amerikaner 70 000 Dollars, aber dieser einzige Schatz ist überhaupt für nichts feil.

obligaten Charakter an sich trugen, hätte solche Erörterung opportun sein können.

Oft ist es mir aufgefallen, dass man bei der in unseren Tagen so an's Licht tretenden Sucht, immer neue Instrumente zu erfinden, niemals auf den einfachen Gedanken des Anormalen der zweiten Geige im Quartett gekommen ist, wo der Charakter eines jeden Instrumentes auf das Evidenteste hervortritt und jede Stimme ihr selbstständiges Recht, gehört zu werden, wie in keiner andern Musikgattung in Anspruch nimmt.

Eine Reformation im Timbre dieser Stimme liesse sich meiner Meinung nach auf zwei Arten effectuiren.

Eine erste Kombination wäre folgende:

Die erste Violine bleibt, die Viola gleichfalls, tritt aber als zweite Stimme des Quartetts auf. Das neue Tenorinstrument wird aus der alten Violenfamilie hervorgesucht und als kleines Violoncell gespielt, vielleicht im Tenorschlüssel. Man stimme es eine Oktave tiefer als die Violine ein.

Das Violoncell bleibt unverändert für den Bass, ohne dass man ihm verwehrt, wo ein Erforderniss hervortritt, bis in die höchste Applikatur zu dringen. Eine solche Stimmung schlosse eine gewisse Analogie und Steigerung in sich.

Die zweite, mir noch sympathischere Kombination bestände hierin: die erste Violine, Viola und Violoncell würden die jetzt üblichen bleiben, nur dass letzteres für den Tenor einträte. Unter dem Violoncello müsste ein neues Bassinstrument, dessen vierte Saite tief F wäre, also in der Stimmung F C G D Platz finden. Man würde hierdurch drei Vorthelle erzielen: vor allem besässe man einen fast gleichen Mechanismus mit dem Tenorvioloncell, da drei Saiten des

tieferen Violoncellos mit denen des höheren identisch sind; sodann hätten wir eine Symmetrie in der Stimmung, analog dem Verhältnisse der menschlichen Stimm lagen, immer ein Quintenintervall schied graduell die Instrumente. Ausserdem aber hätte man sich einer bei weitem grösseren Ausdehnung des Basses zu erfreuen, als bisher.

Der Autor ist weit davon entfernt, sich einzubilden, dass diese Innovationen den Musikern im Allgemeinen sofort plausibel erscheinen werden, dennoch hat er gewagt, sie auszusprechen, da er zur Ueberzeugung gekommen ist, dass sie nicht unausführbar, sondern für die Zukunft sogar wünschenswerth sind. Ausserdem ist ihm die Inbetrachtung der Spohr'schen Idee von bedeutenden Quartettspielern als interessant zugesagt worden. Der in Deutschland bekannte Dr. Bruns, der Genosse des Joachim'schen und Laub'schen Quartetts, der ausgezeichnete Violinspieler Federico Consolo in Florenz haben viel über diese Hypothese mit ihm konferirt und sind seiner Anschauung durchaus nicht abhold gewesen, letzterer hat sogar, wenn auch auf seine Art und in einer von der des Verfassers abweichenden Behandlungsweise, durch einen in der königlichen Akademie zu Florenz über diesen Gegenstand gehaltenen Vortrag eine Initiative zur Förderung der Idee ergriffen.

Und nun zum Schlusse noch eine Entschuldigung. Aus Respekt vor unserem grossen Meister durfte der Kommentar zu seinen Worten nicht nur oberflächlich, sondern in deren genauester Verdolmetschung dem Leser gegenüber gegeben werden; ob mir die Interpretation seines Ausspruchs gelungen, ich wage es nicht zu entscheiden; nur so viel weiss ich, dass überhaupt solche Neuerungs ideen, wie eine

hier angeregte, weder durch Musiker-Majoritätsbeschluss, noch durch Ministerial-Verordnung, wie z. B. die neue Orthographie, sich einfach diktiren lassen, sondern nur durch eine ausdrücklich anerkannte ästhetische Nothwendigkeit sich allmählich Bahn zu brechen im Stande sein würden.

Mag Louis Spohr's Initiative uns aber veranlassen, beiläufig einmal über die jetzige Zusammenstellung der im Streich-Quartette figurirenden Instrumente etwas nachzudenken.*)

Rom.

*) Schon Brahms hat in seinen Sextetten für zwei Violinen, zwei Bratschen und zwei Violoncells, einer, so viel ich weiss, bis dahin noch nicht kultivirten Musikform, unverkennbar, aber vielleicht ganz naiv, einem akustisch-symmetrisch-ästhetischen Gefühle Ausdruck gegeben. Hier bewegen sich drei vollberechtigte Faktoren zueinander, wenn auch jeder von ihnen durch Zweitheilung komplizirt ist.

Il più artificioso pezzo di musica.

Memoria inviata alla R. Accademia Musicale di Firenze dall'Accademico Onorario M.^o Ermanno Wichmann letta nell'Adunanza Solenne del dì 20 Febbraio 1887 dall' Accademico Residente Cav. M.^o Federico Consolo.

Prestantissimi Signori!

Grato dell'onore conferitomi col chiamarmi a far parte di questo inclito Istituto, sento il dovere di esprimere a Voi la mia profonda riconoscenza e la soddisfazione che provo di essere mercè vostra nel novero di coloro che devono proseguire le nobili tradizioni musicali di questa città, e tanto più mi piace di trovarmi vostro collega, perchè so che Voi al pari di me tenete alta la bandiera del canto italiano.

Sono poi lieto di potervi rivolgere ora il mio discorso, volendovi parlare di un capolavoro del celebre Raimondi, opera che prova il vastissimo di lui sapere nell'arte musicale! È opinione molto divulgata in Germania non solo tra i profani, ma anche tra i più modesti cultori di musica, che la parte scientifica dell'arte musicale sia divenuta esclusivamente patrimonio di quella nazione. Io dimostrerò qui quanto sia falsa tale idea, anche a costo che qualcuno di Voi possa trovare censurabile che io alla prima

occasione venga a spezzare una lancia contro un'opinione diffusa nel mio paese.

Il campo dell'arte deve restare assolutamente libero da quella brutta piaga, che si chiama „chauvinisme“. Dovunque il bello ed il sublime si trovino, devono essere accettati da qualunque nazione, e ciascuna deve quindi liberamente permettere che le altre attingano alle sue fonti. Quando parlo della parte scientifica della musica, voglio intendere prima di tutto di quello che riguarda il contrappunto, poi la simmetria della forma, ed in terzo luogo l'impiego efficace dei mezzi materiali esistenti, cioè tanto dei vocali quanto degli orchestrali.

La parte contrappuntistica della scienza musicale è basata su principi positivi, che come nella matematica si fondano su leggi immutabili.

La forma invece è frutto dello studio e della invenzione: essa, trovandosi nel mezzo, fonde l'uno coll'altra, e si modifica nella sua espressione secondo le norme dell'estetica.

L'applicazione utile dei mezzi musicali può essere imparata quando ci sia una certa disposizione nel compositore: questi stessi mezzi però mutano di continuo a seconda del gusto e del tempo. Aggiungo qui per provare le parole con esempi positivi, che fino dalla teoria dell'antichità — io comprendo tutta la teoria nel concetto contrappuntistico — nulla si è cambiato che avesse potuto scuotere in modo alcuno le sue fondamenta, poichè ancora basiamo su quelle dottrine antiche, che hanno superato e supereranno millenni senza subire alterazione veruna.

Gevaert, il più grande indagatore della musica antica, dimostra nella sua opera „Histoire et théorie de la musique de l'antiquité“, che la tanto contestata diësis dei Greci non era che una sfumatura nella

maniera d'espressione d'un popolo molto più suscettibile a tutto ciò che tocca i sensi, e dotato di organi più fini dei nostri. Il risultato di tali indagini non forma alcun contrasto con la vera dottrina d'armonia stabilita per tutti i tempi; esso rimane piuttosto nei nostri limiti e concetti musicali.

Scienziati ragguardevoli come Maurizio Hauptmann, hanno voluto restringere perfino la forma in regole assolutamente determinate. Cito solamente due dei tanti esempi: al parer suo ogni opera musicale deve avere la tendenza di elevarsi man mano per poi discendere nella tonica. Un pezzo di musica che comincia coll'accordo di quarta e sesta, peccerebbe contro la forma, perchè una libera entrata non potrebbe avere luogo senza che fosse preparata la quinta del basso. (Questo caso comprenderebbe digià in sè una lotta tra invenzione e legge.)

Consideriamo ora due esempi: il magnifico trio in si b di Beethoven per pianoforte, il quale nel suo tempo primo e propriamente nel finale della prima parte passa alla submediante per salire quindi alla tonica; e l'altro esempio l'Allegretto in la min. (della grande sinfonia in la) dello stesso autore, che principia colla libera entrata dell'accordo di quarta e sesta, e che anche termina nella medesima armonia, e si dovrà negare la ragione delle supposizioni di Hauptmann.

Ma quante considerazioni non entrano in questo campo! È difficile definirle, più difficile ancora tracciare il limite ove principia la legge e dove finisce la libertà d'azione; si sente perfino parlare del mistero della forma!

La lunghezza o la brevità d'un'opera musicale, la proporzione dell'intero in relazione alle sue singole parti, i giri, passaggi, gli accompagnamenti

diversi ecc., tutto ciò preso nel suo vero significato e da non confondersi col manierismo, può essere considerato come il principale determinato fattore inerente all'invenzione. Questi mezzi tecnici, riuniti o no, non pregiudicano affatto il capolavoro come tale, perchè prendono una forma ed un modo d'espressione, cambiando secondo il gusto dei tempi; quindi non si dovrà mai mettere mano ad un capolavoro per correggerlo ed adattarlo al gusto moderno quando è stato creato in un periodo musicale passato! L'invenzione perciò va mano mano colla forma d'espressione del tempo; una riproduzione, una metamorfosi nel modo usato da una generazione posteriore, non può avere che una influenza dannosa e perturbante sulla cognizione di lavori trasformati in questa maniera. Lo Spitta osserva con molta ragione che la trascrizione di Händel fatta dallo stesso Mozart diminuisce piuttosto il vero valore invece di aumentarlo, e che l'impronta caratteristica nelle creazioni del grande uomo soffre più o meno da tali aggiunte.

Il medesimo autore dimostra come da noi le così dette arie roccocò di Händel non sono ordinariamente sottoposte ad un giudizio imparziale, per la ragione che l'arte di canto di quel tempo oggidì si è perduta affatto (una aperta lacuna sensibile per noi a causa della mancanza di qualsiasi scuola per l'organo umano) mentre l'invenzione e la forma delle arie suddette andavano perfettamente d'accordo col metodo e coll'espressione del canto. Noi non possiamo ancora deporre l'illusione di un progresso nell'arte, mentre ciascun capolavoro rimane perfetto in sè stesso anche in ogni epoca di cultura.

Rispetto all'impiego più efficace dei mezzi materiali, vale a dire tanto delle voci umane quanto

anche del pianoforte, dell'organo, e di tutti gli strumenti e risorse orchestrali non vorrei, che mi si addebitasse il pensiero di non volere distinguere tra l'invenzione geniale del colorito e tra l'abilità e la pratica nella loro naturale applicazione meccanica, o la conoscenza del loro effetto. Mozart creò la sua orchestra, come Giove la Minerva dal suo cervello: egli l'assimilava al canto nella sua opera nel modo più perfetto senza subordinargliela, ed il maestro si muove come il pesce nel suo elemento. Gli epigoni fecero ogni sforzo per penetrare sempre più nella nuova creazione, e la ritennero come norma da seguirsi. Rossini, l'uomo della melodia assoluta, respinse di nuovo questo colorito; egli non poteva trarne profitto, poichè pose il centro di gravità nel canto, e conquistò il mondo con questo suo procedere per breve tempo, ed insieme a lui i suoi imitatori con Bellini alla testa. Più tardi il così detto Messia Wagner inventò — avendo per precursore Ettore Berlioz che diede il battesimo a questo genere — anche lui un'orchestra risplendente di colori più vivi, e lo stabilì come parte principale dell'opera, mentre assegnò alle voci un posto secondario, si potrebbe dire il posto di accompagnamento. La nuova scuola tedesca ha seguito finora questo sistema, e se non verrà dal cielo un riformatore, gli resterà fedele per lungo tempo; esso domina attualmente come una novità nei teatri, e con vero dispotismo. Chopin e Liszt ci hanno dato una nuova tecnica per il pianoforte, e nelle moderne composizioni per questo strumento vi si riscontra tale tecnica.

Se Mozart vivesse ancora oggi, egli accomoderebbe senza dubbio la nuova tecnica alle sue composizioni, in ispecie nell'accompagnamento spesso semplicissimo della mano sinistra; però il suo modo

di scrivere non toglie alcunchè alla bellezza ed al pregio dei suoi lavori. E chi vorrebbe intraprendere una creduta correzione nel senso del nuovo metodo? Ogni mutazione imporrebbe all'opera un dualismo simile a quello che altre volte Mozart diede alle composizioni di Händel. Con la terza parte scientifica intendo dunque questo giusto impiego di simili apparizioni periodiche.

Se noi dunque domandiamo, se gli Italiani potranno presentemente concorrere con noi tedeschi nelle tre categorie menzionate, tale domanda, come abbiamo già accennato più sopra, sarà accolta con un No da una parte considerevole dei miei compatrioti musicisti, mentre io non potrei assolutamente approvare tale opinione.

Che in Italia da circa un secolo il gusto per la musica instrumentale sia stato meno inteso che in Germania, non è un argomento sufficiente per volere in ciò scorgere l'incapacità nel tentare tale genere di musica. Quante preziose composizioni a cappella sono state scritte in Italia durante quell'epoca, mentre da noi i lavori veramente eminenti in questo campo si potrebbero contare colle dita. Tuttavia ciò non proverebbe che noi non abbiamo posseduti grandi contrappuntisti nel genere vocale o che non li abbiamo: citiamo soltanto il Kiel ed il Grell. Da noi il centro di gravità era precisamente negli ultimi tempi — astrazion fatta dalla musica drammatica — nella composizione instrumentale, mentre in Italia fu coltivato a preferenza il genere vocale a cappella.

È stato qui dimostrato a volo la preponderanza reciproca: dico a volo, perchè la preponderanza nell'uno o nell'altro genere della musica delle due nazioni non è, non potrebbe essere qui oggetto della

mia discussione, la quale ha semplicemente in mira d'indagare la parità nel tecnicismo musicale dei tedeschi e degl'italiani. Dunque per ora non tocchiamo questo tasto della musica strumentale, e diciamo solamente fra parentesi, che in Italia cominciasi adesso a mostrare un vivissimo interesse per questo genere dei nostri sommi classici, perchè nei concerti annuali di abbonamento, e a piena orchestra, e nella musica di camera, tanto a Roma, a Firenze, quanto a Milano ed a Palermo non si sentono quasi altre composizioni che quelle tedesche.

D'altronde l'italiano non potrebbe però, secondo la mia opinione personale, concorrere già con noi come compositore assoluto di musica strumentale, perchè l'indole sua naturale non lo rende adatto a perdersi senza un movente, senza la parola nel labirinto della fantasia musicale assoluta. La parte tecnica invece sarà da lui compiuta come da qualsiasi tedesco, e di ciò abbiamo più di sufficienti prove come, p. e. 3 Sinfonie di Raimondi, ognuna delle quali forma da sè un'opera, mentre tutte e tre potrebbero essere contemporaneamente eseguite. Abbiamo quì dunque un lavoro magistrale tanto nelle combinazioni del contrappunto quanto in quelle dell'orchestra. Un vero capolavoro non ha però, e non potrebbe avere pel suo proprio concetto tali esperimenti scientifici. La musica è arte, non scienza; nel caso contrario il Raimondi sarebbe indubitatamente il primo maestro di ogni tempo, e pure non lo è: Rossini lo chiamò il più grande farmacista musicale.

Non ci occuperemo nemmeno in questo scritto del melodramma come genere speciale; notiamo soltanto in due parole il fatto, che attualmente il gusto italiano sembra avvicinarsi con forza alla musica

drammatica tedesca. Contrariamente al nostro costume germanico, in Italia non si eseguono che poche opere durante la stagione, ripetute per molte volte, e riposte poi per lunghi anni negli scaffali. Il programma pel Carnevale del 1886 a Roma potrebbe quasi recarci una sorpresa: „L'Africana“, „Marta“, „Tannhäuser“, „Aida“, „Fidelio“. Si vede che nella scelta non domina l'esclusivismo.

Gli Italiani attribuiscono al Verdi, e specialmente nei suoi ultimi lavori, come p. e. nella „Messa di Requiem“ e nell'„Aida“ la maestria insuperabile per il modo di trattare la parte orchestrale. Sebbene la sua maniera differisca evidentemente dalla nuova scuola d'oltre Alpi, noi compositori tedeschi siamo d'accordo coi colleghi italiani nell'apprezzare il grande maestro italiano come eminente tecnico nell'arte.

Ora sono giunto all'importante mio compito, cioè di parlarvi di quei lavori italiani che da noi in Germania sono poco conosciuti, e perciò non apprezzati come meritano.

Vorrei citare prima di tutto il giudizio di una autorità dappertutto riconosciuta ed incontestata, vale a dire, del celebre maestro Edoardo Grell di Berlino, il più grande contrappuntista tedesco dell'epoca (morto l'anno scorso nell'età di 87 anni) il quale parla della capacità dei maestri italiani, tanto antichi quanto moderni nello scrivere della musica a cappella per molte voci. Siccome sono stato tanto fortunato di poter esprimere nella corrispondenza avuta con l'onoratissimo mio protettore le mie idee su questioni musicali, non potrebbe non essere di sommo interesse pei miei colleghi il conoscere le opinioni del Grell sui maestri italiani antichi e moderni, nelle loro composizioni vocali.

Nell' inviarmi la sua sublime Messa a 16 voci (a cappella) onde presentarla alla Reale Accademia di Santa Cecilia a Roma, come dono d' un membro della medesima, il Grell in un lettera a me diretta si esprime nei seguenti termini:

„La mia Messa a 16 voci deve essere considerata come tentativo, come studio. Se la polifonia non viene adoperata dal compositore colla massima pratica ed abilità contrappuntistica, ciò potrebbe avere per risultato un effetto assai noioso. Ciò che deve produrre il canto ad una voce, viene quì assegnato a 16 voci (ed in altri lavori anche a più voci) le quali si urtano fra loro, impedendo oltremodo la libertà della fantasia e dell' invenzione. I maestri italiani sono giunti ad un alto grado di perfezione in questo genere contrappuntistico; conosco delle composizioni a 16 voci di Benevoli, Canicciari e Santucci, quest' ultimo ne ha scritto anche a 24 voci. Ho sentito un giorno a Milano il Kyrie della Messa a 48 voci composta da Gregorio Ballabene. In tutte queste opere trovansi delle creazioni assai geniali e di molto superiori alla mia; tuttavia quest' ultima potrebbe avere sempre qualche pregio, per l' espressione del sentimento, malgrado il minor lusso di pensieri. In Italia si è incarnata l' idea, che il canto a più voci non consista in una serie di accordi, ma piuttosto in un' architettura di melodie intrecciate l' una con l' altra. Questa massima si è conservata fino ai nostri tempi, come dimostra il celebre Raimondi.“

Oh, se queste idee del più illustre contrappuntista della mia nazione potessero destare nei dilettanti

presuntuosi, e nei musicisti tedeschi la convinzione che gl'Italiani sono rimasti fino ai nostri giorni superiori a noi nel più puro genere polifonico!

Trovandomi quasi alla fine del mio discorso, mi vedo soltanto ora giunto al tema indicato nel titolo, che senza le minute premesse forse non sarebbe stato facilmente compreso, ed eziandio per molti sarebbe riuscito di nessun interesse speciale. Ho trovato poco tempo fa, nella Regia Biblioteca musicale di Santa Cecilia in Roma (nella quale, sia detto fra parentesi, dopo la soppressione delle corporazioni religiose molti tesori musicali degli scorsi secoli, giacenti allora inosservati nei locali dei monasteri, sono stati collocati, onde renderli possibili alla coltura musicale ed all'istruzione in ispecie) ho trovato, dico, un lavoro che ha in me sollevato dapprimo il più grande stupore, per passare poscia alla più alta ammirazione! È un lavoro inedito del compianto Raimondi, e che fu dagli eredi venduto per un prezzo modesto al R. Governo. Così mi raccontò il mio amico, Cav. Berwin, direttore di quella R. Biblioteca. L'opera consiste in 6 fughe in una, dissimili nel modo e tono. Assai rimarchevole è la scelta dei modi, che si basa logicamente sulla scala discendente.

Si potrebbe fare in proposito molte supposizioni speculative musicali, ma non vorrei cadere nella tentazione di accingermi ad un'analisi anatomica musicale sul vivo corpo di questo meccanismo stranamente complicato. Chi vuole rompersi il cervello su questo curiosum, come il contamosche nei racconti popolari di Musäus, vada egli stesso a Roma; in quanto a me preferisco di lasciare da parte, anche in questo caso, secondo il mio costume, la maniera stereotipica del nostro tempo moderno ed improdut-

tivo, cioè di voler caratterizzare con parole ciò che è percettibile soltanto coi sensi.

È nell' indole dell' individuo, il quale ascolta un' opera d' arte musicale e vi si riconcentra, che lasci ancora per sè un po' di posto onde farvi spaziare liberamente la propria fantasia, ciò che i grandi artisti gli rendono sempre possibile. Chi si è appropriato lo Shakespeare e la storia universale del Ranke, dovrebbe, al mio credere, darmi ragione.

Oggidì si cercano nelle opere di uomini ragguardevoli dei misteri a cui essi stessi non hanno pensato neanche per ombra; Shakespeare, Bach, ed altri sommi potrebbero nelle tombe cantarne una canzoncina. Questo grande musicista avrebbe egli mai potuto sognare, ch' egli sarebbe stato un giorno indicato come compositore esclusivamente comprensibile per la sola comunità cristiana, o magari soltanto per la protestante?

L' Händel avrebbe egli mai creduto che un giorno l' avrebbero fatto figurare come vero cosmopolita di fronte al maestro esclusivamente tedesco — al Bach? Non rilevasi forse (più o meno) nelle opere di quei due grandi maestri tanto il carattere del cosmopolitismo e del germanismo?

Tali distinzioni piuttosto rettoriche fatte dal prof. Spitta di Berlino, hanno a prima vista qualche cosa di verosimile, ma guardandole un po' meglio, le distinzioni accennate hanno tuttavia poco fondamento.

Le opinioni in proposito espresse dal celebre scienziato Rodolfo Westphal vengono tante volte erroneamente interpretate. Verum fu lui il primo che caratterizzò il Bach come quello, che ha la base nel canto — fermo protestante; ma il grande filologo dimostra nello stesso tempo la discendenza di questo corale dalla più remota antichità, e cioè principal-

mente in rapporto ritmico-metrico; il suo concetto s'appoggia dunque su fondamenta assai più vaste. Dante non ha egli scritto per l'umanità ovvero per il solo cattolicesimo, perchè il suo purgatorio e paradiso obbligano allo studio delle opere dei padri della chiesa? Si cancelli dunque l'elemento confessionale dall'arte sacra, che per tutti i tempi non abbraccia che il sentimento della religione nella sua universalità, vale a dire l'inalzamento dell'uomo all'eterno ed infinito.

Se poi lo Spitta crede di trovare nella musica di Händel una tendenza democratica, esigendo la sua musica delle masse corali, egli cade in una conclusione molto arrischiata. Anche le opere di Sponcini richiedono delle masse corali numerose: cito il „Fernando Cortez“ e l'„Olimpia“, e tuttavia egli fu chiamato il compositore aristocratico del primo impero! In tal modo ambedue i grandi compositori sono giunti ad onori mai sognati, mai aspirati. Dove arriveremo però coll'adoperare simili istrumenti chirurgici per la critica? Alla fine ricercheremo della musica filologica, teologica, politica!

Tali argomenti potrebbero però ben poco contribuire affinchè nell'avvenire, come domanda lo Spitta, i maestri esercenti si sottomettessero all'autorità degli scienziati e dei letterati, facendosi da questi guidare.

Se ora la fuga del Raimondi non vi si presenta come un'eminente opera d'arte nel vero senso della parola, essa fa però testimonianza, come abbiamo già prima accennato, di un artificio mai veduto, che tocca quasi il meraviglioso. E non voglio costatare se non questo. Non v'è nel mio compito di giudicare l'invenzione dei soggetti etc.; come cosa più o meno importante. Sentiamo ora che cosa dice il Grell

specialmente sul Raimondi in una lettera a me diretta in data del 18 Gennaio 1886.

„La notizia delle 6 fughe dissimili nel modo e tono di Raimondi, unite in una sola di 24 voci, mi ha sommamente sorpreso. Conservo già l'altra opera dello stesso autore, la quale contiene 8 fughe a 4 voci, quattro a 6 voci, due a 8, una a 16, ed una a 24 voci.*) Sento parlare d'un lavoro del medesimo autore, che consiste in 3 Oratorî in uno da eseguirsi separatamente ed anche insieme. Sarei curioso di sentire da lei qualche cosa di più concreto, che si riferisce alla collisione delle rispettive parole e del testo. Raimondi è senza dubbio l'unico contrappuntista di grande importanza in un genere così speciale. Egli troverà pochi seguaci. Anche il troppo artificio porta i suoi svantaggi.“

In seguito il Grell spiega con molta chiarezza l'indebolimento di un capolavoro cagionato dal troppo artificio; e quindi continua:

„Però i lavori degli Italiani devono essere da noi sommamente apprezzati ed ammirati; essi fanno testimonianza del grande zelo col quale esse si esercitano nel contrappunto. Ciascuna composizione di canto non acquista il suo pregio che per mezzo del contrappunto, vale a dire, del contrappunto severo. Tornerebbe assai conto se si coltivasse negli istituti musicali tedeschi con maggiore applicazione il canto puro, e per mezzo di questo il genere diatonico; il canto dovrebbe essere

*) Cinque fughe in una dissimili nel modo e tono sono state pubblicate dal Ricordi in Milano.

insegnato diviso dal resto, perchè lo strumentalismo (mi si passi la parola) ha tolto assai del colorito alla musica vocale.“

Il Raimondi è nelle sue composizioni a cappella l'ultimo grande maestro della „scuola Romana“ fondata da Palestrina, la quale si è conservata per secoli fino al nostro tempo. Fra i viventi meriterebbe essere menzionato il vecchio maestro di musica al Laterano, Gaetano Capocci; e speriamo che il nostro collega Tacchinardi, il quale ancorchè giovane, è già molto conosciuto come contrappuntista, sarà un giorno pure acclamato valente seguace di questa scuola impareggiabile. Ma quanti nomi non comprende questo metodo rinomato in tutto il mondo sino dalla sua origine?

Cito fino dall'anno 1600 i nomi di Palestrina, Nanini, Vittoria, Mancini, Troiani, Rosetti, Giovanelli, Pacelli, Dragoni, ed altri. Seguono poi nel secolo XVII gli Antonelli, Benincasa, Olivieri, Bianchini, questi grandi compositori alla chiesa di S. Giovanni in Laterano; a S. Pietro gli Ugolini, Pantaleoni, Allegri, Abbatini, Lorenzani; ed all'Accademia di Santa Cecilia, Carissimi, Graziani ed altri.

Alla fine del secolo XVII ed al principio del XVIII Alessandro e Domenico Scarlatti, Giorgi, il grande maestro Pitoni, Durante, Leo, Iomelli, Masi, Ballabene, Zingarelli, Pietro Terziani, Basily, ecc. Poi, come compositori di fughe non superati, i Vallotti, ed il padre Martini.

Nell'epoca più recente nominiamo il Baini. Tutti questi maestri hanno creato qualche cosa più o meno eminente, e perciò rammento alla Germania, che non si dimentichi di quello che dobbiamo all'Italia nel canto a cappella, e con quale perfezione e maestria questo stesso è ancora adoperato al presente. Mi

permetto di far voti che principalmente il nostro Istituto si occupi con energia e costanza di non far perdere le tradizioni di questa scuola sublime, e di ricordarla ai giovani musicisti d'Italia per mezzo di un severo insegnamento, e che non si dimentichi, onde ottenere tale scopo, la pratica del vecchio metodo di canto bolognese già mezzo perduto ai nostri tempi.

La R. Biblioteca farà pubblicare a suo tempo il *curiosum* di Raimondi, di modo che gli artisti e scienziati di tutto il mondo potranno ammirarlo.

Prima di terminare questo discorso, mi si permetta ancora di far menzione di un rimarchevole contrasto musicale ai lavori stupendamente artificiosi del Raimondi.

Mi ricordo di avere sentito nella mia gioventù un piccolo lavoro a cappella, senza dubbio già composto prima dell'epoca della polifonia, il quale lasciò in me la più sublime ed indelebile impressione. I tre Re Magi pregano avanti il Presepio nella stalla di Betlemme, ed inginocchiati cantano all'unisono innanzi al bambino. Tutto d'un tratto il loro canto tace. Il bambino ci fa sentire un soave suo primo vagito. I Re riprendono di nuovo il canto, ed un'altra volta risuona quel vagito, finchè la preghiera e le voci infantili si uniscono alla fine in un tutto incantevole.

Quale incanto in questa infinita ingenuità, in questa semplicità degna del Giotto! Quale meraviglia nelle combinazioni e negli intrecci di Bach e Palestrina!

Non contiene questo parallelo da una parte una prova evidente per la caducità di forme in uso, e dall'altra per l'identità della scintilla divina che percorre tutti i grandi capolavori?

Das grösste Musik-Kunststück der Welt. *)

Es ist ein in Deutschland nicht allein unter den musikalischen Laien, sondern auch unter den Durchschnittsmusikern weitverbreiteter Glaube, dass der wissenschaftliche Theil der Musik in seiner höchsten Potenz gegenwärtig ausschliesslich in germanischen Privatbesitz übergegangen sei.

Einem solchen Irrthum und einer so falschen Idee soll durch diese wenigen Zeilen in objektiver Weise entgegengetreten werden. Hält man aber den Autor darum für unpatriotisch, dass er als deutscher Musiker bei sich ihm darbietender Gelegenheit gern gegen sich vielfach spreizende Auffassungen eine Lanze bricht, so wird er ein solches Verdikt ruhig über sich ergehen lassen. Das Gebiet der Kunst muss intakt und frei bleiben von dem in unserer Zeit eine so gewichtige Rolle spielenden Chauvinismus. Man annektire, wenn auch in ganz anderem als politischem Sinne, wie in guter alter Zeit Schönes und Treffliches, wo man es findet, und lasse mit Freuden von anderen Nationen annektiren, so viel es ihnen beliebt, je mehr desto besser, zur Ehre und zum Ruhme der deutschen Muse, des deutschen Vaterlandes.

Wenn hier von einem wissenschaftlichen Theil der Musik die Rede ist, so sollen darunter einmal die Behandlung der Komposition im contrapunktistischen Sinne, dann die Formabrundung eines Stückes und in dritter Kategorie die möglichst wirksame Handhabung der vorhandenen materiellen Mittel, der vokalen wie orchestralen, verstanden werden.

*) Uebersetzung des italienischen Aufsatzes.

Die contrapunktistische Rubrik des wissenschaftlichen Theiles basirt auf untrüglichen Schlüssen, welche gleich den mathematischen dann wieder auf ewig unveränderlichen Gesetzen beruhen.

Die Form ist bedingt durch Erlerntes und Erfindung, sie steht zwischen beiden in der Mitte und modifizirt sich in ihrer Ausdrucksweise mit Rücksicht auf bestimmte ästhetische Regeln.

Die geschickte Gebrauchsanwendung musikalisch-materieller Mittel ist, vorausgesetzt, dass Talent vorhanden, zu erlernen, diese äusseren Mittel selbst aber sind eine nur der Zeit unterworfenene Geschmackssache und steter Veränderlichkeit ausgesetzt.

Soll ich diese dicta durch positiva erhärten, so führe ich an, dass seit der Theorie des Alterthums — ich schliesse alle Theorie in den contrapunktistischen Begriff mit ein — sich nichts verändert hat, was im geringsten ihre Fundamente hätte erschüttern können; denn wir fussen noch heute auf den antiken Lehren, welche, ohne eine Alteration zu dulden, die Jahrtausende überdauerten und noch überdauern werden. Gevaert, der grösste Forscher alterthümlicher Musik, beweist in seinem Werke „Histoire et théorie de la musique de l'antiquité“, dass die vielangefochtene Diësis der Griechen nur eine Nuance war in der Ausdrucksweise eines für alles, was sich auf die Sinne bezieht, bei weitem feiner organisirten und empfindenden Volkes, als wir es sind. Zur eigentlichen Harmonielehre, wie sie für alle Zeiten feststeht, bildet dieses sogenannte Phänomen keinen Gegensatz, vielmehr bewegt es sich strikte innerhalb unserer musikalischen Grenzen und Begriffe.

Bedeutende Kunsttheoretiker, wie Moriz Hauptmann, haben sogar die Form in bestimmte, zwangsmässige Normen einengen wollen. Zwei Beispiele für

viele: Nach ihm muss jedes Musikstück die Tendenz haben, gegen die Mitte zu sich zu erheben, um dann wieder in die *tonica* hinabzusinken. Ein auf dem Quartsext-Accord beginnendes Stück würde seiner Meinung nach gegen die Form verstossen, weil ein freier Eintritt ohne Vorbereitung des Quinten-Bass-tones nicht statthaft sei. (Dieser Fall schliesse bereits einen Kampf zwischen Erfindung und Satzung in sich.)

Man denke nun bei diesen beiden Beispielen an Beethoven's herrliches Klavier-Trio in B-dur, welches sich in seinem *tempo primo* beim Abschliessen des ersten Theiles nach der Submediante wendet, um zum Schlusse sich wieder in die *tonica* zu erheben; dann an das A-moll-Allegretto der A-dur-Symphonie, welches mit dem frei eintretenden Quartsext-Accord beginnt und in derselben Harmonie auch schliesst — und man wird die Haltbarkeit der Hauptmann'schen Voraussetzungen negiren müssen.

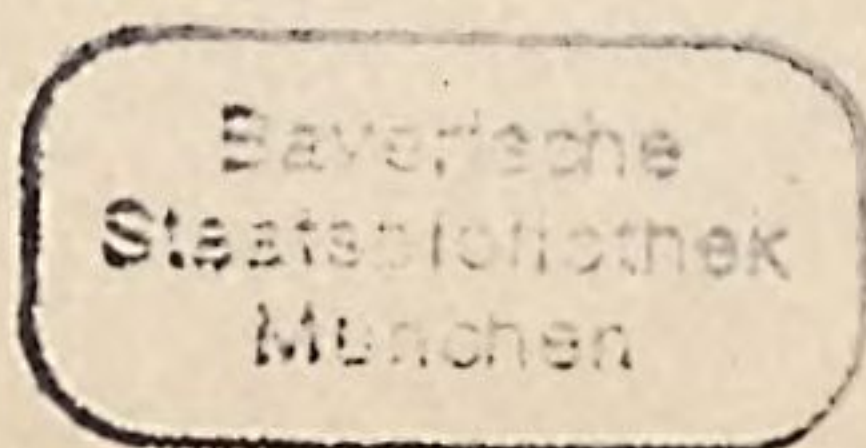
Was aber gehört nicht alles noch in dieses Reich! Schwer ist es, zu definiren, schwerer noch, die Grenze zu ziehen, wo das Gesetz beginnt und die Freiheit der Bewegung ihre Schranke hat; spricht man doch von dem Geheimniss der Form. Länge oder Kürze eines Musikstücks, Proportion des Ganzen und seiner Theile zu einander, Wendungen, Passagen, verschiedene Begleitungen etc., Alles dies in seiner wahren Bedeutung genommen und nicht etwa mit Manierirtheit zu verwechseln, kann als bestimmte, der Erfindung anhaftende formelle Ingredienz betrachtet werden. Ohne dem Meisterwerke als solchem den geringsten Abbruch zu thun, nehmen diese Conglomerate der jeweilig bestehenden Technik eine den Zeiten gemäss veränderte Gestalt und Ausdrucksweise an; daher darf man an einem in einer vergangenen Musikperiode geschaffenen *chef d'œuvre* keine, wie

man zu sagen pflegt, verbessernde Hand anlegen wollen, um es modern mundrecht zu machen. Die Erfindung geht eben mit der temporären Ausdrucksweise der Form Hand in Hand, eine Wiedergabe, eine Versetzung in die übliche Art einer späteren Generation kann nur nachtheilig und störend auf die Erkenntniss so umgewandelter Kompositionen einwirken. Spitta betont mit vollem Rechte, dass die Bearbeitung Händel'scher Werke selbst durch Mozart uns den reinen Genuss an ihnen mehr verkümmert als vermehrt, und dass das Charakteristische in den Schöpfungen des grossen Mannes mehr oder weniger durch diese Zusätze Einbusse erleidet.

Derselbe Autor zeigt, wie die sogenannten Händel'schen Zopf-Arien einer vorurtheilsfreien Beurtheilung unsrerseits schon darum gewöhnlich gar nicht unterzogen werden, weil die damalige Gesangkunst unserer Zeit gänzlich abhanden gekommen ist (eine für uns klaffende Lücke bei dem Mangel jeglicher Schule für das menschliche Organ), während die Erfindung und Form obengenannter Arien sich genau mit der vorhandenen Vortrags- und Gesangsmethode deckten. Wir lassen eben immer noch nicht von dem Wahn eines Fortschritts in der Kunst, während doch jedes ihrer Meisterwerke in sich vollendet bleibt für die Kulturen aller Zeit.

Was nun die wirksamste Behandlung der materiellen Mittel, d. h. sowohl der menschlichen Stimmen als auch des Klaviers, der Orgel und aller orchestralen Instrumente und Kräfte betrifft, so verwahre ich mich vorweg, als wollte ich zwischen genialer Klangfarben-Erfindung oder Fertigkeit und Uebung in deren naturgemässer mechanischer Anwendung und Wirkungserkenntniss nicht unterscheiden. Mozart schuf sein Orchester, wie Zeus die Minerva, aus eigenem Ge-

hirne; er assimilirte es als gleichberechtigt in vollendeter Weise dem Gesange in der Oper, und der Meister bewegt sich wie der Fisch in seinem Elemente; die Epigonen dann versuchten in die neue Schöpfung mehr und mehr einzudringen und betrachteten sie als das Normale. Rossini als Mann der absoluten Melodie verwarf diese Klangfarbe auf's neue, er konnte sie nicht verwerthen, denn er legte den Schwerpunkt in den Gesang und eroberte mit dieser Prozedur auf kurze Zeit die Welt, mit ihm seine Nachahmer, Bellini an der Spitze. Später erfand der Messias Wagner, nachdem ihm Berlioz als Täufer vorausgegangen, abermals ein Orchester in den glühendsten Farben und stempelte es zur Hauptsache der Oper, während den Singstimmen mehr ein untergeordneter, man möchte sagen, begleitender Charakter zugewiesen wurde. Die neue deutsche Schule ist bis heute diesem System gefolgt, und kommt nicht ex abrupto ein Reformator, so wird man ihm lange treu bleiben, es beherrscht gegenwärtig als Novität mit unbeschränktem Despotismus die Bühnen. Chopin und Liszt gaben uns eine neue Klaviertechnik; die modernen Piano-Kompositionen sind für solche gesetzt. Lebte Mozart heutigen Tages, er würde ohne Zweifel die z. B. oft sehr einfache Begleitung der linken Hand in seinen Sonaten dieser neugeschaffenen Technik anbequemen; seine damalige Schreibweise nimmt indess der Schönheit und dem Werthe seiner Werke nicht ein Quentchen. Eine vermeintliche Verbesserung aber, eine Korrektur im Sinne der neuen Spielart, wer will es unternehmen, sich eines solchen Sacrilegiums schuldig zu machen? Durch jede Veränderung würde sofort eine Zweiheit in das Werk hineingebracht werden, wie Mozart sie einst Händel'schen Kompositionen auferlegte.



Die richtige Benutzung derartiger temporärer Erscheinungen ist es, was ich unter der dritten wissenschaftlichen Abtheilung verstehe.

Fragen wir uns nun, ob die Italiener in den drei gekennzeichneten Gattungen gegenwärtig mit uns Deutschen konkurriren können, so wird diese Frage, wie schon oben angedeutet, von einem grossen Theil meiner musikalischen Landsleute mit „Nein“ beantwortet werden, während ich solchem Absprechen ein entschiedenes Dementi entgegensetze.

Dass in Italien der Geschmack für Instrumentalmusik seit ungefähr hundert Jahren ein geringerer war, als in Deutschland, beweist durchaus nicht den Mangel an Potenz in dieser Branche zu arbeiten. Wie viel werthvolle a capella-Stücke sind dafür in derselben Epoche dort entstanden, während man bei uns die wirklich eminenten Leistungen auf diesem Felde an den Fingern abzählen könnte. Dennoch wird Niemand dies als einen Beweis gelten lassen, dass wir keine grossen Vokal-Contrapunktisten besessen haben und besitzen; man denke nur an Kiel und Grell. Bei uns lag eben in letzter Zeit — wenn wir von der dramatischen Musik absehen — der Schwerpunkt in der Instrumentalkomposition, während in Italien vorzugsweise das kirchliche a capella-Element kultivirt wurde.

Diese gegenseitige Präponderanz soll beiläufig dargethan werden, beiläufig sage ich, weil solche Frage uns hier eigentlich nicht beschäftigt; wenigstens bildet sie nicht den Kern unserer Untersuchung, die einfach die Parität der Technik beider Nationen zum Gegenstande hat.

Wir lassen daher vorderhand dieses Gebiet der Instrumentalmusik unberührt, es sei nur nebenbei bemerkt, dass man jetzt italienischerseits bedeutendes

Interesse an den Werken unserer Heroen und Klassiker in diesem Genre zu zeigen anfängt, denn in jährlichen Abonnementsconcerten, sowohl orchestralen als für Kammermusik, hört man in Rom, Florenz, Mailand und Palermo keine andere Produktion mehr als deutsche. Nach meiner subjektiven Meinung aber dürfte der Italiener schon darum nie mit uns als erfindungsreicher, schaffender Instrumentalist konkurriren können, weil er seiner ganzen Natur gemäss nicht darnach geartet ist, ohne einen Anhaltspunkt, ohne etwas bestimmtes Textliches in das Reich rein musikalischer Phantasie sich hineinzuträumen; er ist kein Lyriker von Profession. Den technischen Theil der Arbeit aber werden die Italiener ebenso gut bestehen, als wir, das zeigen mehrere Ouverturen von Raimondi, von denen jede einzelne für sich ein fertiges Stück bildet, die aber auch über einander zusammen gespielt werden können. Hier haben wir ein Kunststück meisterhafter Art in contrapunktistischer Combination und zugleich orchestraler Behandlung vor uns; dennoch verschmäht wohl ein wahres Kunstwerk seinem Begriffe nach dergleichen zu künstlich-wissenschaftliche Experimente. Die Musik ist Kunst und nicht Wissenschaft; im entgegengesetzten Falle würde Raimondi unzweifelhaft der erste Musiker aller Zeiten sein, er ist es aber nicht, nannte ihn doch Rossini nur den grössten musikalischen Apotheker. Gegenwärtig steht Sgambati als Techniker in der Kammermusik jedem deutschen Komponisten zur Seite; wer würde ihn aber mit Brahms oder wohl gar mit Schumann in Fülle paradiesischer Phantasie vergleichen wollen? Geben wir unparteiisch Jedem seinen Rang.

Ich fertige schnell noch mit zwei Worten die Oper ab, denn auch sie als species beschäftigt uns in

diesen Zeilen nicht, entschuldige man also eine scheinbar aphoristische Darlegung. Kurz sei die Thatsache gemeldet, dass, wie zur deutschen Instrumentalmusik, so auch zur deutsch-dramatischen Musik der italienische Zeitgeschmack mit aller Kraft jetzt hinzuströmen scheint. Wie wir ja wissen, exekutirt man, gegen unsere Gewohnheit, immer nur wenige Opern in einer Saison, wiederholt sie häufig, um sie dann für längere Jahre zu begraben. Beinahe könnte es überraschen, das Programm für diesen Winter in Rom folgender Art zusammengestellt zu sehen: „Die Afrikanerin“, „Der Freischütz“, „Martha“, „Tannhäuser“, „Aïda“, „Fidelio“.

Man sieht, es herrscht bei der Komponistenwahl keine Einseitigkeit. Für Verdi, und zwar gerade in seinen letzten Werken, wie z. B. im „Requiem“ und in „Aïda“, beansprucht man italienischerseits die nicht zu übertreffende Meisterschaft in der materiellen Behandlung auch des orchestralen Theiles dieser Werke, wenn solche auch eben in einer von der neudeutschen Schule ganz differirenden Weise hervortritt. Ausgezeichnete deutsche Musiker von der verschiedensten Richtung, wie Kiel, Liszt, Bülow, Hiller, erkennen dies auch unumwunden und vorurtheilsfrei an. Belege könnte ich hierfür in Citaten ihrer Aussprüche und aus ihren Schriften in vielfacher Anzahl beibringen.

Nun aber komme ich zum Angelpunkt derjenigen italienischen Leistungen, die bei uns sehr wenig heimisch sind und deshalb auch nicht in vollem Masse gewürdigt werden können.

Ich möchte über die Fähigkeit der südlichen Meister, und zwar bis in die neueste Epoche hinein, contrapunktistische a capella-Musik in ausgedehntester Vielstimmigkeit zu komponiren, sogleich das

Urtheil einer gewiss allseitig anerkannten und unbestrittenen Autorität ersten Ranges, unseres Eduard Grell, des 86jährigen berühmten Greises anführen.

Da ich das Glück habe, mit diesem meinem hochverehrten Gönner mich oft über musikalische Fragen von Rom aus nach Berlin zu meiner Belehrung aussprechen zu dürfen, so wird es meinen Lesern gewiss von nicht geringem Interesse sein, wenn ich nicht allein mit ausdrücklicher Erlaubniss, sondern auch dem Wunsche meines theuren Freundes gemäss einige seiner Sentenzen sowohl über frühere als auch neuere italienische Vokalkomponisten hier kundgebe.

Bei Gelegenheit der Uebersendung seiner erhabenen sechzehnstimmigen a capella-Messe an die kgl. italienische Akademie, welche ich derselben zu überreichen die Ehre hatte, drückt sich Grell in einem Briefe an mich folgendermassen aus:

„Meine sechzehnstimmige Messe ist nur als ein Versuch, als ein Studium zu betrachten. Die Vielstimmigkeit, wenn nicht eine sehr bedeutende contrapunktistische Uebung und Geschicklichkeit vorhanden ist, kann grosse Trockenheit hervorbringen. Was der einstimmige Gesang bewirken soll, wird hier unter sechzehn und in anderen Werken unter noch mehr Stimmen vertheilt, die sich alle hindern und die Freiheit der Phantasie und Erfindung, wenn überhaupt eine solche da ist, ungemein hemmen. Die italienischen Meister haben es in dieser contrapunktistischen Gattung sehr weit gebracht; es sind mir sechzehnstimmige Kompositionen bekannt von Benevoli, Canicciari und Santucci; der Letztgenannte hat auch vierundzwanzigstimmig gearbeitet. Aus Balla-

bene's sogar achtundvierzigstimmiger Messe habe ich das Kyrie einst in Mailand gehört. Unter all diesen Werken sind sehr geniale Schöpfungen, womit die meine gar nicht zu vergleichen;*) aber mit dem geringeren Aufwande von Gedanken mag sie doch immer einigen Werth durch Ausdruck der Empfindung haben. In Italien ist die Idee, der mehrstimmige Gesang bestehe nicht in einer Folge von Akkorden, sondern in Uebereinanderstellung von Melodien, ganz in Fleisch und Blut übergegangen, daher auch in neuerer Zeit noch Raimondi.“

Möchten diese Aussprüche des bedeutendsten in Deutschland jetzt lebenden Contrapunktisten in dortigen chauvinistischen Laien und Musikern die Ueberzeugung erwecken, dass die Italiener bis in die neueste Zeit hinein im Genre vielstimmiger reiner Vokalmusik uns überlegen sind.

Beinahe schon am Schlusse des Artikels gelange ich erst zum eigentlichen Ueberschriftsthema, das jedoch ohne so eingehende Prämissen schwer verständlich in der Luft geschwebt hätte, auch wohl für Viele ohne vorangegangene Erklärungen von keinem nennenswerthen Interesse gewesen wäre.

In der Biblioteca governativa musicale der hie-

*) Nicht allein ich als Deutscher, sondern sämtliche hier massgebende italienische Kollegen, denen ich diesen Passus vorgelesen, wir protestiren lebhaft gegen solche Autokritik eines bescheidenen Mannes. Welche tiefe Empfindung in seinem Werke liegt, darüber ist der Komponist vielleicht selbst gar nicht zum vollen Bewusstsein gelangt, wenn er auch im Selbstgefühl eines echten Künstlers seiner Produktion den Werth nicht absprechen kann. Die Italiener fassen nur auf Palestrina. Wer aber hat in seinen Werken dergestalt die Geister Seb. Bach's und Palestrina's heraufbeschworen, um sie dann zu einem selbstständigen Ganzen zu vereinigen, wie unser Grell?

sigen kgl. Akademie, wohin, nebenbei bemerkt, seit der Aufhebung des Eigenthums der todten Hand auch viele werthvolle Musikschatze vergangener und neuerer Zeiten, die bis dahin unbenutzt in moderigen Klosterräumen schlummerten, zur öffentlichen Einsicht und allgemeinen Belehrung gewandert sind, entdeckte ich vor kurzem ein an's Fabelhafte grenzendes Machwerk.

Wie ich von meinem Freunde, dem königlichen Oberbibliothekar Bervin, erfuhr, hatten die Erben des Autors dieses Unicum, so zu sagen, für ein Trinkgeld dem Staate überlassen. Es ist ein Werk des schon oben erwähnten, vor nicht gar langer Zeit verstorbenen Raimondi, Professors und Direktors des Konservatoriums zu Palermo: Sechs Fugen, eine jede von ihnen in anderer Tonart und anderem Tempo als die übrigen! eine jede selbstständig für sich zu exekutiren, aber auch alle sechs zusammen zu spielen! Sehr bemerkenswerth ist dann auch die Wahl der Tonarten, die sich folgerichtig auf der abwärtsgleitenden Skala basirt: A-moll, G-dur, F-dur, E-moll, D-dur, C-dur. Der Eintritt der sechs Themata mit ihren bezüglichen *ducibus* und *comitibus* ist natürlich ein ungemein interessanter, da, durch die verschiedenen Tonarten bedingt, derselbe zwangsweise auch zu ganz verschiedener Zeit erfolgen muss. Jede Fuge also beginnt und schliesst daher unabhängig von ihren Schwestern. Auch die Regelmässigkeit: eine Moll-Tonart, zwei Dur-Tonarten und abermals dieselbe Folge möchte wohl zu beachten sein.

Viel könnte darüber spekulativ-musikalisch supponirt und gefabelt werden, doch möchte ich, trotz unserer Zeit der Vivisektionen, nicht in die naheliegende Versuchung gerathen, am lebendigen Leibe dieses unglaublich komplizirten Raimondi'schen Räder-

werks eine musikalisch - anatomische Analyse vorzunehmen. Wer sich, wie der Mückenzähler in dem Musäus'schen Volksmärchen, an diesem Kuriosum den Kopf zerbrechen will, mag selbst nach Rom kommen; ich ziehe es vor, der stereotypen modernen Art unserer unproduktiven Zeit, nur durch die Sinne Wahrnehmbares mit Worten charakterisiren zu wollen, auch in diesem Falle, meiner Gewohnheit nach, aus dem Wege zu gehen. Der empfindsame Hörer nimmt mit Recht beim Insichaufnehmen von musischen Kunstwerken noch einen Spielraum für seine eigene Phantasie in Anspruch, wie ihm solchen grosse Künstler auch stets gewähren; wer Shakespeare und Ranke'sche Weltgeschichte sich zu eigen gemacht, der, glaube ich, wird mir Recht geben. Augenblicklich geheimnisst man in die Werke bedeutender Männer mehr hinein, als diese sich selbst je gedacht; Shakespeare, Bach und andere Heroen könnten in ihrem Grabe ein Liedchen davon singen. Hätte genannter grosser Musiker sich wohl träumen lassen, dass er einst als nur für die „christliche“, wohl gar protestantische Gemeinde verständlich gekennzeichnet würde? Hätte Händel je geglaubt, dass er einmal dem „ausschliesslich germanischen“ Bach als reiner „Weltbürger“ gegenüberstände? Tragen denn nicht beide grosse Männer mehr oder weniger die Firmen des Kosmopolitismus und des Deutschthums zugleich an der Stirn?

Solche mehr rhetorische Unterscheidungen wie die obigen, die a prima vista etwas Plausibles zu bergen scheinen, sind doch bei genauerer Inbetrachtung sehr vager Natur.

Unrichtig werden oft die Auslassungen Rudolf Westphal's interpretirt. Er war allerdings der Erste, welcher Bach als auf dem protestantischen Choral

basirend charakterisirte, aber unser grosser Philologe beweist auch die Descendenz dieses Chorals vom grauen Alterthum her, und zwar hauptsächlich in rhythmisch-metrischer Beziehung; seine Auffassung fusst also auf bei weitem breiterer Grundlage. Hat denn Dante nicht für die Menschheit, sondern nur für Katholiken geschrieben, weil sein Fegefeuer und Paradies das Studium der Kirchenväter bedingt? Streiche man doch das konfessionelle Element aus der heiligen Kunst, die ja nur das Gefühl des Religiösen in seiner Allgemeinheit, d. h. die Erhebung des Menschen zum Ewigen und Unendlichen, für alle Zeiten in sich schliesst.

Wenn ausserdem der Händel'schen Musik nun gar „ein demokratischer Zug“ vindiziert wird, weil sie „nach Massen verlangt“, so erscheint dies doch als eine überaus gewagte Konsequenz. Auch Spontini's Opern erheischen stark besetzte Chöre, z. B. „Cortez“ und „Olympia“, dennoch nannte man ihn den aristokratischen Komponisten des ersten Kaiserreichs. So kommen die beiden Musiker zu wohl nie geahnten, nie begehrten Ehren. Mit einem kritischen Secirmesser dieser Art, wohin versteigen wir uns? Wir ergründen zuletzt philosophisch-theologisch-politische Musik. Kaum tragen jedoch solche Argumente dazu bei, die vom betreffenden Schriftsteller verlangte Unterordnung praktischer Musiker unter die Führung der Kunstgelehrten — „so ungern sich auch manche von ihnen den Weg weisen lassen“ — in Zukunft einmal in Gang zu bringen.

Wenn sich uns nun auch die Raimondi'sche Fuge nicht als bedeutendes Kunstwerk im eigentlichen Sinne des Wortes darstellt, so zeugt sie dennoch, wie schon oben erwähnt, von einer nie dagewesenen, fast an's Wunderbare grenzenden Kunstfertigkeit.

Und weiter soll hier nichts konstatirt werden. Die Erfindung als eine mehr oder weniger hervorragende zu beurtheilen, liegt ausserhalb des Rahmens meiner Aufgabe.

Hören wir nun, wie Grell in Bezug auf den Italiener speziell sich äussert (Brief an mich vom 18. Jan. 1886):

„Die Nachricht von Raimondi's sechs Fugen in verschiedener Ton- und Taktart zu einer einzigen vierundzwanzigstimmigen war mir höchst überraschend. Das Raimondi'sche Fugenwerk in drei Theilen, welches acht vierstimmige, vier fünfstimmige, vier sechsstimmige, zwei siebenstimmige, zwei achtstimmige Fugen, eine sechzehnstimmige und eine zwanzigstimmige enthält, besitze ich selbst.*) Ich höre von einem Werke desselben Komponisten, welches aus zwei selbstständigen Oratorien besteht, die jedes für sich allein, beide aber auch zu gleicher Zeit aufgeführt werden können, und bin begierig, darüber Weiteres von Ihnen zu erfahren, namentlich wegen der Kollision in den respektiven Textworten. Raimondi ist wohl der einzige Contrapunktist von dieser Bedeutung. Er wird wenig Nachfolger finden. Die zu grosse Künstlichkeit hat auch ihren Nachtheil.“

Hier erklärt Grell in längerer Auseinandersetzung, welche Abschwächung ein Kunstwerk durch dieselbe erleidet. Dann fährt er fort:

„Doch die Sachen der Italiener sind überaus zu schätzen und zu bewundern; sie zeugen von dem grossen Fleiss, sich im Contrapunktiren

*) Fünf verschiedene Fugen, übereinander zu spielen, wurden ausserdem bei Riccordi in Mailand publizirt. D. V.

zu üben. Jede Gesangskomposition bekommt aber erst ihren Werth durch den Contrapunkt, d. h. durch den strengen. Es wäre ein grosser Gewinn, wenn in musikalischen Bildungsanstalten mehr auf den Gesang und dabei auf das diatonische Geschlecht gehalten, auch der Gesang sich selbst überlassen würde, denn das Instrumentalthum, gegründet auf die gleichschwebende Temperatur, hat jenem viel von seinem Wohlklang geraubt.“

Raimondi ist in seinen a capella-Werken der letzte grosse Meister der von Palestrina gegründeten „Scuola romana“, die sich bis zu unserer Zeit durch die Jahrhunderte erhalten hat; auch dürften unter den jetzt noch Lebenden der greise Musikmeister am Lateran, Capocci, und unter den jüngeren bedeutenderen Contrapunktisten der unzweifelhaft sehr talentvolle Tacchinardi Erwähnung verdienen. Welche Namen aber umfasst nicht seit ihrer Entstehung diese weltberühmte Methode?

Bis zum Jahre 1600 erinnere ich an die Namen Palestrina, Nanini, Vittoria, Mancini, Troiani, Roselli, Giovanelli, Pacelli, Dragoni und Andere.

Dann folgen im 17. Jahrhundert die Antonelli, Benincasa, Olivieri, Bianchini, diese grossen Komponisten an der Lateran-Kirche; Ugolini, Pantaleoni, Allegri, Abbatini, Lorenzani beim St. Peter; Graziani, Bonifazio, Carissimi etc. an der Cäcilien-Akademie.

Im 17. und im Anfang des 18. Jahrhunderts Alessandro und Domenico Scarlatti, Canicciari, Giorgi, der grosse Meister Pitoni, Durante, Leo, Jomelli, Masi, Ballabene, Zingarelli, Basili etc. Dann als unübertroffene Fugenkomponisten der Abbate Valotti und Padre Martini.

In neuester Zeit: Terziani, Leonardi, Baini und Mustafà.

Alle diese Meister haben mehr oder weniger Vortreffliches geleistet, darum mahne ich, nicht in Vergessenheit gerathen zu lassen, was wir Italien im a capella-Gesange schuldig sind, und wie dieser noch jetzt dort eifrig und in meisterlicher Handhabe kultivirt wird. Vor Allen lässt die jetzt königlich italienische, früher päpstliche Akademie es sich angelegen sein, nicht allein die Traditionen dieser hochberühmten Kompositionsschule durch strengen Unterricht zu erhalten, sondern auch die leider immer mehr verfallende, zur Exekution ernster a capella-Werke nothwendige Solfeggirungsmethode der alten bolognesischen Gesangsart von neuem wieder aufzufrischen.

Der Vorstand der Bibliothek sträubt sich, das Kuriosum Raimondi's drucken zu lassen; das Institut soll in seinem alleinigen Besitze bleiben — eine Eifersüchtelei, die ich nicht zu vertheidigen vermag.

Noch sei mir schliesslich erlaubt, eines merkwürdigen musikalischen Gegensatzes zu den unbegreiflich künstlichen Arbeiten Raimondi's zu gedenken.

Ich erinnere mich, in meiner Jugendzeit ein wohl schon vor der Epoche der Polyphonie komponirtes kleines a capella-Stück gehört zu haben, welches mir den erhabensten und einen nie auszulöschenden Eindruck zurückliess.

Die heiligen drei Könige beten im Stalle zu Bethlehem vor der Krippe auf den Knieen im unisono singend das Christkindchen an. Plötzlich schweigt ihr Gesang. Das Kindchen lässt ein liebliches i-i-i-ertönen. Die Könige beginnen auf's neue und wieder erklingt das i-i-i-, bis am Schlusse sich Gebet und Kindesgesang zu einem entzückenden Ganzen vereinen.

Welch' ein Reiz in dieser unendlichen Einfachheit, in dieser Kindlichkeit à la Giotto und Fiesole, und welch' ein Reiz wiederum in den Komplikationen Bach'scher und Palestrina'scher Erfindung!

Liegt nicht in dieser Parallele einerseits ein schlagernder Beweis für die Vergänglichkeit herrschender Formen, andererseits für die Identität des jedes grosse Kunstwerk durchströmenden göttlichen Funkens?

Rom, Februar 1886.

La musica in Inghilterra sotto la regina Elisabetta,

memoria stampata nella gazetta musicale di Roma.

Riguardo all'epoca letteraria di Spenser e Bacon la quale ha il suo apice in Shakespeare, furono pubblicati numerosissimi libri e notizie, mentre che sullo stato della musica dell'indicato periodo (malgrado che Shakespeare ne faccia spesso menzione nelle sue opere)*), le notizie rispettive sono di pochissima importanza e molto scarse.

È un fatto poco conosciuto, che cioè in nessun'epoca fin ai giorni nostri la musica in Inghilterra non prosperò mai in tal grado come sotto il governo della regina vergine.

Il materiale musicale che caratterizza quel pe-

*) L'autore dell'articolo porta a cognizione dei lettori dove fra le opere del grande poeta si possano trovare le sentenze le quali concernono l'arte musicale: *Two gentlemen of Verona* I. 2. *What you will* I. 1. II. 4. *Much ado about nothing* II. 3. *Midsummer Nights Dream* V. end. *King Lear* IV. 7. *Taming of the Shrew* III. 1. *Merchant of Venice* V. 1. *King Richard II.* V. 4. *King Henry IV.* III. 1. *King Henry VIII.* III. 1. *A Winter's Tale* V. 3. *Julius Caesar* IV. 3 end. *Othello* . . . IV. 3. *Macbeth* . . . IV. 1. *Cymbeline* II. 1. IV. 2. V. 4. *As you like it* II. 5 e 7 end. *Anthony and Cleopatra* II. 5. *The Passionate Pilgrim* VI. *Sonnets*: VIII. *Music to hear.* CXXVIII. *How oft, when thou, my music, music play'st.*

riodo non è molto copioso, ma sufficiente per farcene un giusto giudizio. Melodie ed armonie s'accostano più alla moderna arte nostra che tutto quanto fu prodotto contemporaneamente in Italia, Francia e Germania.

Una spiegazione filosofica di questo notevole fenomeno non sarebbe opportuna, perchè troppo deviante dall'argomento; basta constatare il fatto singolare.

Ogni produzione di musica del secolo XVI. si limitò alla chiesa e alla casa; l'opera e la così detta musica orchestrale non si fecero strada che nel secolo susseguente.

Sebbene la musica ecclesiastica sotto Elisabetta si accomodasse al rito stabilito dalla Riforma religiosa, pur tuttavia non rinunciò a quella esterna pompa dignitosa, in quel tempo respinta dalla Germania. Gli sforzi fatti dai Puritani per trasformare la polifonia usuale del canto in psalmodie monotone, naufragarono nella volontà energica della regina; la polifonia formò per sempre una parte indispensabile del culto inglese.

Motetti ed Inni vennero in gran numero composti in questa maniera. I maestri più eminenti in quel genere erano Thomas Tallis e William Byrd. Al gusto moderno s'avvicinano ancor di più le opere di John Milton (padre del celebre autore del „paradiso perduto“), di Thomas Weelkes e di John Docoland.

La regia cappella contiene forze musicali di tale squisitezza che potrà appagare con maestria le più rigorose aspirazioni; essa componevasi di 114 cantanti e suonatori, inoltre di gran numero di ragazzi cantanti. I rispettivi individui vennero accalappiati senza compassione e giustizia, tosto che conoscevasi che

fossero adatti a far membri della Regia Cappella. In modo analogo poco tempo fa venne praticato il reclutamento forzato dei marinai per la flotta della Gran Bretagna. Un decreto della Regina ordinò cotale procedura senza altro in favore del Coro della Cattedrale di Windsor.

Sebbene il valore artistico dei prodotti musicali inglesi fosse grande e fuori discussione bisogna pure constatare che non soffre alcun paragone colle creazioni di Palestrina.

Ma il più prezioso che venne prodotto in quell'èvo, consiste nella musica profana, la quale non tocca la sfera del suddetto maestro principe, e perciò non gli fa concorrenza.

Non s'immagini intanto una musica orchestrale nel senso nostro. La musica di tavola di Elisabetta radunava 12 trombe, un certo numero di pifferi e di tamburi: in conseguenza deve essere stata piuttosto rumorosa che piacevole.

Gli strumenti famigliari erano il liuto ed il virginale, quest'ultimo aveva una tastiera di appena 3 ottave, ed è la bisnonna dei nostri pianoforti a coda di Erard e di Pleyel.

Il nome dello strumento fa indovinare, che già per lo addietro le damigelle si dedicarono allo studio del clavicembalo. Elisabetta stessa era, all'apparenza, una suonatrice di primo rango, in caso che avesse superato le difficoltà delle composizioni compilate espressamente per lei nella raccolta conosciuta e conservata sotto la denominazione del „libro verginale della Regina“. Parecchi pezzi misero a prova l'abilità del virtuoso a tal segno, che persino i suonatori attuali di trascrizioni difficilissime dovrebbero adoperare fatiche per ottenerne una perfetta loro esecuzione.

Verso la fine del secolo XVI. vennero pubblicate per la stampa molte canzonette a una voce, accompagnate col liuto e, per rinforzare i tuoni più profondi, colla così detta viola di basso. Ambedue gli strumenti non si usano più; il pianoforte e l'arpa occupano adesso il loro posto. Le poesie sono composte per strofe, le melodie facili e scorrevoli, l'accompagnamento, senza preludio ed epiludio, si subordina con semplice armonia alla voce umana. Come graziosissimi indichiamo i canti di Filippo Roseger. Inventati in modo veramente popolare e nazionale sarebbero goduti con molto applauso pur oggidì da ogni pubblico musicale esperto.

Il genere madrigale in fine è il fiore più odoroso del giardino musicale dell'evo di Elisabetta. In fatto di musica profana l'Inghilterra non vanta nulla che gli sia paragonabile. Non pensare ai madrigali magnifici di Palestrina, ma piuttosto ai cori mondani di Felice Mendelssohn, Kreutzer, Spohr, Weber. Questa specie di musica conquistò allora il primo rango e l'impero assoluto. Ambros nella sua storia della musica, chiama questi madrigali una „vezzosa musica sociale“. Essa infatti deve la sua origine alla opulenta corte di Elisabetta, corte rinomatissima per la nobiltà e bellezza delle sue donne e per il vigore dei suoi cavalieri.

Come celebri compositori madrigalisti erano stimati John Docoland, Thomas Morley, John Wilbye ed Orlando Gibbons. La perfezione musicale di questi cori è molto superiore alla invenzione assai mediocre delle parole. Di frequente è difficile a spiegarsi come ai tempi del grande Shakespeare potevano sorgere versacci così secchi e poco elevati.

Sin da qualche anno si è incominciato in parecchi luoghi di Germania a mettere in scena concerti

storici. Emil Bohn dottore in filosofia, organista e valente musicista, milita in prima fila per suscitare il gusto e l'interesse; per la sua iniziativa fu dato nell'aula dell'Università di Breslavia un concerto contenente esclusivamente pezzi dell'epoca elisabetina. Grande ne fu il successo.

L'autore di queste righe però non può sopprimere un modesto dubbio; se la riproduzione, cioè, di tanti pezzi di musica del medesimo evo preesistente non possa far nascere nello uditore il sentimento di una certa monotonia; egli alla sua volta preferirebbe piuttosto una serie di opere scelte da differenti epoche musicali.

Uebersetzung:

Englische Musik im 16. Jahrhundert.

Herr Dr. Emil Bohn in Breslau, der seit längerer Zeit dort als Direktor des sämtliche vokalen und orchestralen Kräfte umfassenden Musikvereins fungirt, hat sich das nicht geringe Verdienst erworben, dem Publikum durch historisch geordnete Musikaufführungen die Entwicklung der Tonkunst von Alters her bis auf unsere Zeit in praktischer Weise klarzulegen. Durch dieses rühmliche Unternehmen gewann sich der eifrige Musiker, der ausgezeichnete Bibliothekar, mit vollem Rechte nicht allein die Anerkennung seiner Kollegen, sondern auch die Würdigung der Universität Breslau, welche ihn zum Doctor honoris causa ernannte.

Ueber Dr. Bohn's noch sonstige fruchtbringende musikalische Wirksamkeit, welche — beiläufig sei es gesagt — demselben zu hoher Ehre gereicht, mag ich mich hier nicht auslassen, da ich nur die Angabe deutscher Publikationen wiederholen würde.

Bei der Gründung einer neuen römischen Musikzeitung Seitens namhafter Künstler der königlichen Cäcilien-Akademie zu Rom wurde mir der ehrenvolle Auftrag, den ersten Aufsatz der ersten Nummer in dem projektirten Blatte zu liefern. So eben hatte ich durch Dr. Bohn's Güte das Programm einer seiner schlesischen Aufführungen empfangen, welches den Hörern Musikstücke aus der Zeit der Königin Elisabeth von England vorführte. Da es nun wenig bekannt ist, dass in damaliger Epoche die Musik von den Britten sehr kultivirt wurde, schrieb ich bei dieser Gelegenheit folgendes, vielleicht manchem Musikfreunde Interesse erweckendes, für die neue Gazzetta bestimmtes Avertissement in italienischer Sprache:

„Es sind zahlreiche Schriften über die Literatur-epoche Spencer Bacon's und jener Zeit, deren glänzenden Höhepunkt Shakespeare*) bildet, vorhanden, während nur spärliche Notizen in Betreff der da-

*) Shakespeare thut der Musik seiner Tage zu wiederholten Malen in seinen Werken Erwähnung. Vielleicht gewinnen diese Sentenzen — ich glaube sie vollständig gesammelt zu haben — meinem Leser Interesse ab. Two gentlemen of Verona I. 2. What you will I. 1. II. 4. Much ado about nothing II. 3. Midsummer Nights Dream V. end. King Lear IV. 7. Taming of the Shrew III. 1. Merchant of Venice V. 1. King Richard II. V. 4. King Henry IV. III. 1. King Henry VIII. III. 1. A Winter's Tale V. 3. Julius Caesar IV. 3 end. Othello . . . IV. 3. Macbeth . . . IV. 1. Cymbeline II. 1. IV. 2. V. 4. As you like it II. 5 and 7 end. Anthony and Cleopatra. The passionate Pilgrim. Sonnets: VIII. Music to hear. CXXVIII. How oft, when thou, my music, music play'st.

maligen musikalischen Schöpfungen englischer Komponisten und des praktischen Musiktreibens der Laien auf uns gekommen sind. Dennoch ist uns eine Anzahl Werke erhalten geblieben, welche keinen Zweifel gestattet, dass die Tonkunst unter der grossen Königin blühte und selbst von Dilettanten auf's Höchste kultivirt wurde. Ja noch mehr, man darf mit vollem Rechte behaupten, dass weder in Italien, Frankreich oder Deutschland Meister vorhanden waren, welche den englischen gleichkamen, noch weniger solche übertrafen; nichts wurde in jenen Ländern zu Tage gebracht, was sich über das Niveau der Mittelmässigkeit erhoben hätte, während in England Melodie und Harmonie eine Richtung bekundeten, welche unserem modernen Stile bereits näher trat, als alles bis dahin Gekannte. Eine wissenschaftliche Erklärung dieser merkwürdigen Thatsache vermeide ich, denn die Wiedergabe der Forschungen würde nicht allein von unserem Thema abführen, sondern dem Zwecke dieses Artikels nicht entsprechen.

Im 16. Jahrhundert beschränkten sich musikalische Produktionen nur auf Kirche und Haus; Oper und Orchester brachen sich erst im 17. Bahn. Obgleich nun die Religionsmusik dem vom protestantischen Geist neubeseelten Ritus in allen reformirten Ländern angepasst wurde, so entsagte man dennoch in England — wie dies zum Beispiel in Deutschland geschah — dem alten katholisch-musikalischen Gebrauche nicht. Alle Anstrengungen der Puritaner, die polyphonische Art in monotone, unisone Psalmmodien umzuwandeln, scheiterten an dem energischen und nach des Verfassers Meinung gesunden Widerstand der Königin. Die Mehrstimmigkeit bildete ein Ingredienz beim Gottesdienst der englischen, von Heinrich VIII. geschaffenen Staats-

kirche, und so entstanden Motetten und Hymnen in grosser Anzahl, oft sehr künstlerisch, ja meisterhaft gefertigt. Ich nenne nur die Namen Thomas Tallis und William Byrd, dann John Milton (den Vater des grossen Dichters), Thomas Weelkes und John Docoland.

Die königliche Kapelle hatte ausgezeichnete musikalische Kräfte zu ihrer Verfügung. Die Mitglieder entsprachen mit Vollendung selbst den höchsten an sie gestellten Forderungen. Man gab die Gesamtzahl der mitwirkenden Sänger und Spieler auf 144 an, unter ihnen war eine grosse Zahl singender Knaben. Wie noch bis vor kurzer Zeit die Rekrutirung der englischen Flotte durch Erpressung und Raub stattfand, so wurden auch damals, so zu sagen, „die Rekruten“ der Elisabeth'schen Kapelle gleichfalls ohne Mitleid und Gerechtigkeit erhascht, sobald man nur in einem beliebigen Individuum eine selten schöne Stimme und musikalisches Gehör zu entdecken glaubte. Dieses Verfahren wurde einfach durch königliches Dekret zum Wohl des Chores der Kathedrale von Windsor angeordnet.

Ich schalte hier ein, dass, war auch der künstlerische Werth englischer Musikerfindung und englischen Gesanges zu jener Zeit von Bedeutung, man dennoch ohne Einrede konstatiren muss, kein Vergleich in Betreff beider Leistungen mit den vorangegangenen erhabenen Schöpfungen Palestrina's und deren Ausführungen durch den päpstlichen Chor zulässig ist.

Das Vortrefflichste, was in jener Zeit überhaupt geschaffen wurde, liegt auf einem ganz anderen Gebiete, als dem von dem grossen Italiener beherrschten, nämlich auf dem der profanen Musik, und

macht folglich dem erhabenen Meister eo ipso keine Konkurrenz.

Wie gesagt, eigentliche Orchestralmusik trat in unserem Sinne erst später auf; Elisabeth's Tafelmusik wies nur zwölf Trompeten, einige Pauken und eine Anzahl Trommeln auf. Man kann sich weniger einen wohlthuenden, als vielmehr einen nur geräuschvollen Effekt bei den mit solchen Mitteln ausgeführten Exekutionen vorstellen.

Als Hausinstrumente figurirten Laute und Virginal; letzteres, welches wir die Urgrossmutter unserer heutigen grossen Concertflügel nennen dürfen, besass nur einen Umfang von drei Oktaven. Der Name Virginal lässt vermuthen, dass die Edelfräulein Englands sich des Studiums auf dem Klavier beflissigten, ja Elisabeth selbst muss eine bedeutende Virtuosin auf demselben gewesen sein, wenn sie die Kompositionen unter dem Namen „Virginalbuch der Königin“, welche uns bis heute erhalten geblieben sind, zu spielen vermochte und die ihnen anhaftenden Schwierigkeiten überwunden hat. Einzelne solcher Musikstücke würden selbst heutige Spieler ersten Ranges, sollten sie sich herablassen, eine in allen Theilen tadellose Aufführung im Geiste jener Zeit zu effektuiren, auf die Probe stellen.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts wurden ausser diesen Virginalsonaten sehr viele einstimmige Lieder gedruckt; zu deren Begleitung diente die Laute und zur Verstärkung tieferer Töne eine sogenannte Bassviola. Beide Instrumente sind heute verschwunden; Klavier und Harfe haben sie verdrängt. Die Gedichte der Kompositionen sind in Strophen eingetheilt, die Melodien leicht fasslich und fliegend, die Begleitung, ohne Vor- und Nachspiel, ist der menschlichen Stimme mit einfacher Harmonie untergeordnet.

Wir dürfen als besonders anziehend die Gesänge von Filoppo Roseger hervorheben, sie sind wahrhaft volksthümlich und national; ich bezweifle nicht, dass sie von jedem musikverständigen Publikum noch heute mit Freude genossen werden würden.

Die duftvollste Blüthe im musikalischen Garten damaliger Zeit aber ist das Madrigal, und in der That besitzt England in seiner ganzen Musik bis jetzt nichts ihr Vergleichbares. Man darf bei diesem Genre jedoch nicht an die herrlichen kirchlichen Madrigale Palestrina's denken, sein Charakter ist ein durchaus von ihnen verschiedener, eher würde es einen Vergleich mit den weltlichen Chören von Mendelssohn, Kreutzer, Spohr und Weber vertragen. Diese Madrigale eroberten und behaupteten damals den Vorrang vor allen anderen Musikarten, und lange Zeit übten sie in Gesellschaft und Familie ihre unbestrittene Herrschaft aus. Ambros nennt sie in seiner Geschichte der Tonkunst „eine reizende Gesellschaftsmusik“. Am glänzenden Hofe Elisabeth's, dem Versammlungsort schöner Frauen und kraftvoller Ritter, hatte dieselbe ihren Ursprung und reichlich floss der Quell ihrer Lieder.

Die Namen John Docoland, Thomas Morley, John Wilbye und Orlando Gibbons werden noch heute in England gern genannt, sie waren Meister in der Erfindung musikalischer Madrigale.

Schwer zu errathen ist, wie sich bedeutende Musiker zur Komposition oft überaus unbedeutender Texte hergeben konnten, und noch schwerer zu verstehen, wie in der Epoche des grössten Dichters aller Zeiten die trockensten, jede Poesie entbehrenden Verse Gefallen zu erwecken vermochten.“

Rom.

Sgambati.

(Brief an Herrn Dr. Otto Braun.)

Den von Ihnen erwarteten längeren Bericht über den Fortschritt deutsch-klassischer Instrumentalmusik in Italien während des Zeitraums einer Generation muss Ihr Referent sich noch vorbehalten; für heute bestimmt mich nur das von Sgambati am 7. März gegebene Concert, einige Worte der Anerkennung für den Kollegen einzusenden.

Der Hauptmusiksaal Roms, die Sala Dante an der Fontana di Trevi, fiel, wie hundert andere anziehende Lokalitäten, vor kurzem dem Umbau der Stadt gleichfalls zum Opfer, wodurch der Mangel eines wirklich guten Concertsalons trotz aller vorhandenen geräumigen, schönen, aber doch weniger akustisch gebauten Säle ein recht fühlbarer geworden ist.

Die in der Saison veranstalteten Concerte für Kammermusik und grosse orchestrale Aufführungen, in welchen Beethoven, Mozart, Schubert, Spohr, Mendelssohn, Schumann, Brahms, auch Cherubini hauptsächlich blühen, und welche dann hin und wieder einen Sgambati und noch sonstige neue musikalische Erzeugnisse, der klassischen Richtung angehörig, zur Geltung bringen, hier wurden sie bisher abgehalten,

weshalb für den Komponisten des erwähnten Concerts — denn nur Sgambati'sche Kompositionen kamen in diesem zur Aufführung — eine nicht geringe Verlegenheit erwuchs, zur Produzierung seiner Werke einen passenden Raum ausfindig zu machen. Die Salons Costanzi, Pamfili, dei Sabini, dieses oder jenes hatten sie alle gegen sich, und nur die aner kennenswerthe Bereitwilligkeit des Herrn v. Keudell,*) der, selbst vortrefflicher Musiker und genauer Kenner, dem Komponisten in hoher Werthschätzung seiner Verdienste den Saal des deutschen Botschaftshotels bewilligte, ermöglichte es dem Meister, seine opera glänzend und in ganzer Fülle dem Publikum vorzuführen.

Wir hörten zwei Werke: eine neue, die zweite Symphonie und ein schon vor zwei Jahren komponirtes Klavierconcert.

Sgambati ist eigentlich deutscher Musiker. Obgleich er Italiener von Geburt, müssen wir ihn doch zu unseren ausgezeichneten vaterländischen Künstlern der Gegenwart zählen. Hat er nicht die Erfindungsgabe wie Brahms und Rubinstein, so ist er doch allen aus der Weimarer Schule hervorgegangenen Persönlichkeiten, wie solche uns in den vornehmsten Jüngern Wagner's und Liszt's entgentreten, in jeder Beziehung gewachsen. Ein eminenter Klavierspieler, der erste Italiens, rivalisirt er im Reproduziren klassischer Klavierkompositionen, sowohl in technisch-mechanischer Beziehung, als auch, was deren Auffassung betrifft, wenn auch vielleicht nicht mit Bülow, dessen Kraft der Verständlichmachung wohl unerreicht dasteht, so doch gewiss mit Kullak und Rubin-

*) Sein Verlassen Roms wird von allen Deutschen ohne Ausnahme auf's Tiefste beklagt.

stein. Nach Liszt's eigenem Ausspruch stand er früher in der Reihe seiner ersten Schüler, jetzt ist er individueller Meister seiner Art, ein schöpferischer Pianist in Wiedergabe eigener Erfindung, ein sich unterordnender genialer Reproduzent im Spielen fremder Stücke. Für Abwesende eine gespielte Symphonie zu besprechen, hat immer etwas Missliches, denn dem, der sie nicht hört, wird dadurch nicht der entfernteste Begriff zutheil, daher beschränke ich mich darauf kundzugeben, dass das Werk bedeutenden Eindruck auf die Zuhörer machte, dass der zweite Satz, das Scherzo, stürmisch da capo gerufen wurde, und dass der Komponist-Dirigent hohe Ehre einlegte.

Nebenbei bemerkt, sollte dieser Missbrauch des „Bis“-Rufens bei so imposanten Piecen, wie es ein Symphoniesatz ist, billiger Weise doch auch trotz des heissblütigen italienischen Temperaments, in Betrachtung der noblen Musikgattung, die solche Kundgebungen ausschliesst, endlich einmal abgeschafft werden. Die Wiederholung eines der Sätze stört in unglaublicher Weise ihr Gleichgewicht unter einander, dann aber auch hauptsächlich verschiebt sie die Proportion des Werkes. Man kann nicht dringend genug darauf aufmerksam machen, dass dergleichen Ovationen der Arbeit jedes Künstlers nur von Nachtheil sind; sie schwächen scheinbar ihren Werth.

Mögen wenige Worte den Charakter der Composition kennzeichnen. Sie ist ernst-romantischer Natur, die Plastik unserer Klassiker fehlt ihr mit Absicht, denn Sgambati ist eben mit vollem Bewusstsein ein Schüler der neuesten Schule und vereinigt im vollendetsten Grade deren moderne Errungenschaften auf dem Felde glühender Orchestralwirkungen mit den Linien phantasirender Erfindung.

Es wirft sich uns hier aber eine schwer zu lösende

Frage auf: ob nämlich die deutsche Instrumental- und Kammermusik, wie sie als Gattung in ihrer Ueberlieferung auf uns gekommen, mit den gluthreichen Farben der Wagner'schen Muse überhaupt behandelt werden kann. Der bisher in den sogenannten symphonischen Dichtungen angestellte Versuch, das Problem zu lösen, muss als gescheitert betrachtet werden. Diese Instrumentaldichtungen haben ihre Wirkung nicht erfüllt, und wenngleich die Symphonie von Sgambati musikalisch höher als viele ähnliche dieser Erfindungen steht, so strauchelt sie dennoch an der Antithese: eine keusche Art mit den üppigsten materiellen Mitteln ausstatten zu wollen. In Farben von Rubens, Rembrandt, Paul Veronese, ja nicht einmal Tizian ist ein jüngstes Gericht nach der Intention von Michelangelo und eine Disputa oder Schule von Athen nicht darzustellen, so mit Wagner'schem Kolorit keine Beethoven'sche Symphonie, und dieses musikalische Genre bildet doch das Fundament der Gattung, mit der wir uns hier beschäftigen. Nicht im Opiumrausche, sondern mit völliger Klarheit will es genossen sein.

Den Gegensatz zwischen Erfindung und Mache also hat Sgambati bei allem seinem angeborenen Talente auch nicht ausgeglichen. Wird er überhaupt in diesem Sinne versöhnt werden können? Können zwei, wie mir scheint, unvereinbare Momente je zu einem Ganzen verschmelzen? Bei der Oper sind die Bedingungen ganz andere, das haben praktisch unser Heros Wagner, seine Epigonen und Nacheiferer, Goldmark an der Spitze, bewiesen; die Fortführung der grossen deutschen Instrumentalschule aber kann sich nur in Brahms'scher Weise effektuiren.

Ich gehe, wie oben angedeutet, die Symphonie in ihren Einzelheiten nicht durch. Das erste Agitato

mit der Introduction schien mir der vollendetste Satz. Das Scherzo, mehr ein träumerisches als scherzhaftes Tonstück, erinnerte mich in seinen phantasie reichsten Theilen an den dämonischen Walküren-Ritt, wiewohl ich mit diesem Ausspruche keine Reminiscenz konstatiren will.

Das Andante espressivo dünkete mich in seinem letzten Absatze — und mit dieser Rüge mag denn auch meine Pflicht des unparteiischen Referenten erfüllt sein — eine mit Leichtigkeit und durch wenige Striche zu kassirende Länge einzuschliessen. Es ist anmuthig in der Erfindung.

Das Finale macht den Eindruck Alles mit sich fortreissenden, zerstörenden, griechischen Feuers. Sämmtliche Hebel neuer Instrumentationskunst, Wagner's, Berlioz's und Liszt's, sind angesetzt, alle erlaubten Effekte, die dem eigenen Kopfe unseres Tondichters entsprangen, hier mit Meisterschaft verwandt, und gern gestehe ich ihm in seinem Sinne zu: *Finis coronat opus*, die Symphonie bildet ein Ganzes.

Der Exekution des nun folgenden Klavierconcerts konnte Referent wegen der grossen Hitze im Saale, welche seine sehr geschwächte Konstitution nicht zu überwinden vermochte, nicht mehr beiwohnen, doch war ihm die Komposition bereits von einer früheren Aufführung her bekannt. Musikalische Freunde informirten ihn überdies später, dass Sgambati auf's neue mit gewohnter Meisterschaft das würdige und sehr schwere Stück vorgetragen habe.

Das Klavierconcert ist, so zu sagen, viel zahmer als die Symphonie und sagt der Natur eines Klassikerliebhabers ungleich mehr zu. Ein Moderato e Animato, eine sehr anziehende Romanze und ein Allegro con spirito bilden dessen Inhalt. Die Instrumentation schmiegt sich geschickt und nie das concertirende

Instrument überdeckend an die Klavierpartie an. Was uns bei unseres Meisters Musik am meisten fesselt, ist das Fehlen jeder Trivialität, denn, ist das Gegebene nicht gerade immer bedeutend, so bleibt es stets edel im Ausdruck.

Wagner erkannte schon früh das grosse Talent des Italieners und bewirkte den Druck seiner ersten Werke bei Schott in Mainz; dieser ist seit jener Zeit sein Verleger geblieben.

Nach Beendigung der Symphonie wurde in Gegenwart seiner Königin, welche, umgeben von der ganzen italienischen Aristokratie, auf der ersten Bank der Zuhörenden Platz genommen hatte, dem bescheidenen Künstler von römischen Musikern unter lautem Applaus des Publikums ein wohlverdienter Lorbeerkranz gereicht.

Die Räumlichkeit war leider überfüllt, ein für den musikalischen Wohlklang nicht günstiger Umstand, dennoch that die Akustik des herrlichen Saales im Palazzo Caffarelli das Ihre, das Concert zu einem der gelungensten der Saison zu machen.

Rom.

Peter Lenné hinter dem grünen Gitter!

Von den verschiedenen Wegen, die vom Louisenplatze aus, dicht ausserhalb des Brandenburger Thores zu Potsdam, sich nach allen Richtungen hin erstrecken, führt — wenn man der Stadt den Rücken zuwendet — halbrechts einer derselben bei hübschen Landhäusern vorüber unter hohen Silberpappeln nach dem sogenannten grünen Gitter. Hier ist die Einfahrt in die Gärten des Schlosses Sanssouci, jeder nichtkönigliche Wagen muss jedoch anhalten. Zwar geht die Fahrallee weiter, doch nur Fussgängern ist es gestattet, die Gartenanlagen zu geniessen. Da aber auch innerhalb dieses Verschlusses noch reizende Villen mit schattiger Umgebung liegen, fast alle von Hofbeamten bewohnt, so ist den Insassen dieser Gebäude erlaubt, bis zu deren Portal von ihren Equipagen Gebrauch zu machen; dann hört auch ihr Privilegium auf und sie müssen sich von ihrem Hause an, im Falle eines beabsichtigten Gartenbesuches von Sanssouci, der Zahl der übrigen Spaziergänger zugesellen.

Kein entzückenderer Sommeraufenthalt als in dieser Abgeschiedenheit hinter dem grünen Gitter!

Die lange dunkle Lindenallee ist durch die überhängenden Aeste mit der Zeit zu einem Laubengang

umgeformt worden, in welchem im Frühling unzählige Nachtigallen schlagen; ungefähr in ihrer Mitte bildet sie, sich wendend, ein Knie, von welcher Stelle aus dann im Rahmen hoher Bäume die berühmten, mit Orangen geschmückten Terrassen des Schlosses und die grosse, vor ihnen hoch aufspringende Fontaine sichtbar werden.

Am Ende der Fahrstrasse, da wo der eigentliche Park beginnt, begrenzen zwei gegenüberliegende uniforme Häuser die Mündung des Wegs in den Garten. Das zur linken Seite wurde einst vom Hofgärtner Sello, das rechtsgelegene vom Generaldirektor aller königlichen preussischen Gärten, Peter Lenné, bewohnt.

Ueber den Inhaber dieses Häuschens, dessen Leuten und über das, was zeitweise darin vorging, mögen hier einige aphoristische Notizen ihren Platz finden; ich selbst bin in den verschiedensten Epochen meines Lebens Mitbewohner dieser Räume gewesen, seit frühester Kindheit datiren meine Erinnerungen an diesen lieben Ort. Die Geladenen bewohnten stets kleine, niedrige Zimmer, Theile der unmittelbar unter dem Dache liegenden Fremdenwohnung, die, anheimelnd eingerichtet, stets zum Empfang der Gäste bereit gehalten wurde. Da das Haus nur einstöckig war, so hatten solche winzige Gemächer über dem Parterre, die eigentlich wie ein Supplement erschienen, zu Fenstern nur sogenannte Ochsenaugen, d. h. in die Breite gehende Ellipsen, wie sie zur Zeit des Rococo häufig angebracht wurden. Diese Räume zogen sich jedoch um das ganze Haus und konnten dadurch, dass sie sowohl nach dem Innern zu wie nach der Allee hinaus zeigten, eine recht ansehnliche Kopfzahl Menschen beherbergen. Das Gebäude hatte zwei Höfe. Der vordere war mit einem Springbrunnen,

allerlei Blumen und Gewächsen ausgeschmückt, der Hinterhof für Tauben, Hühner, Enten, Gänse, Pfauen, Kaninchen, Meerschweinchen und sonstiges Gethier eingerichtet. Hier war auch der Stall für die zwei Wagenrosse und das Reitpferd. Auf den verschiedenen Treppen lagen, ewig schnarchend und nur Nachts aus ihrer Trägheit sich aufraffend, drei bis vier, ja zu Zeiten wohl noch mehr grosse Neufundländer, wodurch die Bewohner nicht selten beim Herabsteigen der Stufen auf's Empfindlichste belästigt wurden. Ich erinnere mich, diese Kolosse während meines ganzen Lebens in den verschiedenfarbigsten Exemplaren dort bei meinen Besuchen beobachtet zu haben. Lenné liess ein für alle Male wegen der isolirten Lage seiner Wohnung nie von diesem Versicherungsmittel ab. „Weil ich die Köter halte,“ sagte er, „vermag ich hier ruhig zu schlafen. Bei der oft stark gefüllten Gartenkasse, die, wie Spitzbuben recht wohl wissen, ich an einem so einsamen Platze berge, gebrauche ich Assekuranz.“

Die Nothwendigkeit, durch diese Kohorte gutmüthiger, aber zur rechten Zeit bissiger Individuen bewacht zu werden, war nur im langen Winter vorhanden, wo das kleine Häuschen oft wie im Schnee vergraben war. Sommers, wo es regelmässig und zu jeder Zeit Eingeladene beherbergte und reges Leben darin herrschte, war die Sicherheit vor jedem nächtlichen Einbruche eine absolute.

Besonders in der ruhigen Zeit vor 1848, als das Wort Politik kaum bekannt oder doch gänzlich verpönt war und man sich aus langer Weile, da in der Welt so zu sagen nichts vorging, mehr einer bestimmten Art von Geselligkeit hingab, war das Häuschen der Mittelpunkt und Versammlungsort der verschiedensten Klassen eines Berliner und Potsdamer

Völkchens von Hofchargen, Künstlern, Gelehrten, Beamten, Militairs, die hier in Gemüthlichkeit miteinander verkehrten. Man konnte mit Recht sagen, dass, wer als Gast den Fuss über die Schwelle des Lenné'schen Hauses gesetzt hatte, sich dadurch jedes Vorrechtes seines Ranges und seiner Person begab, weil der Hauswirth sowohl als auch dessen Gemahlin Alle, Hohe und Niedrige, mit absoluter Gleichheit traktirten. Es ist nicht zuviel behauptet, dass Lenné, der, obgleich er selbst täglich, durch seine Stellung veranlasst, bei Hofe verkehren musste, es gar nicht hätte zu Stande bringen können, mit einem Minister oder General zeremonieller umzugehen, als mit dem ersten Besten seiner sonstigen Gäste; dies lag einmal in seiner Natur. Niemand fand etwas dabei, man kannte ihn durch und durch, sein Wesen lag offen da, wie ein aufgeschlagenes Buch; wer ihn nicht nahm, wie er eben war, der mochte fortbleiben.

Frau Gartendirektor, von ihrem Manne Fritzchen genannt, war die Tochter des alten Hofgärtners Voss, eines Ehrenmannes vom Kopf bis zur Zehe, der sein ganzes Leben hinter dem grünen Gitter heiter und glücklich zwischen seinen Blumen verträumt hatte. Er war eine Künstlernatur durch und durch und fühlte sich zufrieden in seinen kleinen Schöpfungen mit dem Bewusstsein und der inneren Stimme: „Weisst Du, wie auch der Kleine was ist, er mache das Kleine recht.“ Seinem Tochtermann überliess er „just so das Grosse zu thun“, wonach dieser „begehrte“; Beide blieben aber freie Menschen, denn „sie hatten was Rechtes gelernt und blickten nie nach oben hinauf.“

Voss hätte sein Kind keinem besseren Manne geben können, als Lenné; er hat nie bereut, ihn auf Wunsch der Tochter zum Eidam acceptirt zu haben.

Bei seinen Besuchen im Hause des Schwiegervaters hatte der Gärtner Lenné die Bekanntschaft des mit Voss befreundeten Timm gemacht, eines alten Herrn, der während des Sommers in einer entzückenden Villa dem Freunde gegenüber wohnte. Timm war einst Kammerdiener bei Friedrich Wilhelm II. gewesen; jetzt nannte ihn Friedrich Wilhelm III. „Freund“. Ein merkwürdiger Zufall hatte zu diesem Verhältnisse geführt.

Als der letztgenannte Monarch nämlich den sterblichen Resten seines Vaters, welche im Sarge lagen, von vielem Gefolge umgeben, noch ein Lebewohl zugerufen hatte, da wandten sich sofort nach diesem Adieu die Höflinge bereits dem neuen Fürsten zu, noch ehe der Verstorbene in's Grab gelegt war. Die aufgehende Sonne übte bereits ihre Anziehungskraft auf die winzigen Planeten aus. Nur ein Diener schlich sich, als er sich unbemerkt glaubte, einsam noch einmal zu dem Todten, setzte sich still an dessen Bahre nieder und weinte bitterlich; es war Timm. Unverhofft traf ihn hier König Friedrich Wilhelm III., der gleichfalls heimlich und unbelauscht zum letzten Male dem verstorbenen Vater nahe sein wollte. Innig gerührt ob der Anhänglichkeit dieses treuen Unterthanen nahm der nunmehrige Fürst ihn in seinen Dienst. Timm aber erwarb sich von Jahr zu Jahr mehr das Vertrauen seines Monarchen, dann seine Freundschaft, zuletzt seine Intimität. Jetzt hatte der treue Mann durch die Munifizienz seines Herrn die prachtvolle Besitzung hinter dem grünen Gitter inne. Oft meldete sich Friedrich Wilhelm III. mit seiner Gemahlin, der Fürstin von Liegnitz, zu einer Tasse Thee auf dem sogenannten Rosenberg im Timm'schen Garten an, wo dann der alte Kammerdiener, der jetzt den Titel Geheimer Kämmerer führte,

stolz auf die Ehre und das Glück war, daselbst seine Herrschaft bewirthen zu können.

Im Königspalais zu Berlin, dem jetzigen kronprinzlichen Palast, hatte Timm gleichfalls eine überaus gemüthlich eingerichtete Wohnung. Täglich, Mittags und Abends, wurden ihm dort sechs Couverts aus der königlichen Küche servirt und Logen im Schauspiel- und Opernhause standen ohne Ausnahme allabendlich zu seiner Disposition. Die Zimmer seiner originellen Behausung waren wie übersät mit Geschenken von fürstlichen Familien; besonders zahlreich waren die sogenannten Cadeaux der damals dem preussischen Hofe so nahestehenden russischen Herrschaften vertreten. Ich erinnere mich, bei diesem alten Herrn Glasschränke voller Nippessachen und Miniaturen ohne Zahl beobachtet zu haben.

Noch erwähne ich eines Kuriosums.

Nicht allein in Sprache und Ausdrucksweise hatte Timm nach und nach die Gewohnheiten seines Königs angenommen, sondern wie jener pensionirte General, den alten Fritz äusserlich nachahmend, ihm zuletzt zum Verwechseln ähnlich sah, erschien auch unser Kämmerer als leibhafter Doppelgänger König Friedrich Wilhelm III.; eine schwarze Locke sogar, die der König mitten auf der Stirn trug, wurde auch von Timm auf der seinigen gewunden und sorgfältig gepflegt.

Dadurch nun, dass diese drei Ehrenmänner Timm, Voss und Lenné so nahe bei einander hinter dem grünen Gitter lebten, mit Leib und Seele ihrem Könige anhängen, auch sonst von gleichen Grundsätzen beseelt waren, Geselligkeit und Gastfreundschaft liebten, hatten sie sich eng aneinander geschlossen und standen in stetem Verkehr. Man durfte dreist behaupten, der Gast des einen sei auch der Gast

der beiden anderen; es verstand sich dies eben von selbst.

Beim alten Timm, dessen Büste mein Vater im Auftrage des Königs modellirte, lernte der Bildhauer Lenné kennen, aus welcher Zusammenkunft sich dann eine fünfzigjährige Freundschaft entspann und wodurch ein enges Band zwischen der Lenné'schen und unserer Familie für's Leben geknüpft wurde. Fast nie verging ein Sommer, ohne dass die Meinen nicht fünf bis sechs Wochen die niederen Zimmer mit den Ochsenaugen bewohnt hätten. Stets ging es dann lustig im Hause zu, denn, wie schon oben angedeutet, waren Frohsinn, Harmlosigkeit und unschuldige Vergnügungen zu denen ein Jeder sein Theil beitragen musste, die Bedingungen, unter welchen man allein hier zugelassen wurde.

Ich bin jetzt ein alter Mann, aber zu meinen frohesten Erinnerungen gehören die bis in nebelige Vergangenheit sich verlierenden Stunden meiner frühen Kindheit, wo ich einst in Potsdam hinter dem grünen Gitter verweilte. Nach mehr als einem halben Jahrhundert sehe ich mich im Geiste die Rosenbouquets im Lenné'schen, Voss'schen und Timm'schen Garten pflücken, die ich dann auf Befehl der Besitzer an die bei ihnen eingeladenen Damen zu vertheilen hatte; auch stehen mir noch viele charakteristische Figuren aus der Zeit Friedrich Wilhelm III. sprechend vor Augen. Da ist der alte Leibarzt des Königs, Wiebel, welcher zugleich der Medikus der drei Freunde war; der Minister von Maassen, der Stifter des Zollvereins, dessen Konterfei mein Vater im Lenné'schen Hause skizzirte; dann nenne ich den alten Kriegsminister v. Witzleben, den Minister Rother und andere hohe Persönlichkeiten, die, wenn sie zum Könige nach Sanssouci befohlen waren, nie

beim Lenné'schen Hause vorübereilten, ohne einen Augenblick wenigstens dort vorzusprechen; von anderen Gästen, Künstlern, Gelehrten und Beamten zitiere ich Leopold v. Ranke, den berühmten Maler Begas (Vater des Reinhold Begas), den Redakteur und Besitzer der damals dominirenden „Spener'schen Zeitung“, Spiker, (nur zwei Blätter: Onkel Spener und Tante Voss vertraten die Presse in Berlin, o glückliche Zeit!) —, ferner Cornelius, Lenné's Duzbruder — Beide waren vom Rhein und von jeher eng mit einander befreundet —, den Oberpostmeister Schneider, den Stallmeister Seeger, — wer nennt die Namen ohne Zahl?

Vielleicht anderthalb Dezennien später dann gedenke ich der Zeit, wo ich selbst schon als Jüngling thätig bei den Belustigungen dieser Kreise mitwirkte. Da waren Eduard Devrient, Taubert, der Stettiner Dorn, der bekannte talentvolle Musikdilettant und dessen Familie; Charlotte und Auguste v. Hagen, Frau Birch-Pfeiffer, die Tänzerin Fanny Elssler; dann kamen noch die ganz Intimen, die selbst Bewohner von Sanssouci waren, Hofgärtner Fintelmann von der Pfaueninsel und Sello von gegenüber hinzu. Ihre hübschen Töchter fehlten nicht. Es wurde getanzt, gesungen, theatrale Vorstellungen fanden statt, Landparthien wurden arrangirt nach dem Schwielow-See, nach Petzow, nach Teltow, nach Baumgartenbrück, nach der russischen Kolonie etc. etc. Immer folgte der Proviant im Küchenwagen nach. Von anerkannter Güte war Lenné's Wein, kein Tropfen französischen Gewächses kam in sein Haus, nur echter rheinischer und Mosel-Rebensaft wurde geschänkt.

Doch genug der Einleitung, gehen wir zur speziellen Schilderung unseres Helden über; ich kenne

ihn aus eigenster, genauester Anschauung, und soviel ein Mensch überhaupt den anderen objektiv zu beurtheilen, ein eifriger Verehrer unparteiisch seinen Gönner wiederzugeben vermag, will ich seine Charakterisirung versuchen. Man erwarte aber keine Biographie im eigentlichen Sinne des Wortes; ich muss es vielmehr dem Leser überlassen auf Grund der fragmentarischen Andeutungen, welche ich in Betreff des väterlichen Freundes mache, sich selbst eine Idee über dessen Werth zu bilden. Ich gebe meinen Helden eben wie er mir entgegentrat, gleich geliebt von mir wegen seiner grossen Tugenden, als auch wegen seiner kleinen Schwächen: genial, kindlich, oft überaus sonderbar, sich hin und wieder scheinbar in seinem Thun widersprechend, stets aber durch und durch nobel und seine öffentliche Wirksamkeit wie sein Privatleben in unverbrüchlicher Ehrenhaftigkeit bis zur letzten Stunde durchführend.

Wenn ich also hier mehr ein Charakterbild des unvergesslichen Gönners aufstelle, ihn mehr ethisch wie künstlerisch zeichne, so scheint es mir dennoch geboten, die mir zu Theil gewordenen und von mir dankbar acceptirten, interessanten Familienpapieren entlehnten sicheren Mittheilungen des Herrn A. Lenné, Badedirektors zu Neuenahr, eines Neffen unseres Gartendirektors, dem Leser nicht vorzuenthalten. Indess gebe ich diese Lebensdaten nur registrirend, weil sie ihrer Natur nach mehr chronologisch und trocken unverbunden neben einander stehen: ein Umstand, über den Herr A. Lenné mir sein ausdrückliches Bedauern ausgesprochen hat.

Joseph Peter Lenné, geboren 1790 zu Bonn, entspross einer Gärtnerfamilie, deren Häupter von 1650 an sämmtlich als Schlosshofgärtner der Bonner Kurfürsten figuriren.

Sein Vater war zu gleicher Zeit Inspektor des zur kurfürstlichen Universität gehörigen Gartens und Lehrer der Botanik an derselben.

Peter erhielt seine Schulbildung im städtischen Gymnasium, Anleitung zur Pflanzenkunde von seinem Vater. Weitere praktische Erfahrung und theoretische Kenntnisse sammelte er in einem dreijährigen Aufenthalte beim Hofgärtner Clemens Weyhe zu Brühl, der ihm 1808 den damals usuellen Lehrbrief ausstellte.

1809 machte er zu fernerer Belehrung eine Reise nach Baden, Württemberg, Frankreich, Belgien und England. Ueberall unterwarf er mit Eifer und Gewissenhaftigkeit die prächtig angelegten fürstlichen Besitzungen einer streng analytischen Beobachtung.

1811 wurde Lenné's Vater von der französischen Regierung zum Direktor der Gärten in Koblenz ernannt, wohin man die köstlichen Orangerieen aus Brühl und Bonn disloziert hatte. Es sollte ein Schlossgarten daselbst angelegt und eine grossartige Baumschule errichtet werden. Peter wurde seinem Vater als Assistent bewilligt, und gleich bei dieser ersten Gelegenheit zeigte sich die Genialität des jungen Mannes; er vermochte nämlich mit den ihm angewiesenen, durchaus nicht bedeutenden Mitteln Ausserordentliches zur Verschönerung der Umgegend zu leisten.

1814 wurde er vom österreichischen Hausministerium zu einer Inspektion der kaiserlichen Lustgärten nach Wien berufen.

1815 kehrte er nach Koblenz zurück.

Hardenberg, Oberlandforstmeister v. Hartig und der Intendant der königlich preussischen Gärten, von Maltzahn, welche sich zufällig auf ihren Reisen durch eigene Anschauung von den aussergewöhnlichen Fähigkeiten des strebsamen Gärtners überzeugt

hatten, veranlassten den König Friedrich Wilhelm III., der die Absicht hatte, Ameliorationen seiner Gärten bei Potsdam vorzunehmen, Lenné auf Probe zu zitiren und im Falle seiner Bewährung zu engagiren. Am 15. Februar erfolgte dann seine definitive Anstellung.

Die erste grosse Arbeit war die Umgestaltung des Neuen Gartens beim Marmorpalais; am 1. November 1816 erhielt der Plan die königliche Genehmigung.

Noch soll konstatiert werden, dass der kaum 26 Jahre zählende Chef mit vollster Energie gegen den üblichen Schlendrian, gegen Missbräuche aller Art und wider ihm feindlich gesinnte, unbekannte, neidische Persönlichkeiten zu kämpfen hatte. Er besiegte jedoch alle Hindernisse und wurde der Gegner vollständig Meister.

1821 überreichte er dem Könige ein Promemoria zur Instituirung einer grossen Landesbaumschule, sowie einer Lehranstalt zur Ausbildung junger Gärtner im ästhetischen Sinne. Er verlangte hierzu grosse finanzielle Mittel, um das nöthige Pflanzenmaterial zu gewinnen, doch reüssirte er Anfangs mit diesen Vorschlägen nicht. Erst am 20. August 1823, nachdem er seine Anträge, verbunden mit denen des bereits bestehenden Vereines zur Beförderung des Gartenbaues im preussischen Staat, im Instanzenwege eingereicht, erlangte er auf Verwendung der Minister des Innern und des Kultus für diese die königliche Sanktion.

Als der berühmte englische Gartenarchitekt Repton bei einem Besuche am preussischen Hofe vom Könige zu einem Urtheile über die Kultur der Gärten aufgefordert wurde, fiel dasselbe eminent günstig für Lenné's Wirksamkeit aus. Friedrich Wilhelm beschloss hierauf aus eigener Initiative, seinen Gärtner,

um dessen Erfahrungen und Anschauungen zu bereichern, eine Reise nach England und Belgien antreten zu lassen. Bei seiner Rückkunft lag das Patent zum Generaldirektor aller königlichen Gärten, der Landesbaumschule und der Gärtner-Lehranstalt schon bereit; von da an datirt sein geniales, kaum beschränktes Wirken, welches später unter der Aegide seines kunstsinnigen Gönners, König Friedrich Wilhelm IV., ihn zur Höhe seiner Ziele und unbestrittenen Ruhmes führte.

Lenné hat seinen Posten als Ober-Gartendirektor unter drei preussischen Königen fünfzig Jahre hindurch zu deren absoluter Zufriedenheit ausgefüllt. Während dieser langen Dienstzeit war er sich aber auch stets mit Stolz seines Glückes bewusst und oft rühmte er sich mit kindlicher Naivetät der Gunst seiner Herren, ohne dabei die Spur von einem Höflinge an sich zu haben.

Als er sein Amt in Preussen antrat, war sein Ruf, wie durch die biographische Skizze ersichtlich, bereits begründet. Er galt, um den Leser genauer zu unterrichten, nicht als eigentlicher Botaniker von Fach, wenngleich er natürlich, weil zu seinem Berufe gehörig und wie wir es bereits wissen, auch in dieser Wissenschaft bewandert war; seine Force bestand vielmehr darin, eine Lokalität in ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit mit scharfem Blicke zu erfassen und dieselbe meisterhaft für Anlagen zu verwerthen. Als Gärtner richtete er sein Talent hauptsächlich auf Schöpfung und Verschönerung von Parks, oft jedoch wurde er auch bei Kanälen und, da seiner Zeit die ersten Eisenbahnen entstanden, auch über deren zweckmässige Anlegung zu Rathe gezogen. Die Gärten, die er theils von Grund aus kreirt, theils umgeschaffen, sind ohne Zahl. Dem mir von A. Lenné

Kundgegebenen füge ich ergänzend hinzu, dass kaum ein Land Europas existirt, welches nicht Lenné'sche Arbeiten aufzuweisen hätte. Unter seinen Werken ersten Ranges nenne ich die neuen Anlagen bei Laxenburg, bei Schönbrunn, das Paradies, welches er in Sanssouci aus einer Sandwüste gezaubert, die Veränderungen im Thiergarten zu Berlin, die Umschaffungen des grossen Gartens bei Dresden und die herrliche Umgebung der Stadt Leipzig als die vorzüglichsten. In Kopenhagen wie in Stockholm hat er sich durch seine geschickten Pläne zur Terrainbenutzung und durch deren reale Ausführung ein dankbares Andenken der Bevölkerung erworben. Der Berliner Schifffahrtskanal rührt in den Grundzügen von ihm her. Derselbe wurde damals trotz Opposition der Minister einfach vom Könige dekretirt.

Ach, wenn es doch immer so wäre!

Es lag bei aller ihn kennzeichnenden Weichheit in dem Charakter unseres Gärtners, immer wieder auf ein Projekt zurückzukommen und sich durch kein Missgeschick von dessen Wiederaufnahme abhalten zu lassen, selbst wenn seine Gegner es schon vollständig von ihm als aufgegeben betrachteten. Dabei war er oft von einer unschuldigen, man darf wohl sagen erlaubten Raffinirtheit, welche, weil sie sofort durchschaut wurde, eher etwas Liebenswürdiges als Tadelnswerthes an sich hatte. So durchschaute z. B., wie der alte Timm erzählte, der König Friedrich Wilhelm III. sehr wohl ein kleines Manöver, von dem Lenné nicht abliess, wenn es in seiner Absicht lag, eine Umänderung in den königlichen Gärten in's Werk zu setzen, wozu die Zustimmung des Monarchen nothwendig war. Der Plan wurde nämlich gewöhnlich so klein als möglich gezeichnet vorgelegt. „Der König ist gar zu sparsam,“ meinte unser

Schlauberger, „komme ich ihm mit grossen Zeichnungen, so sagt er frischweg: „„Lenné, das ist zu kostspielig;““ daher habe ich mir vorgenommen, Seine Majestät mit Miniaturblättern zu bedienen.“

Solche kleine Kniffe, die sofort erkannt wurden, wandte Lenné nicht selten an, und seine Herren, besonders Friedrich Wilhelm IV., haben oft herzlich darüber gelacht.

Bei der Konferenz, betreffs der Anlage des erwähnten Berliner Kanals, hielt Lenné dem Könige in Gegenwart der Minister mit kluger Berechnung geradezu eine Predigt. Der damalige Kabinetsrath Illaire erzählte später, wie sehr sich der König darüber belustigt. Der Gärtner hob emphatisch an: „Das Vertrauen und die Zuneigung, welche der selige Vater Ew. Majestät stets meiner Person geschenkt und deren ich mich auch von Seite Ew. Majestät erfreue, beanspruche ich besonders abermals zu dieser Stunde, wo es sich um eine wichtige königliche Entscheidung handelt.“ Alle Anwesenden hätten dergleichen Ergüsse wohl mit dem höchsten Erstaunen aufnehmen müssen, wenn man nicht eben Lenné gekannt hätte. Der König selbst liess sich dergleichen Aussprüche gefallen; noch mehr, er war ganz still, als Lenné ihm gegenüber in der Diskussion sich sogar zu der Aeusserung verstieg: „Ew. Majestät begreifen noch immer nicht das Geistreiche meiner Idee.“

So unglaublich solche Worte erscheinen, besonders einem der geistreichsten Menschen gegenüber, wie es bekanntlich Friedrich Wilhelm IV. war, so wurden sie doch ohne die geringste Eitelkeit, sondern vielmehr mit äusserster Naivetät gesprochen und stets zwangen sie dem Könige, dem Lenné nun einmal höchst sympathisch war, ein Lächeln ab, niemals erzeugten sie Verstimmung oder Unwillen.

Als unser Gärtner von München, wohin er zur Insichtnahme des englischen Gartens berufen, zurückgekehrt war, musste er dem Könige über seinen dortigen Aufenthalt berichten. Ein grosses Diner hatte am bayerischen Hofe dem Berufenen zu Ehren stattgefunden. Wie es sich von selbst verstand, war die Gesundheit des Königs von Preussen ausgebracht worden, worauf Lenné an das Glas geklappert und, ohne irgend einen Auftrag dazu erhalten zu haben, eine Dankrede in dessen Namen gehalten hatte.

Solche curiosa machten, wie Illaire meinte, dem König immer herzlichen Spass. So auch lachte derselbe laut auf, als Lenné, der, ganz in seine Arbeiten vertieft, eigentlich gar keine politische Meinung hatte, in seinem Revier als einziger Wähler erster Klasse, befugt, zwei Wahlmänner zu wählen, einen Ultrakonservativen und einen Demokraten in die Urne steckte. Unser grosser Politiker war eben dadurch, dass er fortwährend in seine Pläne versenkt war, sehr leicht auf kurze Zeit zu einer der seinen fremden politischen Meinung zu bekehren; noch mehr, gewöhnlich gab er dem Recht, der zuletzt mit ihm gesprochen; dennoch hielt er, wie schon oben angedeutet, insofern immer an seiner ursprünglichen Ansicht fest, dass er spätestens nach einer Stunde alles augenblicklich als richtig Anerkannte annullirte und regelmässig wieder in seine eigene frühere Meinung zurückfiel.

So trug sich einmal eine höchst komische Episode zu, als er inmitten einer heiteren Tischgesellschaft derselben kundthat, wie er zu seiner Freude einen jungen Mann von grösstem Talente zum Inspektor über einzelne von ihm übernommene Arbeiten gewonnen zu haben glaube. „Nur thut es mir leid,“ erwiderte Professor Werder, „dass dieser mir sehr

wohl bekannte und überaus begabte Mensch einer so radikalen unsinnigen politischen Richtung fröhnt.“ Da meinte Lenné: „Lasst mich nur machen, diese verschrobenen Ansichten treibe ich ihm bald aus. Mit klugen Leuten lässt's sich leicht disputiren und über lang oder kurz wird er vernünftigen Rathschlägen Gehör schenken.“ — Es klingelt, und, sollte man's glauben, besagter Aspirant lässt sich anmelden. Lenné will ihn nicht abweisen lassen, auch wird er in seiner Absicht, ihn zu empfangen, durch genannten Hausfreund bestärkt, weil solcher ihn ermahnt, sofort bei dieser Gelegenheit dem jungen Manne klar zu machen und zu Herzen zu führen, dass ein königlicher Beamter nicht allein sich von allen vagen politischen Träumereien loszusagen, sondern vielmehr mit ganzer Kraft für die bestehende Ordnung einzutreten habe; in unverbrüchlicher Treue müsse er seinem königlichen Herrn dienen.

Lenné antwortete abermals: „Lasst mich nur machen.“ Darauf entfernt er sich vom Tische, lässt uns lange Zeit vergebens auf seine Rückkehr warten, und erst nach Verlauf von einer Stunde tritt er wieder in's Zimmer. „Den hast Du wohl tüchtig abgetrumpft,“ meinte Werder, indem er ihn forschend ansah. Lenné indess entgegnete zögernd: „Kinder, dieser Mann hat so Unrecht nicht. Ihr müsst ihn erst einmal seine Ansichten entwickeln hören, dann würdet Ihr sie nicht ganz verdammen.“ — Ein schallendes Chorgelächter war die Antwort der Gesellschaft; Lenné aber in seiner Unschuld lachte mit und, obgleich er wohl wusste, dass man sich über ihn lustig machte, fühlte er sich durchaus nicht beleidigt. Nur im ganz intimen Freundeskreise aber waren solche harmlose Hänseleien möglich und erlaubt. Man wusste überdies, dass der grosse Politiker, der zwar

jetzt durch Herrn B bekehrt schien, doch noch vor Abschluss der Tafelrunde wieder seine konservative Gesinnung annehmen würde.

Uebrigens theilte Lenné als harmlose Rache für geduldig hingenommene leise Spöttereie auch seinerseits kleine Hiebe aus. Als er einst Humboldt an einem Sonntage nach der Predigt vor der Friedenskirche hinter dem grünen Gitter begrüßte, fragte er den grossen Gelehrten ironisch — es herrschte damals gerade eine sehr strenge Richtung in Preussen —: „Nun, Exzellenz, wollen wohl auch noch zu etwas kommen?“

Bei dem engen Kreise, der sich damals gerade um den König in Potsdam gebildet, kamen dem Monarchen alle solche Anekdotchen zu Ohren und versetzten den geistreichen Fürsten stets in heiterste Stimmung. Er war nun einmal Lenné von Herzen gut und wusste sehr wohl, dass er keinen treueren und ergebeneren Diener besass als ihn.

Wenn unser Gärtner im Eifer des Gespräches war, so gab der Umstand, dass er sogar nur eine einzige Person, selbst wenn es eine Dame war, mit „meine Herren“ anredete, öfters Anlass zu Belustigung und Scherz. Aber auch viele kleine Gewohnheiten, die man um keinen Preis gern in seiner originellen Ausdrucksweise vermisst hätte, könnten ausserdem angeführt werden. Sprach er z. B. von seinem Könige, da erzählte er wohl unter genauen Freunden mit nicht abgewogenen Worten dies und jenes in zwanglosem Tone; plötzlich fuhr es ihm wie ein Blitzstrahl in die Glieder; er meinte, dass er vielleicht von seinem Herrn nicht etikettenmässig oder nicht mit dem gehörigen Respekt gesprochen, und er fing dann an, selbst nur in Gegenwart seiner Gemahlin, sich in der formellsten Weise auszudrücken,

wie: „Seine Majestät geruhte mich würdig zu befinden,“ „die königliche Huld und Gnade bewog den Monarchen“ etc. etc. Solche Ehrerbietung gegen seinen Fürsten auch in dessen Abwesenheit war ihm Bedürfniss. Er war auch stets in gehobener Stimmung, sobald nur der Name seines Herrn ausgesprochen wurde.

Bei der Vorliebe, die Friedrich Wilhelm IV. für einen Aufenthalt in Sanssouci hatte, und bei der Initiative, mit welcher er selbstthätig für die Verschönerung der Gartenanlagen des Schlosses wirkte, sah er zu Zeiten Lenné fast täglich, theils um denselben zu konsultiren, theils um ihm eine neue Idee zur Realisirung aufzugeben. So entspann sich im Laufe der Jahre immer mehr ein vertrauliches Verhältniss zwischen König und Unterthan, welches sich aber nur dadurch erhalten konnte und sich wirklich bis zum Tode des Ersteren erhielt, dass Lenné mit grosser Feinfühligkeit genau den Punkt innezuhalten verstand, bis zu welchem es ihm gestattet war, den durch seinen königlichen Herrn seiner Person gewährten Vorzug auszunutzen und sich darin zu bewegen. Nie missbrauchte er seine Stellung, nie gab er seinem Fürsten Grund, zu bereuen, ihm die königliche Gunst geschenkt zu haben. Den Vorschlag des Königs z. B., Abends in Sanssouci nur ohne Zögern anfragen zu lassen, ob Sr. Majestät ein Besuch genehm sei, führte Lenné niemals aus. Er meinte: „Man darf sich seinem Herrn, selbst wenn dieser uns die Erlaubniss dazu giebt, nicht unaufgefordert nähern und aufdrängen; bin ich doch zu jeder Stunde seiner Befehle gewärtig.“

Während der traulichen Theeabende, welche unser Gärtner oftmals im kleinsten Kreise beim Könige zubrachte, hatte dieser stets Papier und Blei-

stift neben sich liegen, und fast immer zeichnete er dann Skizzen zu kleinen Lustgebäuden, Treibhäusern etc.

Ueberhaupt war sein Zeichentalent ein aussergewöhnliches; Verfasser hat eine ganze Sammlung von überaus geschickten und genialen Entwürfen in Augenschein zu nehmen Gelegenheit gehabt. Anwesende kompetente Künstler sprachen sich auf das Anerkennendste über diese Leistungen aus. Die Pläne, sowie die Details zu den beiden Garde du Corps - Kasernen gegenüber dem Charlottenburger Schloss sind Arbeiten Friedrich Wilhelm IV.

Welche Gefühle der König gegen Lenné hegte, mag folgender von mir verbürgter Vorfall beweisen; auch sind wohl noch manche Persönlichkeiten am Leben, welche aus Lenné's Munde die ihm damals zu Theil gewordene Ehre erfuhren.

Eines schönen Sommermorgens, es war in den längsten Tagen vier Uhr in der Früh, erwachte unser Direktor von einem Klopfen wie mit einem Stocke an's Fenster. Sein Schlafzimmer lag dem äusseren Wege vor dem Hause zu. Der Hund knurrte, Lenné sprang aus dem Bette und in der warmen Sommernacht eilte er im Hemde zum Fenster. Bereits war es hell.

„Was giebt's hier?“ rief er, die Scheiben öffnend. Da stand der König, der oft schon vor Sonnenaufgang eine Promenade machte, allein vom Jäger begleitet, dicht an der Mauer.

„Kleiden Sie sich an, Lenné, kommen Sie, ich habe Ihnen etwas zu zeigen.“

„Majestät, ich brauche zwar keine besonders lange Zeit zu meiner Adonisation, aber ein halbes Stündchen geht doch darüber hin, bis meine Toilette hoffähig ist. Majestät können doch nicht auf mich warten.“

„Hoffähig will ich Sie auch nicht, sondern in Ihrer Arbeitskleidung. Warten kann ich, denn es giebt bei so früher Stunde kein Ministerkonseil. Sie brauchen sich nicht zu beeilen, reichen Sie mir nur den Schlüssel zum Friedensgarten heraus (nur der König und Lenné führten denselben), ich thue indess ein paar Schritte hinein, doch bleibe ich vorne am Eingang, damit Sie nicht erst zu suchen brauchen. Machen Sie sich nicht zu schön.“

Lenné war über und über pockennarbig, er konnte daher leicht dem Könige willfahren.

Der Jäger erschloss die grüne Friedensgartenthür, die unmittelbar an das Lenné'sche Grundstück grenzte, und der König verschwand hinter den Fliederbüschen seines Lieblingsaufenthaltes.

Unser Freund hatte keine Ahnung, was mit ihm geschehen solle; wohl wusste er, dass sein Herr kleine Spässe liebte, dennoch verliess ihn hier seine Divinationsgabe. Nur so viel fühlte er bestimmt, Unangenehmes stand ihm nicht bevor.

„Das ist ja schnell gegangen, Sie sind ja noch vor Ablauf der mir angedrohten Zeit fertig,“ sagte der König, als er Lenné binnen kurzem im karrirten Sommeranzuge vor sich sah.

„Beginnen wir nun unsere Promenade, wir haben eine ziemliche Strecke Weges zurückzulegen.“

Der kleine Zug bewegte sich in mannigfachen Windungen durch dunkle Baumalleen, Hecken, Gebüsche und Blumenbeete, der König im einfachen Militärrock, in der Hand seinen Spazierstock, Lenné ihm zur Seite, hinter ihnen der Jäger, den Mantel tragend, daneben Hektor, der Neufundländer, mit ausdrücklicher königlicher Erlaubniss, gegenwärtig zu sein, die Gesellschaft umkreisend.

Es war an einem Sonntage, kein Wölkchen

trübte den blauen Himmel, der König, in frohester Laune, freute sich nicht allein über den herrlichen, durch Lenné's Kunst verschönerten Garten, nein, jedes einzelne Blättchen schien ihn zu entzücken.

Noch eine kleine Wendung und . . .

„Wir sind am Ziele,“ sagte Friedrich Wilhelm, dann stand er an einem kleinen freien Rasenplatze plötzlich still.

Lenné, der bei jedem Schritte neugieriger geworden war, schien jetzt wie angewurzelt vor Ueerraschung. Gestern Morgen noch hatte er dieselbe Stelle überschritten, die nichts als einfaches Grün bedeckte, und heute sah er zu seinem Erstaunen seine Marmorbüste auf einem prächtigen Syenitpostament aufgestellt, von frisch eingepflanzten, dasselbe überragenden jungen Pappeln umgeben. Der König wusste nämlich, dass Lenné Sonnabend Vormittags regelmässig Geschäfte halber nach Berlin zu fahren genöthigt war. In einem Tage hatte er dies längst vorbereitete Monument setzen lassen, die Arbeit selbst inspiziert und war noch Abends spät an Ort und Stelle gewesen, sich zu vergewissern, ob auch Alles so weit vollendet sei, um von seinem Freunde am nächsten Morgen in Augenschein genommen werden zu können.

Man wird sich die Rührung denken, mit der unser Gärtner das ihm Gebotene betrachtete; ich übergehe die Schilderung seiner dankbaren Gefühle.

Besagte Büste war ein Meisterstück Rauch's, der sie bereits früher in Gyps angefertigt, nun auf des Königs Bestellung in Marmor abgeliefert hatte.

Ich erlaube mir sofort auf eine Konsequenz Bezug zu nehmen, welche diese königliche Gunst zur Folge hatte und welche ich wegen ihrer echten Komik nicht übergehen darf.

Lenné besass das Recht, wie schon oben ange-

deutet, durch ganz Sanssouci sowohl zu fahren als zu reiten. Gewöhnlich sah man ihn in einer kleinen Kalesche sitzen, die beiden 25jährigen Rappen vom alten Kutscher Frehse geführt, dessen Uniform der damals bei königlichen Bedienten stets übliche rothe Kragen auszeichnete. Nicht selten nahm der Gartendirektor auch selbst die Zügel in die Hand, besonders wenn er Gästen oder ihm empfohlenen Persönlichkeiten seine Schöpfungen zu zeigen beabsichtigte. Da war es ihm nun seit Jahr und Tag zur Gewohnheit geworden, immer gleich zuerst nach dem ihm errichteten Monumente zu fahren und dann, in Erinnerung, wie aus Dankbarkeit für die ihm gewordene königliche Gnade seinen Hut lüftend, den Unkundigen den Ursprung dieser Stiftung haarklein mit allen Nebenumständen zu erklären. Oft erweckte er hiermit den Schein, als ob er sein Haupt vor sich selbst entblösste, wie weit entfernt auch der bescheidene Mann von jeder Selbstverherrlichung war. Da die alten Rosse, mochte sie nun Lenné oder Frehse handhaben, über ein Dezennium sich daran gewöhnt hatten, sobald sie fremde Stimmen im Wagen hörten, augenblicklich den Weg nach der Büste einzuschlagen, den zu finden man ihnen trotz dessen mannigfachen Windungen dahin ruhig anvertrauen konnte, so legten Herr oder Kutscher in der Regel die Zügel auf die Kniee und überliessen sich einer vorbereitenden Konversation mit den Fahrgästen, die dann stets nur dadurch plötzlich abgebrochen wurde, dass die Gäule ohne Jemandes Zuthun vor dem Denkmal Halt machten. Der alte Frehse aber hatte die Geschichte von der königlichen Ueberraschung so viele Male aus dem Munde des Gärtners in der Kalesche gehört, dass er mechanisch und wie im Traume, wenn durch Verhinderung seines Herrn ihm die Pflicht, den Frem-

den die Sehenswürdigkeiten zu zeigen, oblag, die stereotyp gebrauchten Worte desselben nachleierte.

Durch die Ehre jedoch, die der König ihm erwiesen hatte, wurde Lenné nicht etwa ein unterwürfiger Hofmann; er blieb ein freier Mensch, behielt in jeder Beziehung seine Selbstständigkeit und liess nie von der Meinung, die er für die richtige hielt, ohne, wie schon kundgegeben, hartnäckig zu sein. Glücklicherweise war es ja auch von jeher nicht Penchant der Hohenzollern, sich wie z. B. Ludwig XIV., mit Schmeichlern und Sklaven zu umgeben, vielmehr haben sie immer gewusst, ein freies offenes Wort zu schätzen, vorausgesetzt, dass es in der gehörigen, den Königen von Preussen schuldigen Ehrfurcht zu ihnen gesprochen wurde.

Ein frecher bramarbasirender Ausspruch freilich, wie jener Jacobis, der seinem Fürsten die Worte in's Gesicht zu schleudern wagte: „Das ist eben das Unglück der Könige, dass sie die Wahrheit nicht hören wollen“ —, der konnte wohl in wüster Revolutionszeit straflos verrauchen, musste aber Verachtung und Zorn im Herzen Friedrich Wilhelm IV. erwecken.

Dagegen war unter Anderem Legationsrath Paul Sasse, welcher 35 Jahre in meinem väterlichen Hause wohnte, täglich die Armengeschäfte der Königin Elisabeth besorgte, während seines langen segensreichen Wirkens nie seiner Monarchin gegenüber ein Blatt vor den Mund nahm, oft dies und jenes bei höheren Persönlichkeiten streng tadelte, auch nicht selten eine von den in den massgebenden Kreisen herrschenden verschiedene politische Meinung kundgab — eine persona gratissima und auf's Höchste von seiner Fürstin geschätzt.

In Wilmersdorf, wo er ein kleines Bauernhäuschen und Gärtchen besass — er war enthusiastischer

Blumenfreund — überraschte ihn einmal das königliche Paar, als er gerade mit seiner Familie den Kaffee einnahm; die Majestäten setzten sich mit an den Tisch und Königin Elisabeth trank ein Glas frischgemolkener Milch, die ihr trefflich mundete. „Wir mussten doch unseren guten Sasse einmal in seiner ländlichen Behausung aufsuchen,“ hatte der König geäußert.

Jeder, der den Briefwechsel Friedrich Wilhelm IV. mit Bunsen (von Ranke edirt) liest, kann erfahren, dass die Hohenzollern unumwundenen, wohl überdachten Rathschlägen gern ein williges Gehör schenken.

Ich führe ferner noch einen sich speziell auf Lenné beziehenden, von mir verbürgten Fall an; er giebt ein Supplement des Materials, um sowohl den Charakter des Königs als auch den unseres Freundes näher zu erfassen.

In der Epoche der Reaktion hüteten sich viele der Höflinge, mit Persönlichkeiten umzugehen, die selbst nur den Schein des Liberalismus an sich hatten; man denke nur, wie man damals dem würdigen General Pfuel mitspielte — und doch schlug das Herz dieses Kriegers bis an sein Lebensende warm für König und Vaterland. Zu dieser Zeit nun hielt sich ein alter Freund Lenné's, der preussische Generalkonsul in Mexiko, Seiffart, zu Berlin auf. Diesen Mann hatte man auf unverantwortliche Weise wegen seiner zur Demokratie neigenden Gesinnung angefeindet und beim Könige verdächtigt; man war sogar so weit gegangen, ihn gewisser Inkorrektheiten in seinem Amte zu zeihen. Während nun der Konsul, als persona ingrata bei Hofe, von Allen gemieden wurde und deshalb aus bescheidener Initiative sich auch von Lenné fern hielt, forderte Letzterer ihn

dringend auf, sein Haus nach wie vor zu besuchen. Auf die Vorstellungen vieler seiner Bekannten, dass er durch den ferneren intimen Umgang mit Seiffart sich und Andere kompromittire, entgegnete unser Freund, er sei Herr seiner Handlungen und ein Jeder könne aus seinem Zirkel fern bleiben, der an dessen Mitbesuchern etwas auszusetzen habe. Als aber eines Tages sogar der König seine Verwunderung darüber ausdrückte, dass Seiffart immer noch im Lenné'schen Hause ein- und ausgehe, da erwiderte der Diener bescheiden seinem Herrn: „Eure Majestät werden mir gewiss gestatten, einen alten Freund, den Alle verliessen nur auf Verdacht hin, wegen einer von mir differirenden Meinung nicht preiszugeben. In nichts ist bisher seine Ehre angetastet, keine Unehrenhaftigkeit ist ihm bewiesen; mein Haus mag ihm auch fürder offen stehen.“ Der König legte Lenné die Hand auf die Schulter, schwieg aber und berührte diesen Gegenstand nie mehr. Später stellte sich die Unbescholtenheit Seiffart's vollständig heraus.

Wenn nun Lenné in solchen Fällen unbeugsam an dem, was er für recht erachtete, festhielt, so war er andererseits biegsam und reuig, sobald er Jemand beleidigt zu haben glaubte; er schämte sich auch nie, sein Versehen öffentlich einzugestehen, und sagte gern: *pater peccavi*.

Geben wir auch durch folgendes Positivum für diesen seinen charakteristischen Zug einen Beweis; ich zaudere nicht, die Namen der Mitspieler zu nennen, weil keiner von ihnen sich seiner Rolle zu schämen braucht, die drei Figurirenden vielmehr nur in unserer Achtung gewinnen.

Lenné hatte trotz aller seiner Leutseligkeit oft gegen seine Unterbeamten etwas Herbes, Schroffes in seinem Wesen. Nicht selten schleicht sich bei

bedeutenden Männern eine solche Schwäche ein, wenn ihnen von kleineren Geistern zu viel Opposition gemacht oder gegen Anordnungen Widerspruch erhoben wird, die der Dirigirende für die einzig richtigen hält. Hierzu verleitet sie verzeihlicherweise ihre Geistesüberlegenheit, und so weisen sie oft berechtigte Gegenvorstellungen ab, auch da, wo sie sich in ihren Ansichten täuschen.

Einst hatte unser Gärtner bei einer Konferenz in dem damals an der Ecke der Schützen- und Jerusalemerstrasse gelegenen Oekonomie-Kollegium seinem Untergebenen, dem Hofgärtner Sello, der, als ordentliches Mitglied der Gesellschaft, in ihr durchaus dasselbe Recht wie sein Chef zu beanspruchen hatte, wegen verschiedener Meinung derbe Worte gesagt. Sello, seiner Stellung als Untergärtner eingedenk und wohl auch aus Hochachtung vor seinem Oberen, dieser kleinen Eigenheit Rechnung tragend, hatte den Streit abgebrochen, war aber doch sichtlich betroffen und gedrückt. Da erhob sich der wohlbekannte, alte Oekonomierath Thaer, kanzelte ohne Umstände Lenné vor der ganzen Versammlung wacker ab und vertrat mit kühnen Worten, unter dem begründeten Beifall sämmtlicher Anwesenden, die Gleichberechtigung aller Mitglieder des Kollegiums. Lenné war verdutzt und erregt, griff nach Hut und Stock und entfernte sich. Tags darauf, als Sello dem Gartendirektor neue Pläne zu unterbreiten und Vortrag zu halten hatte, schienen beide Männer etwas verlegen, aber das alte Verhältniss war in keiner Weise durch diesen Vorfall gestört worden.

Es mochte wohl seitdem ein Monat vergangen sein; Lenné sass bei uns wie allsonnabendlich mit meinem Vater, meiner Mutter und mir am Esstisch. Es klingelt und der Diener geht durch's Zimmer, um

zu öffnen; es dauert längere Zeit, ehe er zurückkommt. „Wer war's?“ fragte die Hausfrau. „Das soll ich nicht sagen, der Herr will morgen wiederkommen, er wollte die Herrschaft nicht stören, weil er hörte, der Herr Gartendirektor speise hier.“ — „Ich will aber wissen, wer's war,“ replizierte mein Vater. „Nun, dann muss ich's wohl sagen: es war Herr Oekonomierath Thaer.“

Sobald Lenné diesen Namen gehört, erhob er sich, eilte ohne Weiteres die Treppe hinab — wir sahen uns verwundert an —, erreichte Thaer an der ersten Strassenlaterne und Beide vereint erschienen an der Tafel. Es wurde dann harmlos von diesem und jenem geplaudert, die beiden Contrahenten thaten, als ob nichts zwischen ihnen vorgefallen. Bei der Trennung jedoch machte Thaer — seinem Herzen Luft, denn er sagte zu Lenné: „Ich glaube, ich ging doch wohl neulich zu scharf gegen Sie in's Zeug.“ „Lieber Freund,“ antwortete der Direktor, „Ihre mir ertheilte Lektion habe ich mir selbst zugezogen und redlich verdient. Im ersten Augenblicke war ich allerdings perplex, dann aber sagte ich mir: nimm dich künftig besser zusammen, überhebe dich nicht, damit du dich nicht im siebzigsten Jahre noch zu schämen brauchst. Thaer hat brav gehandelt!“

Das nenne ich das Raisonnement eines durch und durch noblen Charakters.

Nach dieser heiklichen Episode trafen später Thaer und Lenné zufällig einmal in Paris zusammen; nach ihrer Rückreise erzählten sie viel und gern vom dortigen Aufenthalt. „Wir wurden,“ so berichtete der mir nahe verwandte Oekonomierath, „zu Napoleon III. nach Saint-Cloud geladen. Der Kaiser befragte mich neugierig um vieles Landwirthschaftliche, Lenné um Vieles, was speziell zu dessen Fach

gehört. Beide waren wir erstaunt über die Sachkenntniss, die der damals so betitelte Parvenü uns gegenüber entwickelte. Napoleon hörte nach gethaner Frage gewöhnlich lange zu, ehe er eine Antwort gab; hattè er sich von der Richtigkeit unserer Meinung überzeugt, so sagte er einfach: „J'obéirai,“ hatte er Bedenken, oder war er nicht mit einverstanden, so antwortete er im bescheidensten Tone, und zwar wie Jemand, der etwas zu erlernen wünscht, nicht aber von oben herab zu beurtheilen hat: „Je mettrai votre avis à mon épreuve.““

Ich gebe diesen Fall, weil er abermals ein Zeugniß davon giebt, dass deutsche Männer, auch bei politischen Widersachern, deren bedeutende Eigenschaften objektiv zu würdigen vermögen.

Nach weiterem Bericht hatten Thaer und Lenné am Tage nach der Unterredung das Vergnügen, vom Kaiser selbst kutschirt, in einem leichten Jagdwagen die Umgegend von Saint-Cloud zu durchfahren, da Napoleon manches im gestrigen Gespräch Berührte in Wirklichkeit zeigen und seinen beiden Gästen vor die Augen stellen wollte. Der Oekonomierath erhielt zum Dank für empfangene Belehrung vom Kaiser den Orden der Légion d'honneur, der Gärtner zwei prachtvolle Sèvres-Vasen, die er mit Vorliebe wegen ihrer überaus kunstvollen Fabrikation und geschmakvollen Form seinen Besuchern zu zeigen pflegte.

Ueberaus prompt, oft drollig erscheinen Lenné's Dicta, wenn er seine Stellung und was daran hing durch einen Uneingeweihten, wenn auch absichtslos, beeinträchtigt glaubte. So trat einst in Sanssouci ein die Wache besorgender junger Schutzmann, der, Neuling, wie er war, die Person des Gartendirektors noch nicht kannte, an ihn heran und fragte, gewichtig

auf den grossen Neufundländer zeigend: „Mein Herr, es ist Ihnen wohl unbekannt, dass Hunde in die königlichen Gärten nicht mit eingeführt werden dürfen?“ Mit einer gewissen Grandezza, aber doch die Berechtigung des Beamten zu solcher Bemerkung anerkennend, accentuirte Lenné, in meinem Beisein, fest und belehrend: „Der Hund ist königlich.“ Und stolz schritt der Spanier von dannen. „Aha —!“ salutirte darauf der gute Schutzmann respektvoll, noch lange die Hand am Helme haltend.

Sehr gern ertrug unser Freund eine leise auf ihn gemünzte Satire seiner nächsten Bekannten; es machte ihm immer Spass, wenn man ihn zwang, sich selbst ein wenig über sich zu moquieren; oft wurde ihm auch redlich dazu verholten. So trugen die an seinem Geburtstag zu seiner Ehre gehaltenen Tischreden fast stets einen gewissen stichelnden Charakter an sich. In meiner Gegenwart zog ihn einmal Peter v. Cornelius zur grossen Belustigung der anwesenden Freunde in folgender Weise auf:

„Ich habe oft vom düpirten schwarzen Peter gehört, den man auf der Stirn mit Kohle beschmiert, auch vom dummen Peter, Struwelpeter und noch anderen Petern; ich selbst wurde vom König von Bayern der Klackspeter genannt; Heine hat mir sogar zu Gemüthe geführt, ca . . tum sei nicht pictum; nun sind wir aber Alle absolvirt, wir anderen Peter, der hinkende Bote, der tollste Peter, kommt zuletzt; da kommt so'n Peter, so'n Buddelpeter, so ein Wühler, der wie ein Maulwurf halb Europa unterminirt und überall Wege anlegt, die so kreuz und quer durcheinander laufen, dass, wenn man ein paar Stunden gegangen, man wieder am Ausgangspunkt angelangt ist. Und solchen Vexirpeter lassen sich preussische Könige gefallen, trotzdem dass er sie immer vom

rechten Wege ablenkt? Was soll da aus den armen Unterthanen werden, wenn man das Bestehende so untergraben lässt! Pfui über solchen Peter, und dreimal pfui! Da aber Hegel nun doch einmal gesagt hat, dass Alles, was besteht, auch vernünftig ist, so müssen wir dies ja auch, ob wir wollen oder nicht, für den Buddelpeter gelten lassen. So mag denn Gnade vor Recht ergehen, lasst uns ihm Pardon geben und dies durch den Ruf besiegeln: Er soll leben, unser Buddelpeter soll leben! Hoch, hoch, hoch!“

Solche Ovationen, in denen eine kleine Persiflage lag, weil man Lenné vorwarf, er hätte noch nie einen geraden Weg weder durch den Thiergarten noch durch sonstige Anlagen geführt, amüsirten unsern Gärtner auf das Höchste.

Bei der Feier des Geburtstages meiner verstorbenen Mutter in seinem Hause bespöttelte sich einst der Wirth in merkwürdigster Weise. Er erschien nämlich Morgens, als wir im kleinen Ochsenaugenzimmer beim Frühstück sassen, im Schlafrocke, der sowohl vorne wie hinten mit Kreuzchen, Sternen und grossen Ordensbändern derartig bespickt und umwunden war, dass alle diese Herrlichkeiten bis an die Kniee hinunterschlappten. Da war ein Portugiese, ein Oesterreicher, ein Sachse, ein doppelter Russe, ein alter Schwede, ein über den Ocean gereister Brasilianer, der Medaillen an Schleifen, so er von Gartenvereinen und städtischen Behörden empfangen, der Ketten von botanischen Gesellschaften und anderer Dekorationen von kleinen Potentaten gar nicht zu gedenken.

Ich muss hier einschalten, dass die Fülle deutscher und ausländischer Orden, die Lenné aufzuweisen hatte, darum eine so abnorme war, weil er

nur mit Erlaubniss seines Königs sich dazu verstehen durfte, fremden Fürsten, Behörden etc. bei schwierigen Terrainfragen in deren Lösung behülflich zu sein; dies aber konnte immer nur gratis geschehen, weshalb er nolens volens jede Remuneration abweisen musste. Dagegen regnete es Orden, Tafelservice, Brillanttuchnadeln und dergleichen; habe ich doch zwölf goldene Dosen allein, theilweise sehr kunstvoll emaillirt, in seinem Glasschranke gezählt. Indem er sich nun in diesem buntscheckigen Kostüme, das ihn kaum von einem venetianischen palombar oder römischen arlecchino unterschied, zur Gratulation einstellte, spielte er, gleichsam sich über sich selbst lustig machend, den Clown aus. Er wollte wohl auch der bewährten Freundin gegenüber konstatiren, dass ihm alles Aeusserliche mehr Nebensache sei und nur ein treues Herz für ihn den höchsten Werth in sich schliesse. Niemand gab weniger auf dergleichen „Tand“, wie er es nannte, obgleich er für Auszeichnungen von Seite seines Herrn immer höchst empfänglich geblieben ist.

Nun gab es aber auch Kombinationen, in welchen unser Direktor recht unangenehm werden konnte, ja beinahe unversöhnlich schien; dies geschah grösstentheils, wenn er von ungeschickter Hand einen seiner wohldurchdachten Pläne durchkreuzt fand.

Man höre folgenden Echec mit dem bekannten Oberbaurath St r.

Dieser hatte ein Portal von gebranntem Thon, Werk meines Grossvaters, wegen seiner Künstlichkeit einzig in seiner Art, Konterfei eines byzantinischen Bogens (Eingang zur Gruft der Ahnen unserer Könige in Heilsbronn), von meiner Familie dem Könige Friedrich Wilhelm zur Disposition gestellt, an einen überaus ungehörigen Ort plazirt. Vor

Vor dieser Aufstellung hatte der verstorbene König uns veranlasst, das Monument vorerst in unserem Garten, wo er es, begleitet von Lenné, in Augenschein genommen, zu bewahren, bis er einen passenden Platz für dasselbe ausfindig gemacht haben würde. Verschiedene Lokalitäten in Sanssouci wurden in Erwägung gezogen, indessen schwankte der Monarch immer in deren Wahl; somit verging die Zeit, ohne dass er bis zu seinem Ableben eine feste Bestimmung getroffen hätte. Wilhelm I. übertrug nach dem Tode seines Bruders dem obengenannten Baumeister die Besorgung dieser Angelegenheit. Ein hochberühmter Architekt, verdarb er dennoch dadurch, dass er die ruhigen Linien der Friedenskirche, welche von dem sanften einfachen Rahmen des, wie Lenné bezweckt hatte, zur Andacht stimmenden Friedensgartens mit gleicher Ruhe eingefasst waren, durch Anbringung des Bogens zerschnitt. Derselbe contrastirte nämlich in Styl und Farbe auf eklatante Weise mit der von Lenné geschaffenen und seinem erhabenen verstorbenen Gönner und geliebten König so ans Herz gewachsenen Lokalität. Dass man den gebrannten Thon, dem Charakter des Materials zuwider, nachher noch gar bestrich, raubte dem Kunstwerk vollends das Eigenthümliche. Trat man in den Garten, wo die Basilika steht, und blickte über die weite Rasenfläche nach der letzten Ruhestätte Friedrich Wilhelm IV., im Hintergrund den einfachen Glockenthurm, da kam es wie Frieden über uns; so war es eben des Gärtners Intention gewesen. Jetzt ist diese herrliche Kirche, die so viele empfängliche Gemüther einst entzückte, durch zwei sich befehdende Bauarten entstellt und zu gleicher Zeit die Landschaft durch die Disharmonie verdorben. Lenné hat diesen Missgriff nie überwinden können

und war stets traurig, dass er mit seinem nunmehrigen Herrn sich über diese Angelegenheit nicht so aussprechen konnte und durfte als mit seinem unvergesslichen Protector. Wilhelm I. hatte nämlich in seiner grossen Bescheidenheit bei verschiedenen Gelegenheiten unserem Gärtner zu verstehen gegeben, dass sein königlicher Bruder alles sich auf die Kunst Beziehende ungleich besser zu beurtheilen verstände als er. „Ich füge mich immer gern den Rathschlägen so mir von Fachmännern ertheilt werden,“ waren seine Worte gewesen.

Lenné hat es St . . . nie verziehen, dass dieser ihm sein Steckenpferd und die Perle aller Gärten (so von Friedrich Wilhelm IV. benannt) zertreten hat.

Da der Obergärtner mit unumschränkter Gewalt über Bäume, Blumen, Früchte sowohl im Freien als in den Treibhäusern Sanssoucis und aller anderen königlichen Gärten zu disponiren hatte, hielt sich der ganze Hof und was drum und dran hing, unseren Spender so zu sagen immer warm; denn hatte dieser einmal einen kleinen Ingrim gegen ein Mitglied der hohen Gesellschaft, so waren für solches keine Erzeugnisse und Gaben vorhanden; hatte doch Niemand die Macht, die Realität einer abschlägig ertheilten Antwort zu prüfen. So erinnere ich mich, dass unser Schelm diversen Hofdamen, die nicht gerade zu seinen Flammen gehörten, ein paar begehrte Trauben so essigsauer gab, dass die Enttäuschten für immer die saueren Trauben verschmähten.

Doch es ist Zeit, dass ich diese fragmentarischen Andeutungen über die Person unseres edlen und doch so originellen Freundes abbreche, um noch mit wenigen Worten die übrigen Hausbewohner, welche in ihrer Art fast ebenso eigenthümlich erscheinen, flüchtig zu skizziren.

Zuerst kehre ich auf einen Augenblick zur Frau Gartendirektor Fritzchen zurück, die in ihrer Jugend sehr schön gewesen sein soll, wie ein wundervolles Oelbild von Karl Begas zeigt, im Alter aber davon wenig mehr verspüren liess. Sie hatte, ohne an Dickigkeit oder Magerkeit zu leiden, die Gestalt eines Quadrats, denn sie war ganz ohne Taille, und senkrecht zogen sich die Linien von den Achselhöhlen zu den Hüften herab. Oft erschien sie in einer überaus aparten und ganz ungenirten Toilette vor den Gästen. Sowohl Schnürleib wie Krinoline waren stets sorgfältig von ihr vermieden worden; sie meinte, man könne in bequemer Kleidung besser im Hause walten, sich freier bewegen. Eine echte deutsche Hausfrau, liebte sie zwar Gastfreundschaft und Geselligkeit, doch hatte sie eigentlich nur Sinn für ihren Mann und ihre Wirthschaft und ging in Beiden auf. Fast nie hat sie Sanssouci verlassen. Mit Niemand machte sie Umstände; war ihr ein Besuch willkommen, so empfing sie ihn herzlich, ihr missliebige Personen, wären es auch Fürsten oder Rothschilde gewesen, hielt sie sich vom Halse und liess sie oft mit den Worten abspeisen, heute empfinde sie nicht. Ohne geistreich zu sein, war sie von sehr natürlichem Verstande, was indess nicht ausschloss, dass ihr Mann sie einst beim Kaffee mit zwei Ehrendamen überraschte, als gerade die kleine Gesellschaft den damals aufgekommenen Psychographen über eine spielende Hof-Intrigue befragte. Ob Lenné die beiden Gräfinnen bestrafen wollte, oder ob er wirklich ungehalten über die Theilnahme seiner Frau an derartigem Hokusfokus war, kann ich nicht entscheiden; kurz er nahm sie beim Arm, befühlte ihre Stirn und sagte dann in ruhigem, sie tief bemitleidendem Tone: „Liebes Fritzchen, ich mache Dir zur Pflicht, Dich

ruhig ein Stündchen in's Bett zu legen, dann erst werde ich sehen, welche Massregeln ich zu ergreifen habe.“

Fritzchen plauderte gern und kannte, da viele Honoratioren sie besuchten, fast alle Geschichtchen, die in Hof- und höheren Stadtzirkeln passirten. Aber bei aller Sucht nach Neuigkeiten wusste sie doch jedes ihr anvertraute Geheimniss streng zu bewahren, und man konnte sich strikte auf sie verlassen. Wie wenig Frauen vermochte sie zu schweigen, auch war sie überaus diskret, nie drängte sie sich in Jemandes Angelegenheiten ein. Freisinnig — wohlverstanden, nicht etwa „deutschfreisinnig“ — in ihren Anschauungen hasste sie, gleich ihrem Manne, Bigotterie und Scheinheiligkeit. Kinder waren ihr nicht beschieden, sie pflegte vielmehr mit Sorgfalt zwei uralte, ihr von den Grosseltern überkommene Papageien, welche das Lenné'sche Ehepaar später noch lange überlebten: die grüne „Lore“ und der graue „Peter“. Beide verstanden zu sprechen, sie waren die enfants terribles des Hauses und plauderten als alte Plapperer oft garstig aus der Schule; nicht selten warfen sie auch, zum Staunen der Gäste, mit Insolenzen um sich, die direkt auf die Freunde des Hauses gemünzt waren. — Fritzchen starb mehrere Jahre vor ihrem Manne, und zwar buchstäblich aus Angst vor der Cholera. Lenné betrauerte sie tief, nie war diese überaus glückliche Ehe irgendwie getrübt worden.

Das unersetzliche Faktotum des Hauses, ein Original erster Klasse, ein sonderbarer Kauz, eine kugelrunde, kleine, aber untersetzte Figur war Karl, der Diener, ein immer brummiger, unzufriedener, sackgrober Leporello, aber unermüdlich thätig, grundehrlich und seiner Herrschaft mit Leib und Seele ergeben. Wer zählt die Jahre, in denen dieses In-

dividuum in der Familie das eigentliche Imperium führte, welches er auch dadurch dokumentirte, dass er, sich stets mit seiner Herrschaft identifizirend, regelmässig über Alles, was daheim geschah, majestätisch im Plural sprach: „wir haben beschlossen“, „wir werden überlegen“, „wir werden ein Auge zu-drücken“ etc. Er selbst behauptete von sich, dass er wie ein bunter Hund in ganz Sanssouci bekannt sei. Karl war die leibhaftige Parodie seines Herrn, nur mit dem Unterschiede, dass er ein ganz entgegengesetztes Naturell hatte, besonders ein gottloses, nichts schonendes Mundwerk. Er war von seinem eigenen Werthe so überzeugt, dass er aussprach, Alle, die ihn kannten, schätzten und liebten ihn auf's Höchste. Hoch und Niedrig liessen sich ein gutes Stück deutscher Derbheit von ihm gefallen, denn man kannte ihn und setzte Vieles auf Rechnung seiner eigenthümlichen Persönlichkeit, gerade so wie man solche bei Lenné zu berücksichtigen wusste. Ultrakonservativ in seiner politischen Färbung, wurden Karl's Ohren puterroth und seine Kinnbacken gingen auf und nieder, sobald nur das Wort Demokrat geflüstert wurde. Oft äusserte er den bescheidenen Wunsch, mit einem damals vielgenannten Demokraten einmal so ganz allein im grünen Walde verkehren zu können, dem wolle er schon zeigen, wo Bartel den Most hole.

Die naive Dreistigkeit dieses Menschen, selbst gegenüber Königen, Fürsten und Würdenträgern, kann wohl nicht besser als durch folgende prägnante Szene charakterisirt werden. „Was hast Du da draussen für einen Wortwechsel?“ fragte Lenné den Bedienten einst, als dieser die Suppe auf den Tisch setzte, an welchem ein paar Freunde soeben Platz genommen. „Ach was!“ antwortete Karl, noch ganz ärgerlich, „vor der Thüre steht der König, will zum

Friedensgarten, hat aber den Schlüssel vergessen; da schreit nun der Adjutant in die Küche hinein: „Karl, Karl, spute Dich, ganz schnell den Friedensgarten aufgeschlossen, Majestät warten!“ — „Nun, Sie sehen doch, sage ich, dass ich die Terrine in der Hand habe, sage ich; ich kann doch die Terrine nicht wegschmeissen, sage ich; so viel Zeit wird ja noch übrig sein, dass ich die Suppenterrine erst hineintragen kann, sage ich.“ Ja, ja, der König hat's gehört; er war, wie immer, auf meiner Seite, denn er meinte: „Lassen Sie den Karl nur gehen, mit dem zieht man doch immer den Kürzeren.“ — „Mach', dass Du fortkommst,“ rief Lenné dem Grobian zu, ihn zur Thüre hinausschiebend; „beeile Dich, aufzuschliessen.“ Dann bedeutete er seine Gäste, dass ein solcher Tollhäusler nicht zum zweiten Male im ganzen preussischen Staate aufzufinden sei.

Genannter alter Frehse, der geschwätzig fortwährend den Ruhm seines Herrn verkündete, und die alte Köchin, ein Küchendrache wie er im Buche steht, eine Kuchenbäckerin erster Grösse, ohne Erbarmen mit den unter ihr stehenden Hausmädchen, gleichfalls aber durch und durch zuverlässig und ihrer Herrschaft attachirt, sollen nicht speziell kritisirt werden, denn sie gewähren wenig psychologisches Interesse, erwähne ich ihrer doch nur, weil sie mit dem Lenné'schen Hause wie verwachsen erschienen.

In den späteren Jahren unseres Direktors gestaltete sich der gesellschaftliche Verkehr bei ihm anders, als er bis dahin gewesen. Nach dem Tode Fritzchens war, um dem Wittwer die Wirthschaft zu führen, eine unverheirathete siebzigjährige Schwester vom Rhein zu ihm beschieden worden; der sehr ehrbare Charakter Fräulein Gretchen's schloss dennoch eine fortwährende, kleine, häufig drollig erscheinende

Spannung zwischen Bruder und Schwester nicht aus. Gretchen hatte es an sich, sehr viel zu hofmeistern; auch schien die entschieden konservativ-liberale Gesinnung unseres Freundes nicht ganz nach ihrem altjüngferlich-kirchlichen Geschmack; sie war urkatholisch, zog daher ihre Glaubensgenossen unter den Freunden ihres Bruders, der in religiösen Dingen unbedingt Parität walten liess, den übrigen Gästen vor. Ein Pfarrer war täglich im Hause; Früchte und frische Blumen wurden stets in seine Wohnung getragen, ja, er erhielt sogar mehr als nöthig und thunlich Geldunterstützung für seine Armen!

Da nun das Leben im kleinen Hause nach dem Tode Fritzchen's und bei zunehmendem Alter Lenné's nach und nach ein stilleres wurde, ausserdem der Pfarrer das Regiment im Hause führte, so war die oben angedeutete, oft komische Missstimmung das Resultat der veränderten Verhältnisse. Dennoch liebten und achteten sich die Geschwister von ganzem Herzen. Gewöhnlich hörte Lenné alle Lehren, die er objektiv von dem Gesichtspunkt seiner Schwester aus respektirte, trocken an, nickte mit dem Kopfe dazu, that aber nicht das Geringste von dem, was ihm zugemuthet wurde. Da sollte er die „Kölnische Zeitung“ abschaffen, denn die „Kölnischen Blätter“ seien eine viel segenbringendere Lektüre; da sollte er öfter nach der Kirche gehen, sollte nicht zu intim mit seinen protestantischen Freunden verkehren, sich vielmehr noch enger an die guten Reichenspergers anschliessen; alle diese Desiderata gingen spurlos an ihm vorüber. Wurden ihm die Wünsche zu lästig, dann hatte er zuletzt eine spitzige Antwort in der Tasche, die aber stets mehr den Charakter der Abwehr, als den der Zanksucht an sich trug. Geradezu uroriginell war das Verhältniss dieser eingenisteten

geschwisterlichen Kontradiktionen bei nichtssagenden Kleinigkeiten. „Peter,“ sagte einst Gretchen, als Lenné vergessen hatte, die Serviette bei Tische in's Knopfloch zu stecken, „Du hast Dich ja ganz mit Erbsensuppe besudelt.“ „„Das habe ich mit Absicht gethan,““ war die lakonische Antwort. Ja, ja! sein Fritzchen vermisste er immer, war es doch mit ihm ein Herz und eine Seele gewesen, von so ganz anderem Schrot und Korn als Jungfrau Margarethe; das machte ihn oft unbewusst ungerecht gegen die Schwester, die, für sein Wohl besorgt, ihm doch zärtlich zugethan war.

Ein sehr alter Bruder, gleichfalls von klerikaler Anlage, ein Biedermann wie Lenné, kam hin und wieder von Koblenz zum Besuch; sein Einfluss auf unsern Freund war natürlich, wie man sich denken kann, Null.

Noch möchte ich beim Abschlusse dieser Lenné-niana eines nicht uninteressanten Umstandes gedenken, dass nämlich die Lenné's und die Beethoven's eine kleine Koterie in Bonn gebildet hatten. Unser Gärtner wusste viel vom kleinen Ludwig zu erzählen und behauptete sogar, dass der grosse Musiker ihm später in Wien anvertraut, wie er Niemand auf der Welt so lieb habe, als sein Peterchen, auch in seiner Taubheit keinen Menschen besser als diesen verstände.

Lenné starb in hohem Alter; sein Tod war ebenso glücklich wie sein Leben. Gelitten hat er nicht; wenige Tage nur war er krank, dann schlief er sanft und ruhig ein, betrauert von seinem Könige, seinen Verwandten, Freunden, Untergebenen, Dienern und zahlreichen Armen, die ihn als ihren Wohlthäter beweinten. Bis in's späteste Alter hinein war es ihm vergönnt, thätig zu bleiben, und er erfüllte noch zu-

letzt mit äusserster Gewissenhaftigkeit seine Pflicht als Beamter und Mensch.

Was aus dem gastlichen Hause geworden und wer es jetzt inne hat, kann ich dem Leser nicht melden; weit von meiner Heimath lebend, gedenke ich jedoch oft als angehender Greis in einsamen Stunden mit Freude und Dankbarkeit des in ihm früher waltenden väterlichen Gönners, der Frau Fritzchen, der sonstigen es einst bewohnenden Leutchen und der überaus glücklichen Zeit, so ich als Kind, Jüngling und Mann darin verlebt habe.

Zum Schluss noch ein Zeugniss für die Vortrefflichkeit unseres Freundes, dass für Viele gewiss nicht ohne Wirkung sein wird:

Fünfundzwanzig Jahre sind es jetzt, dass ich kurz vor Lenné's Tode, und zwar zur Zeit des sogenannten parlamentarischen Konflikts, eines Abends nach einigen in seinem Hause froh verlebten Stunden von Potsdam nach Berlin zurückfuhr. „Das war noch gut abgepasst,“ sagte schmunzelnd ein Herr, der hastig im letzten Augenblick vor der Abfahrt in's Kabrioletcoupé sprang, eine schwarzlederne Mappe auf den uns trennenden Mittelsitz warf und mir eine Cigarre anbot, während er sich selbst eine anzündete. In sehr gemüthlicher und lebendiger Art fing er dann eine Konversation an; bald kam auch die Rede auf Lenné, nach dem er sich, als er von meiner Freundschaft mit diesem hörte, theilnehmend erkundigte. Er kennzeichnete ihn als einen jener preussischen Beamten, die ganz und gar von ihrem Berufe erfüllt seien, ganz darin aufgingen und als wahre Chefs an der Spitze ihrer Verwaltung ständen. „Sie vergessen Alles,“ meinte er, „über ihrer Pflicht. Der alte Junggeselle Kriegsminister von St . . . h . . . z. B. liess sich, um nur nicht zu viel Zeit bei der Tafel zu ver-

lieren, das grobe Kommiss-Mittagessen aus der nahe-
liegenden Kaserne holen, es neben seinen Schreib-
tisch stellen, und ass es, ohne auf die Reihenfolge
der Gerichte zu achten oder seinen Irrthum gewahr
zu werden, aus der Militärmenage in verkehrter Ord-
nung vom Kompot bis zur Suppe im Galopp hin-
unter.“

Ich lachte herzlich. Manches andere Spasshafte
noch, das mein Fahrkamerad in anziehendster Weise
zu meiner Ergötzung zum Besten gab, ist mir bis
heute im Gedächtniss geblieben; auch, dass mir die
Stunde Wegs von Potsdam bis Berlin wie im Nu
verging. Beim Aussteigen auf dem Perron des Bahn-
hofs wünschten wir uns gegenseitig einen guten
Abend; dann machte sich mein Gesellschafter flugs
davon. Ich aber blickte dem Forteilenden noch ein
Weilchen nach; ich kannte ihn wohl, es war — —
Herr v. Bismarck.

Meine Beziehungen zu Leopold v. Ranke.

Da es Grosssprecher giebt, die von jedem bedeutenden Menschen als ihrem, womöglich speziellen Freunde reden, weil sie glauben, sich durch ein solches Gebahren heben zu können, auch wohl vermuthen, dass das, was ihrem Wesen an geistigem Inhalte abgeht, nun hierdurch von den Menschen als bei ihnen vorhanden vorausgesetzt wird, möchte ich nicht in den Verdacht gerathen, von ihrer Art zu sein, wenn ich hier mit kurzen Worten die nahen Beziehungen schildere, in welchen ich zu Leopold v. Ranke stand. Ich bitte vielmehr den Leser, sich zu vergewissern, dass ich mein Beginnen nur darum für erlaubt halte, weil ich bei der Fluth von Apologieen, die sich wohl jetzt über den grossen Mann ergiesst, und wahrscheinlich noch lange ergiessen wird, auch eine Seite in Ranke's Charakter anschaulich machen und kundgeben möchte, die vielleicht von Niemand ausser von seiner Familie so vollständig erkannt und gewürdigt werden konnte, als gerade von mir.

Meinen Namen nenne ich daher nur der verehrlichen Redaktion, da er ohnedies von keinem Interesse für die Oeffentlichkeit sein dürfte.

Ich bin ein zweiundsechzigjähriger Mann, mein Leben, halb in Krankheit verbracht, ist von frühester

Kindheit an mit dem Namen Ranke innig durchwebt und bis zu seinen letzten Tagen blieb ich mit dem jetzt Verklärten in traulicher Verbindung auch von weitester Ferne aus. Bei der ihn zuletzt ganz einnehmenden Beschäftigung mit seinem gigantischen Werke fand er dennoch Zeit, immer wieder meiner unbedeutenden Persönlichkeit zu gedenken, wenn er auch freilich selbst ausgesprochen hat, dass er mich wie ein Glied seiner Familie betrachtete.

Ich sehe in Gedanken den Dahingeschiedenen in der für mich grauen Zeit meiner ersten Kindheit im väterlichen Hause mit Hegel, A. W. Schlegel, dem alten Schadow, den Gebrüdern Tieck, Marheineke, Schinkel, Beuth, Rauch, Thorwaldsen, Begas, Wach und anderen geistigen Koryphäen jener Zeit; desgleichen als Stammgast im engen Familienkreise bei meiner Tante, der Frau v. Waldenburg, wo er, von meiner geistreichen, früh dahingeschiedenen, ihm sehr theuren Cousine Eveline v. W. mit höchstem weiblichen Enthusiasmus als ihr Ideal bewundert, ja schwärmerisch verehrt wurde. (Vor noch wenigen Wochen erinnerte er sich, nach fünfundfünfzig Jahren, des seltenen Mädchens.) Immer belebte und belehrte er, geistig prädominirend, diese und alle Zirkel, die er mit seiner Gegenwart beglückte.

In einer zweiten Epoche meines Lebens versetze ich mich nach Paris — es war die Zeit Louis Philipp's —, wo Ranke viele Male weilte; die Bibliothek der Rue Richelieu konnte er nicht entbehren. Da sehe ich ihn stehen vor der Büste der Rachel, die soeben nach dem lebenden Original von meinem Vater angefertigt wird. Er macht als feiner Physiognomiker während der Sitzung den Bildhauer auf dieses und jenes Charakteristische im Ausdruck des edlen Gesichts aufmerksam. Als dann die grosse Tragödin

das Atelier verlassen, giebt er unter Freunden sein Urtheil über sie als Künstlerin ab: „Dieser Mund ist nur zum Entsetzen gemacht,“ aber dann ist seine Rede vollendet. Zum Erstarren ist's, wenn sie mit dämonischem Gejauchze als Maria Stuart schreit: „J'ai poussé le poignard dans le coeur de l'ennemi.“ Sanftere Gefühle, wie die im letzten Akte des Trauerspiels, wo die Seele der zum Tode Verurtheilten schon halb in jenen seligen Gefilden schwebt, die liegen ihrem Wesen fern. Immer wieder tritt eine Bitterkeit bei ihr hervor, die sie nicht zu überwinden vermag und welche doch durch die von Melvil bereits erhaltene Absolution verbannt sein sollte. „Doch,“ fügte er als objektiver Historiker scherzhaft hinzu, „sie ist ja Jüdin und berechtigt, keine ausschliesslich christlichen Gefühle zu hegen.“

Ich stand mit ihm auf Notre-Dame; lange sah er gedankenvoll auf das unermessliche Häusermeer zu seinen Füßen hinab, dann sprach er: „Diese einzige Stadt hat das ganze, grosse Deutsche Reich bezwungen,“ und wieder verharrte er, ohne mir seine prophetischen Gedanken mitzutheilen, in bangem Schweigen. Kurz vor seinem Tode noch erinnerte ich ihn brieflich an jene Stunde und jenen Ausspruch, indem ich an sein unglaubliches Gedächtniss appellirte; er bestätigte mir, dass er sich des damaligen Augenblickes noch gar wohl entsinne.

Dabei war er auch schon dazumal so lieb, so gut, so überaus kindlich. Lange kursirte z. B. in meiner Familie die kleine Anekdote, wie er in grösster Unschuld und Unschlüssigkeit meinen Vater über einen sehr wichtigen Fall konsultirte, ob er nämlich zum Diner bei Guizot die schwarz- oder die grünseidene Weste anzulegen hätte; ich sehe ihn noch wie heute in seiner Wohnung, Hôtel des étrangers, rue Vivienne,

wo wir ihn gerade besuchten, zweifelhaft darob in seinem Zimmer auf und ab gehen.

Und wieder eine neue Epoche zeichne ich auf, in welcher er mit Felix Mendelssohn, Meyerbeer, Schönlein, Jenny Lind, Spohr, Reumont, Werder und anderen Zelebritäten in meinem väterlichen Hause verkehrte.

In diese Zeit seiner besten Mannesjahre fällt seine Heirath. Die Gattin, die er sich erwählt, eine Engländerin, war für Alle, die sie kannten, das Bild vollendetster Weiblichkeit und blieb bis zu ihrem Ende — viele Jahre des Lebens war die stille Dulderin gelähmt — nahe Freundin meiner Mutter. Eine Energie ohne Gleichen, ebenbürtig der ihres Gatten, wenn auch in ganz anderen Sphären, charakterisirte den Geist des unvergleichlichen Individuells dieser edlen Frau. Vom Schmerzenslager aus leitete und bildete sie ihre Umgebung sowohl wie Abwesende und nahm, selbst als Bewegungslosigkeit der Gliedmassen eingetreten war, noch den lebhaftesten Antheil an allen künstlerischen, wissenschaftlichen und politischen Angelegenheiten.

Nach der Schlacht von Königgrätz, welche mit Begeisterung von ihr begrüsst wurde, sandte sie dem Verfasser ein preussisches Fahnenlied, welches dieser als Musiker ihr zu komponiren hatte, eine Aufgabe, der sich der Begünstigte natürlich bereitwilligst unterzog. Als die Komposition ihr gelungen erschien, wurde sie dann in Frau v. Ranke's englischer Uebersetzung nach England an die Verwandten zur sofortigen Verbreitung gesandt. Der Autor genoss ausserdem, beiläufig gesagt, den Vorzug, viele seiner Lieder durch diese hochverehrte Gönnerin zu seiner Freude in's Englische übertragen zu sehen.

An seinen Kindern erlebte Leopold v. Ranke

nur Freude und Glück. Ein Geistlicher, ein Soldat und eine edle Gutsfrau, alle Drei Muster in ihrer Lebensthätigkeit, wie in ihrem Verhalten zu Vater, Mutter und Freunden, sind, bis zum späten Lebensabend, des Verewigten Stolz und Zier geblieben.

Vor ungefähr achtzehn Jahren verlor er die Gemahlin, wodurch das arbeitsreiche Leben des Gelehrten, da auch seine Kinder ihrem Berufe gemäss die Wohnung der Eltern bereits nicht mehr theilten, nun ein bei weitem einsameres und stilleres wurde. Die Gesellschaften in seinem Hause, denen Frau v. Ranke zwar krank, aber auf ihrem Fahrstuhl, oft sogar in liegender Stellung auf dem Sopha, immer aber mit Theilnahme beigewohnt hatte, sie hörten jetzt auf; Ranke zog es vor, von nun an bei alten Freunden in traulichem Gespräche einige Stunden ausser seinem Hause zu verbringen. Da gedenke ich denn der kleinen Diners bei meiner seligen Mutter, die als Wittwe sich ihre Existenz in einem sehr leidenden Zustande dadurch zu verschönern suchte, dass sie von Zeit zu Zeit einen intimen Zirkel geistvoller Menschen um sich zu versammeln wusste. Ranke fehlte fast nie. Unvergesslich werden mir die objektiven Philip-piken sein, deren Zeuge ich als Theilnehmer an diesem heimlichen Kreise gewesen bin. Der Historiker beherrschte jede Materie. Zum Staunen aller Anwesenden war er in allen Gegenständen so zu Hause, wie vielleicht nur Humboldt bisher. In beredten Worten wusste er auf jedes Thema, welches berührt wurde, einzugehen, sei es nun, dass Werder über Dramaturgie, H. Grimm über Renaissance, Helmholtz über eine neue Erfindung in der Akustik oder Optik, P. Reichensperger über Protestantismus und Katholizismus, Förster über Astronomie, Otto Bähr oder Adolf Stölzel, die berühmten Juristen, über römisches

Recht, A. Reichensperger über Architektur, Lenné, der Gärtner, über neue botanische Erzeugnisse, Taubert und Ehlert über Wagner die nie ausbleibende Diskussion zu eröffnen begannen. Von jeder Sache hatte er eine grosse Anschauung, so recht aus dem Vollen gegriffen, frei von Kleinlichkeit, durch und durch interessant, noch viel öfter aber unterrichtend für Alle, die zuhörten oder widersprachen. Ich hatte dann oft das Glück, ihn über Vieles interpelliren zu dürfen, eine, wie man sich denken kann, unersetzliche Belehrung für die Schule eines vielgeprüften Lebens.

Als auch diesen geistigen Genüssen, zum Nachtheil für Jeden, der daran Theil nahm, dadurch ein Ziel gesetzt wurde, dass der Zustand meiner Mutter sich durch eine steigende allgemeine Schwäche verschlimmerte, so dass sie keines längeren gesellschaftlichen Beisammenseins mehr fähig war, da konnte man Ranke oft nach seinen täglichen Thiergartenpromenaden, die er wohl während seines ganzen Lebens sogar in Wind und Wetter unternommen — sein eiserner, gesunder und doch scheinbar schwächer Körper trotzte derartig jeder Temperaturveränderung, dass unser gemeinsamer Arzt, Geheimrath Romberg, äusserte: „Ja, wenn der Mann doch nur einmal einen Schnupfen bekäme!“ — am Bette der alten Jugendfreundin theilnehmend sitzen sehen, mit ihr fühlend, aber immer ermuthigend, aufheiternd, nie klagend, nie sie deprimirend, ein echter Freund im wahrsten Sinne des Wortes. Vergingen einmal zufällig ein paar Tage mehr als gewöhnlich, ohne dass ich ihm vom Zustande der Patientin Nachricht gegeben hatte, da konnte ich sicher auf berechtigte Vorwürfe rechnen; sie blieben nicht aus.

Am 18. Juli 1870, dem denkwürdigen Tage der französischen Kriegserklärung und der Proklamation

der Infallibilität, wurde mir, hart an der französischen Grenze inmitten des militärischen Lärms, ein Sohn geboren. Wer hätte besser Pathe eines solchen historischen Kindes sein können, als Ranke? „Viktor muss er heissen,“ war sein Befehl, „denn unter allen Umständen wird Deutschland aus dem bevorstehenden Kriege als Sieger hervorgehen.“

Nun bin ich in der Aufbewahrung mir theurer Manuscripte von penibler Sorgfalt; wie aber der Brief von Ranke, den ich damals von ihm empfang, und der mir überdies ein Heiligthum war, dennoch verloren gegangen ist, bleibt mir ein nicht zu lösendes Räthsel. Viele Tage lang habe ich oft danach gesucht, niemals das Kleinod wiedergefunden, es muss mit einem Packet für mich kostbarer Autographen bei damals durch den Kampf veranlasster schleuniger Abreise und einem Einpacken über Hals und Kopf, wo vieles für mich Werthe verschwand, abhanden gekommen sein. Gern hätte ich aus ihm citirt.

Wieder ein neuer Zeitabschnitt trat in meinem Verhältnisse zu Ranke ein: der Tod meiner Mutter erfolgte. Ranke übertrug von nun an die ganze Anhänglichkeit, die ihn von jeher an die Familie W. gefesselt, auf mich allein. Stets nur vierzehn Tage, höchstens drei Wochen vergingen, so sass er regelmässig bei uns am Mittagstischchen mit den Freunden, die ich zu meinem Glücke mir vom elterlichen Hause her erhalten hatte. Viele Jahre lang setzten wir diese Zusammenkünfte fort, welche die Befriedigung und die Würze meines Lebens bildeten; hatte ich sie doch pietätvoll gleichsam als Vermächtniss von Vater und Mutter übernommen. Es ging dabei, wie ich bemerken muss, nicht etwa lukullisch zu, dies verboten schon meine beschränkten Mittel: ein guter Braten, dazu ein gutes Glas Rothwein, das war Alles.

Wenn wir dann so oft unter uns, oftmals nur zu Vieren: Ranke, ein Zweiter, meine Frau und ich, beisammen sassen, dann hörten wir ihn von der Leber weg sprechen, dann konnte man ihn geniessen und seine ganze Geistes- und Herzensfülle ahnen lernen. In so traurem Kreise hat vielleicht den unvergleichlichen Mann ausser seiner Familie Niemand als ich zu beobachten die Gelegenheit gehabt.

Bei diesen Zusammenkünften wurden dann auch häufig die wichtigsten politischen Angelegenheiten sans gêne besprochen und Ranke weissagte dabei wiederholt Gang und Entwicklung grosser politischer Fragen ganz so wie sie später ihre Lösung thatsächlich gefunden haben. So hat Ranke auch in Betreff der Infallibilitätserklärung in seiner Voraussagung Recht behalten. Ein berühmter Katholik — ich weiss nicht, ob es mir erlaubt wäre, seinen Namen zu nennen — behauptete ihm gegenüber, das Konzil würde die Unfehlbarkeit nicht beschliessen, und soweit sein eigener Einfluss ginge, wolle er ihn in Rom dazu verwenden, dass dieser unheilvolle Akt nicht stattfände. Ranke antwortete in meiner Gegenwart ruhig, aber kopfschüttelnd: „Na! na! wir wollen abwarten, was geschieht.“

Nicht möchte ich vergessen, wie nach eingenommener kleiner Mahlzeit es zu des Dahingegangenen besonderen Genüssen gehörte, wenn Taubert sich an's Klavier setzte und phantasirte. Dann legte er den Kopf mit geschlossenen Augen wie ein Träumender zurück und war bewegungslos, bis die letzten Töne verklungen waren. Er meinte, die musikalischen Improvisationen wären seit Hummel immer mehr aus der Mode gekommen, und man müsse Taubert hoch ehren als einen letzten Repräsentanten dieser halb verlorenen Kunst.

Noch gedenke ich der Freude, welche ich empfand, als er mir aufgab — phantasiren auf dem Piano war meine Force nicht —, ihm für unser nächstes Zusammenkommen ein in der Studirstube erfundenes Stück zu komponiren. Ich versuchte mich darauf in einem Streichquintett, welches ich ihm dedizierte. Joachim, der mir bereits öfter das Vergnügen bereitet, meine Quartette zu spielen, erbot sich auf das Liebenswürdigste, mit Unterstützung seiner bewährten Mitspieler, Ranke die Arbeit vorzuführen.

Er war bereits achtzig Jahre, als er, mit dem ihm eigenthümlichen Gange: die linke Hand in die Hüfte gestemmt und nach dieser Seite hin den Körper geneigt, verabredeter Weise Morgens in meine Wohnung trat, die ihm dargebrachte Gabe entgegenzunehmen und ihrer meisterhaften Produktion zu lauschen. Später unterhielt er sich, nachdem das Musikstück exekutirt war, mit Joachim darüber in geistreicher Art. Dankbar gedenke ich der Ehre, die er mir erwies, indem er dann die Partitur auf den Arbeitstisch seines Bibliothekzimmers als „ein ihm liebes Opus“ niederlegte.

Halte man mich nicht für eitel, wenn ich noch des Tages Erwähnung thue, wo Ranke zum letzten Male mich mit seinem Besuche beehrte. Es war an einem Geburtstage des Verfassers in seinen fünfziger Jahren. Wider Gewohnheit hatte meine Frau mir zur Ueberraschung einige Freunde mehr als sonst üblich an den knappen Tisch geladen; ich sollte bei meiner stets wachsenden Nervenkrankheit erheitert werden. Unter den Gästen nenne ich als dem Altmeister besonders werth zwei Frühverstorbenen, den Historiker und Professor an der Kriegsschule, Richter, und den wenig bekannten Richard Bürde, der, ohne seine Geschichte Spaniens, welche Ranke's ungemeines In-

teresse erregte, zu vollenden, gleichfalls aus dem Leben schied; es waren Lieblingsschüler des Meisters, zu welchen er, so oft er ihnen begegnete, scherzhaft äusserte: „Mit so schlechten Historikern gebe ich mich nicht ab.“ Auch meine Jugendfreunde Theodor Fontane und der Maler Julius Schrader, der uns das herrliche Porträt Ranke's in vollendetster Charakteristik gab,*) mein erblindeter Freund, der bekannte Dr. Lehmann aus Hamburg, der glühende Verehrer unseres Historiographen, der nämliche, dem wir so viele gediegene Uebersetzungen englischer Philosophen verdanken, mein theurer, so hochverehrter Gönner Viktor Hehn, Hermann Grimm und einige Andere waren unter den Theilnehmern. Im grünen Halbdunkel, denn die Anwesenden mussten sich spärliche Beleuchtung meiner geblendeten Augen wegen gefallen lassen, erhob zuletzt Ranke das Glas; es war gefüllt mit einem alten französischen Wein, Jurançon genannt. Der wurde nur getrunken, wenn der Vielgefeierte kam, er hatte ihn als das non plus ultra allen Rebensafts erklärt. In früheren Jahren, bei einem Aufenthalt in den Pyrenäen, waren einige Flaschen dieses uralten Labetranks von meiner Mutter erhascht und von dort mit nach Deutschland genommen worden. Dieser Wein existirt jetzt nicht mehr, die Reben von Jurançon waren, wie die von Madeira, durch die Wurzelkrankheit gänzlich vertilgt worden und schon seit langer Zeit wird dort Cochenille gebaut, wo einst der herrliche Wein hunderte von Jahren hindurch das menschliche Herz erfreut hatte.

Jetzt hielt der Greis dieser edlen Flüssigkeit letztes Glas, und zwar aus der letzten übrig geblie-

*) Dieses Bild bestimmte Ranke bei seinen Lebzeiten für die Nationalgalerie, ein Entschluss, der vom Kreise seiner näheren Freunde auf's Freudigste begrüsst wurde.

benen Flasche in seiner Hand: „Unser W. soll leben, mein alter W., er muss uns wieder ganz genesen!“ Und mit thränenden Augen erlaubte ich mir, den Redner zu umarmen. Wenn ich nun stolz dieses Augenblicks gedenke und darüber zu berichten wage, so verarge man es mir nicht, war es doch Ranke, der obige Worte sprach, und zwar bei seinem letzten Weilen in meiner Wohnung, denn von nun an kam der Hochverehrte nicht mehr zu uns, er hatte beschlossen, ausser zu seinen Promenaden das eigene Haus fürder nicht mehr zu verlassen, der Geselligkeit zu entsagen, sich nicht mehr zu zerstreuen, um alle Kraft und Aufmerksamkeit der Arbeit zu widmen, die dann die Welt in Staunen setzte ob ihrer Grossartigkeit und nie dagewesenen Auffassung. Er hatte aber gern, wenn ich ihn Abends hin und wieder in seiner Bibliothek besuchte; regelmässig fand ich mich jede zweite Woche daselbst ein, und zwar mit meiner Frau, die er ganz besonders in sein Herz geschlossen. Dann mussten wir ihm von diesem und jenem erzählen, ein Stündchen ging wohl darüber hin, er aber schickte uns als klügere und bessere Menschen heim. Oefter zog er sich während der Unterhaltung einen Augenblick zurück, kam dann mit einem seiner Werke, wie z. B. „Briefwechsel des Königs Friedrich Wilhelm IV. mit Bunsen“, „Wallenstein“, „Savonarola“ wieder und legte es lächelnd und ihr die Haare streichelnd in die Hände meiner Frau, nachdem er, um sie glücklich zu machen, mit eigener Hand hineingeschrieben: „Frau Cl. W. vom Freunde Ranke.“

Bei dieser Gelegenheit möchte ich doch einige Bemerkungen Ranke's wiedergeben, welche er gewohnheitsgemäss mit einflocht, sobald er ein solches Geschenk übergab.

„Friedrich Wilhelm IV. ist ein Mensch gewesen,

wie er erhabener in seiner Art vor ihm niemals lebte und nie wieder erscheinen wird; sein ungemeiner Werth jedoch ist ein so eigenthümlicher, dass er nur Wenigen, sehr Wenigen verständlich sein kann.“

Merkwürdig werden es Geschichtskundige finden, dass er bei Einhändigung seines „Wallenstein“ den „Dreissigjährigen Krieg“ und den „Abfall der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung“ als das Vollendetste erklärte, was Schiller nach seiner Meinung geschrieben. Möchten sich die Achselzucker über den zweifelhaften historischen Werth dieser grossen Schriften, insofern es ihnen beliebt, den von mir verbürgten Ausspruch notiren.

Goethe's Urtheil über Savonarola, welches wir in seinem „Benvenuto Cellini“ finden, tadelte Ranke mit nackten Worten als ungerecht und partiisch. „Der Liebling Lorenzo,“ meinte er, „wurde auf Kosten des Mönchs in's Licht gestellt.“

Jeden Sonntag Nachmittag empfing Ranke eine Visite seines Bruders, des Direktors am Friedrich Wilhelms-Gymnasium. Dieser las ihm dann regelmässig aus lateinischen und griechischen Klassikern vor, besonders aus Sophokles und Aeschylus, sie hatten es so mit einander verabredet. Dem speziellen Philologen ordnete sich bei der Lektüre der Historiker unter. „Was haben wir uns jeden Sonntag immer gross zu erzählen?“ hatte Ranke senior gefragt, „da wollen wir lieber beisammen sein und zu gleicher Zeit etwas Nützliches vornehmen.“ Dann später theilte er mir mit: „Das sind herrliche Stunden, der Mensch muss sich aber auch einmal laben und erholen.“

Meine oft zur Unerträglichkeit sich steigernden körperlichen Beschwerden bewogen mich, nach vielem Hin- und Herschwanken und geistigen Kämpfen, im

Alter noch Freunde und Heimath zu verlassen und auf den Rath geprüfter Aerzte nach Italien übersiedeln. Wollte ich überhaupt, wie es mir doch dringendes Bedürfniss war, noch das Geringste in meiner Kunst zu Stande bringen, so schien der Wohnsitz in einem milderen Klima für mich unerlässlich. Seit neun Jahren weile ich nun hier; im Norden wäre wohl schon über mir eine Decke von Eis und Schnee.

Wenn ich nothwendigerweise diese Privatverhältnisse berühre, die ja für die Oeffentlichkeit ohne den geringsten Reiz sind, wenn ich sogar kundgebe, dass ich hier vieles Leid erfuhr, unter Anderem den Verlust einer sechzehnjährigen Tochter zu betrauern hatte, so geschieht es nur, um auf Ranke Bezug zu nehmen, indem ich konstatire, wie dieser auch aus weiter Entfernung sich mir dann besonders näherte und durch tiefes Mitgefühl und tröstende Worte mich aufzurichten suchte. Lange Briefe schrieb er nie, dazu hatte er überhaupt keine Zeit, auch war ich darauf durch ihn beim Abschied bereits vorbereitet worden. Pflichtmässig lag es ihm ob, Anderes zu thun, als Durchschnittsmenschen zu unterhalten. Hatte ich ja doch in jedem Januar ein Stück seines „Ich's“ vor mir und theilte ich ja doch durch die Vertiefung in die regelmässig erscheinenden Doppelbände seiner Weltgeschichte den Genuss einer nie dagewesenen Belehrung mit der ganzen zivilisirten Menschheit. Und dennoch hat er mich gewürdigt, mir dann und wann eine Korrespondenzkarte zu schreiben. In den ersten Jahren waren solche noch von seiner eigenen Hand, dann später, als seine Augen immer trüber wurden, nur mit seiner Namensunterschrift versehen, zuletzt von seinen Doktoren, denen er diktirte, aufgesetzt. Welche Freude für

mich, wenn so ein Blatt, stets liebevoll und immer wohlthuend, abermals aus der Louisenstrasse eintraf.

Er freute sich, ich möchte sagen, ebenso kindlich als ich selbst über kleine künstlerische Auszeichnungen, die ich davontrug und welche ja doch stets für empfängliche Naturen der Sonnenschein nach gewissenhaft gethaner Arbeit sind; mögen gleich Viele vorgeben, längst darüber hinweg zu sein; auch war er selbst, der doch gewiss durch zahlreiche Ehrenbezeugungen verwöhnt wurde, keineswegs unempfindlich für äussere Beweise von Anerkennung; Blasirtheit lag eben seinem ganzen Wesen fern. So zeigte er, um nur einen Fall anzuführen, stets mit innigem Vergnügen das ihm von der altehrwürdigen italienischen Gesellschaft der Luchse zu Rom verliehene, dem Gebrauche gemäss auf einer Kupferplatte sehr künstlich eingravirte Ehrendiplom, und dann mit Behagen es betrachtend, explizirte er den Freunden die Entstehung und das Wirken der *società*. Als der berühmte Direktor der königlich belgischen Musik-Akademie, zugleich der grösste lebende Musikhistoriker, Fr. Aug. Gevaert, mir schrieb: „Votre excellent travail sur le 1^r. volume de mon Histoire et théorie de la musique de l'antiquité a contribué puissamment à la diffusion de mon livre en Allemagne, où j'ai la vive jouissance de le voir aujourd'hui très apprécié,“ und dann noch als Erwiderung auf eine ihm von mir dedizirte Komposition die herzlichen Worte hinzufügte: „J'ai reçu et lu avec le plus vif intérêt votre Motet a Capella, et ce m'est un vrai plaisir de voir mon nom inscrit en tête de ces pages pleines de sentiment et remarquablement écrites,“ — als ich zu nämlicher Zeit einstimmig und unter ministerieller Sanktion zum Professor und Ehrenmitglied der königlichen Akademien zu Rom und Florenz ernannt

wurde, da war ich erst im Klaren mit mir selbst, dass ich solcher Auszeichnungen vielleicht nicht ganz unwürdig sei —, denn wie oft wirkt nicht das Lob und Beifall nach gewissenhafter Selbstkritik vielmehr drückend als erhebend auf uns —, als mir zufällig an ein und demselben Tage von den beiden Pour le mérite-Rittern, dem 90jährigen Historiker Ranke und 86jährigen Musiker Grell dieselben als „wohlverdiente“ erklärt und nun schriftlich besiegelt wurden. Bei Unliebsamkeiten dagegen hat oft sein Wort mich mir selber wiedergegeben.

„Grosse Sehnsucht“ empfand er, als ich ihm eine Schilderung der heiligen Klöster Vallombrosa, Camaldoli und La Verna schickte, „nach dem Vater Apennin“, und da er die Schrift meiner Frau erkannte, der ich diktiren musste, so grüsste er viele, viele Male die Hand, die sie niedergeschrieben!! Ein ander Mal schrieb er: „Unendlich freut es mich, Sie in der alten Hauptstadt der Welt beschäftigt und wenigstens den Umständen nach glücklich zu wissen.“

So besitze ich noch einen ganzen kleinen Zettelkasten seiner lebenswürdigen Aussprüche.

Meine Frau sah den geliebten Gönner noch einmal; sie musste eine Reise nach Deutschland unternehmen, während ich mit dem übrigen Theile meiner Familie in Italien blieb. Bei ihrem Erscheinen in Berlin fand sie Ranke, was wohl sehr selten vorkam, gerade unwohl, er war bettlägerig, dennoch empfing er sie und liess sich viel über uns berichten. Wohl ahnend, dass sie ihn nimmer wiedersehen würde, schloss sie ihn beim letzten Adieu noch innig in die Arme.

Ranke's neunzigster Geburtstag wurde gefeiert.

Aus den Zeitungen erfuhr ich die Liebe, die Verehrung, die hohen Auszeichnungen und alle An-

erkennung, die ihm zu Theil wurden. Er hatte ein vollendetes Leben hinter sich, auch ohne Abschluss seiner Weltgeschichte.

An dem Tage aber, an welchem so Viele sich um ihn drängten, wo König und Freund in gleicher Bewunderung seiner gedachten, da sass ich hier in Rom und liess die lange Spanne meines Lebens an mir vorüberziehen, mich daran erinnernd, was er mir gewesen und, wenn ich es sagen darf, ich rühmte mich im Stillen der Stelle, so auch ich in seinem Herzen ausgefüllt hatte.

Die Zeit der Ovationen sollte erst vorbei sein, Ruhe wollte ich ihm lassen, ehe ich ihm nun auch gratulirte. Dann erst schüttete ich ihm meine Seele aus, als er, lorbeermüde, sich wieder in's Arbeitszimmerchen zurückgezogen und Luft zu holen vermochte nach dem Erstickungsprozesse der ihn überwältigenden Gunstbezeugungen.

Mag dann der Brief, den mir seine hochverehrte Tochter als Antwort auf meinen Glückwunsch in seinem Namen und Auftrage schickte, als das letzte Dokument, das ich überhaupt von ihm besitze, hier eine Stelle finden, zu gleicher Zeit aber ein Beweis für den Leser sein, dass der Verklärte mir gut war, und dass auch Unsterbliche hin und wieder es nicht verschmähen, sich in dieser Welt mit Alltagsmenschen zu befassen.

Ich zitire:*) „Berlin, 22. Januar 1886.

Verehrter Herr!

Gestern las ich meinem Vater Ihren Brief vor, und er bat mich sofort, Ihnen zu ant-

*) Mit ausdrücklicher Erlaubniss der Frau Tochter L. v. Ranke's, welche diesen Brief „eine Bestellung“ ihres Vaters nennt.

worten, damit Sie durch mich etwas Ausführlicheres von ihm hören, als dies durch Zeitungen der Fall sein kann.

Vor Allem muss ich Ihnen sagen, dass Sie dem Vater mit Ihrem Briefe eine grosse Freude gemacht haben; er meinte, er hätte denselben an seinem Geburtstage vermisst, sei aber nun in seinem Studirzimmerchen, wohin er sich, wie Sie ganz richtig annehmen, wieder zu neuer Arbeit zurückgezogen hat, durch Ihren Brief in ebenso angenehmer Weise unterbrochen worden, wie früher durch Ihre Besuche. Er kann es immer noch nicht verschmerzen, sagt er, dass Sie Sich absentirt hätten, freut sich aber, dass Sie dann wenigstens in Rom seien. Es haben ihm die Bilder, die Sie aus der Vergangenheit vor seinem geistigen Auge entrollt, sehr wohlgethan, er dankt Ihnen für das darin enthaltene treue Gedenken. Es beruhigt ihn, dass es Ihnen in den Hauptsachen des Lebens, die Sie in Ihrem Briefe anführen, wohl ergeht und wünscht, dass Sie Sich auch körperlich wohler fühlen möchten. Er sendet seine Grüsse an Ihre von ihm so hoch verehrte Frau Gemahlin und hofft immer noch auf ein Wiedersehen auch in dieser Welt. Der Glückwunsch seines Pathen erfreute ihn herzlich, nimmt er ja überhaupt noch den regsten Antheil an dem Ergehen seiner Freunde. Mit seiner Gesundheit geht es, Gott sei Dank, über Erwarten gut, er geht zwar seltener und nur bei sehr gutem Wetter spazieren, aber er arbeitet noch immer Morgens von 10 bis 2 und Abends von 8 bis 1 Uhr, zuweilen sogar noch länger. Seine Arbeitskraft und sein Gedäch-

niss sind ungeschwächt. Wie Sie es sagen, so geht es auch mir: ich gehe nie von ihm ohne das Gefühl zu haben, als nähme ich etwas mit fort, als müsste ich nun besser und klüger sein. Die wenigen Wintermonate, die wir in Berlin verleben, nutze ich recht aus und bin so oft als möglich bei ihm, was ihm dann das Gefühl der Familienzugehörigkeit giebt, welches er sonst mehr entbehrt.

.
.

Die kleine Schrift über die Feier seines Geburtstages, welche er Ihnen gesandt hat, wird Ihnen wohl erzählt haben, dass der neunzigste Geburtstag zugleich der Tauftag des jüngsten Enkelchens war. Dies Ereigniss ist eine neue Freude und ein neues Glück für ihn.“

.
.

Bald darauf erhielt ich die Todesanzeige.

Dass aber der Entschlafene auch noch in ganz letzter Zeit mich nicht aus seiner Erinnerung gestrichen, das beweist mir ein ausführlicher Brief seines Sohnes, des Herrn Hauptmann v. Ranke, eine Antwort auf mein Kondolenzschreiben, in welchem sich folgender Passus befindet:

„Gerade in letzter Zeit war das Verhältniss zu Ihrer Familie noch vielfach Gegenstand meiner Gespräche mit dem Vater. Ich weiss ja, so zu sagen, von Kindesbeinen an, welches Interesse und welche andauernde Freundschaft er für Sie und die Ihrigen allezeit gehegt hat.“

Und nun zum Schluss möchte ich behaupten, dass alle Freunde — und es leben ja derer noch

viele —, die Ranke in meinem Hause gesehen und genossen, sich gewiss jener Stunden mit grösstem Wohlgefallen erinnern werden. Der Verblichene war der sanfteste, zuvorkommendste, nachsichtigste, mit einem Worte der liebenswürdigste Gesellschafter. Nicht allein der objektivste aller Menschen in seinen Werken, als einer der grössten Künstler aller Zeiten, war er ebenso objektiv im Umgange mit Allen, die das Glück hatten, ihm zu begegnen. Eine leise Satire war ihm oft nicht fremd, aber dann war sie wohl angebracht und hatte stets eine milde, schonende Beimischung. Am liebsten hörte er eine treffende Kritik von Anderen ausüben, der er dann nicht selten durch Kopfnicken seine Zustimmung ertheilte. Wenn von Historikern die Rede war, die ihre Parteianschauung in die Geschichte einzuschmuggeln suchten, dann konnte er böse werden und konsentirte gern dem, welcher solchem Treiben dem Zeitgeiste gegenüber zu trotzen vermochte und überhaupt nicht der vulgären Ansicht der „vox populi, vox Dei“ fröhnte.

Dass ich persönlich Grund habe, den Heimgegangenen also noch aus ganz anderen Ursachen zu betrauern wie die übrige Welt, das wird mir Jeder zugestehen, der diese Blätter, Ranke's wegen, mit einigem Interesse gelesen hat. Und wie jener Mann, selbst hundert Jahre alt, als er laut den Tod seines 130jährigen Vaters beweinte, damit von seiner Umgebung getröstet wurde, dass er ihn ja volle hundert Jahre besessen habe, antwortete: „Lasst mich weinen, denn ich habe meinen Vater verloren!“ so sage auch ich: „Lasst mich weinen, Ranke ist nicht mehr!“

Wenn es nun vielleicht für Diesen oder Jenen den Anschein haben sollte, als ob in diesen Zeilen

eine Saite mittöne, die wie Selbstlob erklingt, so bin ich in Verlegenheit, wie ich dem widersprechen soll. Schon dadurch, dass ich Ranke's Verhältniss zu mir, weil vielleicht Manchem willkommen, in diesen Notizen offenlegte, erhob ich mich ja unvermeidlicher Weise unbewusst und zwang den Leser, sich länger mit meiner Person, als thunlich, zu beschäftigen. Bei alledem glaube ich ein bescheidener Mann zu sein, der sich glücklich preist, zufällig einen Vorzug genossen zu haben, um welchen ihn Tausende beneiden dürften.

Leopold v. Ranke unter Freunden.

Wenn ich vor Kurzem eine kleine Schrift edirte, welche Freunden und Bekannten die Beziehungen des grossen Historikers zu mir und meiner Familie näher beleuchtete, und dies nicht etwa, wie es ja oft zu geschehen pflegt, um mich des Umgangs mit einem berühmten Manne zu rühmen, sondern vielmehr um den charakteristischen Zug eines beharrlichen Wohlwollens an Ranke zu betonen, — wenn ich dann mit Erlaubniss seiner Angehörigen einzelne Schriftstücke mittheilte, welche eine innige Anhänglichkeit des Verstorbenen an meine kranke, in fernem Lande lebende Person bewiesen, so sind die jetzigen Zeilen dagegen eine Wiedergabe mir im Gedächtniss gebliebener Aussprüche, die mein Gönner im traulichen Freundeskreise einer ungefähr alle drei Wochen in meinem Hause regelmässig sich versammelnden, aus nur wenigen Mitgliedern bestehenden Tischgesellschaft fallen liess. Sie sind einfach als unter Kauserien gemacht anzusehen und so aufzunehmen; ich gebe sie auf Anregung eines Tischgenossen wieder.

Da ich aber, wie gesagt, aus der Erinnerung schreibe, keine Notizen über Unterhaltungen und Belehrungen besitze, welche den Anwesenden damals oft so viel Freude machten, so kann ich das Detail

der Konversation nicht strikte wiederholen, dennoch nehme ich an, dass Ranke'sche Dikta, wenn auch nicht wörtlich referirt, besonders wenn sie historischer Art waren, also für uns einen lapidaren Charakter haben, gewiss meinem Leser eine willkommene Gabe sind.

„Glauben Sie,“ fragte der verstorbene Geschichtsforscher Professor Richter einst unseren Verehrten, „dass die Worte Karls V., welche dieser kurz vor seinem Tode ausgesprochen haben soll: „Warum habe ich dem grossen Ketzer (Luther) den Geleitsbrief gehalten?“ auf Authentizität Anspruch erheben können?“

„Nein!“ antwortete der Historiker, „dies lag nicht in der Denkweise Karl's, er war ein Mann von Wort.“

„Und doch,“ erwiderte Richter, „sagt es Maurenbrecher.“

„Dann ist es wahr,“ behauptete Ranke geschlagen.

Hier sieht man, wie der unter allen seinen Kollegen hervorragende Gelehrte doch auch wieder unbedingten Respekt vor der Glaubwürdigkeit von ihm für zuverlässig anerkannter Schriftsteller empfand und sich zugleich vor dem speziellen Forscher jener bestimmten Geschichtsperiode beugte.

Bei einer Kontroverse der Tischgenossen über die Vorzüge Alexander's des Grossen und Napoleon's, welch' letzterer von einem Enthusiasten dem Macedonier als ebenbürtig an die Seite gestellt wurde, erhielten wir folgende Belehrung.

„Sie müssen nur daran festhalten, dass Napoleon in eine ganz andere historische Rubrik von Persönlichkeiten gehört als der Grieche. Dieser hat während seiner Kriege die besiegten Völker zivilisirt und ihnen die Wohlthaten hellenischer Bildung, soweit dies bei dazu unvorbereiteten Massen möglich war, zu Gute

kommen lassen; jener war verloren, sobald er in unkultivirte Länder vordrang. So in Egypten, so in Russland. Obgleich er dort grosse Schlachten gewann, wie bei den Pyramiden und bei Borodino, dennoch zog er den Kürzeren. Für die Geschichtsforschung ist es gleichgültig, ob der Misserfolg durch die Heere des Feindes oder durch die Elemente bewirkt wurde. Man kann eben nur die Unfähigkeit notiren, der hereinbrechenden Geschicke Meister zu werden. Auch Alexander zog durch unwirthliche Strecken von ungeheurer Ausdehnung — man kennt ja die Sage, wie er das Wasser ausgoss, das ihm ein Krieger im Helme darreichte, um ihn vor dem Verdursten zu retten, weil er Entbehrung, Schmerz und Gefahr mit seinen Kommilitonen theilen wollte, — dennoch gelang es seinem Genie, ausser seinen Gegnern auch die ihm feindliche Natur zu bekämpfen und über sie zu triumphiren. Der Korse rettete immer vor allen Dingen seine eigene Person, wenn er den Untergang der französischen Armeen verschuldet hatte; ich erinnere an die Schlittenfahrt vom Innern Russlands nach Paris. Will ich mich auch über seine Entschlüsse vor Allen sich zu konserviren eines endgiltigen Urtheils enthalten — vielleicht glaubte er seine fernere Existenz für Frankreich geboten und schwor auf seinen Stern, wie später Napoleon III. — so sind dennoch solche Aktionen weder dem kalten Gelehrten noch dem gewöhnlichen zu wärmeren Empfindungen geneigten Laien sympathisch. Für Historiker haben diese Nebenfragen, wie ich schon angedeutet, nicht viel Werth, nur die Erscheinung der beiden Gestalten als in ganz verschiedentliche Kategorien gehörig ist uns interessant, wir haben sie eben geschichtlich zu rangiren.“

Die Verhaftung des deutschen Botschafters von

Arnim wegen angeblicher Unterschlagung staatlicher Depeschen ist ja wohl noch in Aller Gedächtniss. Die grosse Majorität der Bevölkerung, sowohl der Gebildeten als auch der Massen, war auf Seite des Reichskanzlers. Selbst im engen Kreise wollte Ranke die Rechtsfrage darüber nicht berührt wissen, verurtheilte aber entschieden das gegen Arnim in's Werk gesetzte Verfahren. Auf die allgemeine Verdammniss des Botschafters gab er, wie es in solchen Fällen seine Gewohnheit war, blutwenig.

„Man muss sie auf die Unbeliebtheit seiner politischen Anschauung zurückführen,“ war seine Hypothese. Vor Allem aber behauptete er, „dass die schwebende Frage gar keine juridische sei, dass sie vielmehr nur durch den König hätte gelöst werden können, und zwar, wenn der Monarch Arnim gegenüber den persönlichen Wunsch geäussert hätte, er möge die fraglichen Briefe, trotz eigener Meinung, deren berechtigter Besitzer zu sein, dennoch im staatlichen Interesse abliefern. Einem solchen Verlangen und allerhöchsten Willen würde sich Arnim unter allen Umständen ehrfurchtsvoll gefügt haben. Aber er ist von vornherein, sozusagen, vor den Kopf gestossen worden, weshalb er von seinem vermeintlichen Rechte nicht abstehe wollte. Ob vertrauliche Briefe in der nun bekannt gewordenen Form an den Freund oder an den Staatsbeamten gerichtet gewesen seien, wäre doch gerichtlich nicht zu konstatiren.“

In dieser seiner Meinung wurde Ranke von zwei hervorragenden, noch jetzt lebenden Juristen B und K — ich würde gern deren Namen nennen, doch weiss ich nicht, ob mir dies erlaubt ist — unumwunden unterstützt.

„Meine Entscheidung in dieser Angelegenheit,“ behauptete einer von ihnen, „wäre davon abhängig

gewesen, wie ich die Nacht geschlafen hätte, denn man kann nach Laune beiden Parteien gleich Recht und Unrecht geben. Grund zu einer gerichtlichen Verfolgung in der Sache lag keinesfalls vor.“

Noch erinnere ich mich, dass man spasshafter Weise analoge, aus dem Leben gegriffene Fälle anführte, die darum nie zu bestimmter Auslegung geeignet erscheinen, weil sie sich zuletzt als Wortstreit entpuppen.

„Welcher Tag,“ sagte mein zweiter Jurist, „ist der erste Geburtstag des Menschen, der Tag der Geburt selbst, oder der Feiertag nach einem Jahr!“

Sofort erhob sich eine Kontroverse und Ranke schlug, in Perspektive auf den eben besprochenen Prozess, nicht ohne Ironie vor, die Sache dem Staatsanwalt zu übermitteln, um, wenn es sein müsste, sie bis in die letzte Instanz fortzuführen und vom Obertribunal entscheiden zu lassen.

Um seinerseits auch ein Scherflein zu diesen Plaudereien beizutragen, supplementirte der Autor noch folgenden, ihn als Musiker speziell betreffenden merkwürdigen Fall. Bei Eröffnung des Testaments einer verstorbenen Cousine ergab sich, dass ihm aller sogenannte musikalische Schund aus deren Nachlass zugefallen. Mit nicht zu erklärender Absicht waren sämtliche Kompositionen unserer klassischen Meister von dieser Erbschaft ausgeschlossen. Die Gabe glich eher einem Hohn, als einem liebevollen Vermächtnisse. Auch schien der Testamentsvollstrecker dies zu begreifen, denn er gab dem Erben alle von fremder Hand abgefassten Arrangements, da ja in ihnen, obgleich Werke der grossen Meister, dennoch Zweckmässigkeitsabänderungen zum Spielen auf den verschiedenen Instrumenten erfolgt wären. Die Musikstücke repräsentirten also nicht mehr genau in ihrem

ganzen Noteninhalte das Original-Opus der Klassiker, folglich gehörten sie dem Erben.

Da vereinigten sich die beiden Obertribunalsräthe in der weisen Auffassung, dass Urtheile über dergleichen Fälle, wie: „sind dies eigentliche Kompositionen der Heroen oder nicht?“ dadurch bedingt würden, ob der Richter bereits gut gefrühstückt habe.

Und so löste sich die ernste Arnimfrage noch zuletzt in Scherz und Lachen auf.

Ob es diskret ist, wenn ich Aussprüche Ranke's zitire, welche dieser in traulichem Freundeskreise, also mit Reserve und nicht für die Oeffentlichkeit berechnet, that, scheint mir allerdings zweifelhaft; andererseits sage ich mir: „unser grosser Gelehrter ist nicht mehr, seine Worte sind jetzt freies Eigenthum der Nachwelt,“ deshalb zögere ich auch nicht, eine kleine Blumenlese seiner kritischen Bemerkungen wiederzugeben, die er, der alle mitlebenden Historiker übertroffen, in Beziehung auf einzelne seiner Kollegen bei harmlosen Tischgesprächen arglos im Laufe der Diskussion fallen liess. Alle diese Sentenzen sind mir treu im Gedächtniss geblieben, dessenungeachtet würde ich deren buchstäblichen Text nicht vor Gericht vertreten können. Hält man denselben nicht für korrekt, sondern zu viel mit Phantasie des Autors vermischt, so muss es Jedem überlassen bleiben, ihnen ein individuelles Dementi zu geben; erkennt man aber in meinem Referat Ranke'schen Ton, so wird man mir dankbar sein, wenn ich sie ungeschminkt mittheile. Dass solche Improvisata von Ranke anders formulirt worden wären, hätte er sie vor einem öffentlichen Forum aussprechen müssen, ist mit Bestimmtheit vorauszusetzen; deshalb konstatire ich abermals, dass sie in heimlichem Beisammensein eng unter einander bekannter Persönlichkeiten abgegeben worden sind.

„Treitschke's Styl,“ meinte Ranke, „ist eminent und als historischer analog dem dialektischen Style Stahl's.“

„Curtius schreibt edel und gut, er ist mir lieber als Mommsen, denn trotz seiner Pathetik, die ja mit dem Inhalt des Gegebenen nichts gemein hat, bleibt er doch immer objektiv.“

Ueber Mommsen fällt er, seiner Gewohnheit gemäss, direkt kein Urtheil; es lag in seiner Art lieber zu schweigen, wenn er nicht geradezu loben wollte. Jedenfalls hörte er ruhig zu und widersprach nicht, wenn von den Anwesenden unser römischer Geschichtschreiber, als in seiner Anschauung zu nationalliberal, zu parteinehmend für die Plebejer gegen die Patrizier und in seiner Schreibweise als zu feuilletonistisch charakterisirt wurde. Ich glaube auch nicht zu irren, wenn ich bei den verschiedenen Gesprächen über Mommsen's römische Geschichte herauszufühlen meinte, dass demselben von Ranke eine zu grosse Subjektivität in der Darstellungsweise imputirt wurde. Unter allen Umständen stellte er den Archäologen Mommsen höher als den Historiker.

Von Gregorovius sagte er, er sei doch hauptsächlich Belletristiker, als solchem komme ihm ein hoher Rang zu; auch lobte er die ersten von den acht Bänden der Geschichte Roms; in den späteren vermisste er eine gewisse Durchsichtigkeit und das Festhalten an dem Hauptsächlichen. „Hier verliert er,“ sagte unser Gelehrter, — ich gebe seine eigenen Worte — „oft den historischen rothen Faden; das Material, welches er bei dessen spärlicheren Quellen in den ersten Bänden gut zu bewältigen vermag, wächst ihm in späteren Epochen durch seine grosse Fülle über den Kopf. Die Würde und Kraft des

Ausdrucks fehlt aber nie.“ Den Titel des Werkes wollte Ranke ausserdem nicht motivirt finden und behauptete, die Arbeit sei mehr eine Geschichte der Päpste, als der Stadt Rom und deren Municipalität, welche letztere sich wohl in einem starken Bande hätte herstellen lassen. Mit dem Reumontschen Werke über denselben Gegenstand verglichen, gebühre ihm ohne Zweifel der Vorrang. Dann tadelte er auch an dem Geschichtschreiber Gregorovius eine oft bemerkbare Sucht, Neues zu entdecken, wo es nicht am Platze sei. Zuletzt könne man Alles beweisen, wenn man seine Schlüsse von derartiger Neigung beeinflussen und leiten liesse. Habe doch jener irländische Bischof, um diesen Grundsatz anschaulich zu machen, mit eiserner Konsequenz und überaus geschickt demonstriert, dass die Existenz Napoleon I. reine Erfindung und Fabel gewesen sei. Lucretia Borgia als Mustergestalt einer Frau mit der „Shakespeare’schen Imogen“ vergleichbar hinzustellen, oder einen Zweifel darüber zu erheben, ob Alexander VI., der alte Borgia, auch wirklich an Gift gestorben sei, solche Aufstellungen und gebrechliche Hypothesen entsprängen einem unerlaubten, man möchte beinahe supponiren, ehrgeizigen Neuerungsdrange.

Herman Grimm’s Michel Angelo nannte er als Bild und Schilderung jener Zeit ein ganz vortreffliches Buch, besonders schätzte er den zweiten Band der Arbeit.

Ueber Frau Professor Grimm (Gisela von Arnim) erinnere ich mich noch seiner präzisen Worte: „Sie verbindet das Genie ihres Vaters mit dem ihrer Mutter, nie aber sollte sie sich an grössere literarische Unternehmungen wagen; es fehlt ihr die Formgeläufigkeit. Durch Uebung erlangt sie diese nicht mehr; giebt sie uns nur einzelne Szenen, Bruchstücke oder sonstige

Kleinigkeiten, so ist sie unübertrefflich, verwickeltere Konzeptionen überwindet sie nicht.“

Twisten's Schrift: „Die religiösen, politischen und sozialen Ideen der asiatischen Kulturvölker und der Egypter in ihrer historischen Entwicklung dargestellt“, hatte seinen ganzen Beifall. „Ich kannte Twisten“, erzählte er, „bisher nur aus seinen Parlamentsreden, da hätte ich ihm die Fähigkeit, ein so bedeutendes Werk zu schreiben, gar nicht zugetraut. Zu bedauern ist nur, dass er sich durch die mit dem Buche fast in keinem Zusammenhange stehende radikale Vorrede so unangenehm bei uns einführt und blossstellt. Selten habe ich einen schlechteren Prolog vor einer verdienstvolleren Arbeit gelesen.“

Da ich weiss, wie das Wort Eitelkeit im Kataloge der Eigenschaften meines innig verehrten Gönners Viktor Hehn gänzlich fehlt, so gebe ich ohne Skrupel ein Urtheil Ranke's über dessen berühmtes Buch „Kulturpflanzen und Hausthiere“. Keine kritische Bemerkung schadet ja diesem chef d'oeuvre. Ich hatte das Werk dem alten Freunde geschenkt und ihn gebeten, es zu lesen. Es geschah und er erkannte es als einzig in seiner Art und ein unglaubliches Wissen bekundend; nur eine Unterlassungssünde des Verfassers rügte er, nämlich, dass das Verdienst der Klöster um Einführung, Verbreitung und sorgsame Kultivirung auswärtiger Pflanzen in Europa so gut wie gar nicht in der Schrift berührt und betont worden sei. „Sie müssen es Hehn melden“, sagte er, „dass ich ihm für die folgende Auflage seiner musterhaften Arbeit die Berücksichtigung dieses Positivums der historischen Gerechtigkeit wegen empfehle.“

„Das non plus ultra von verschrobenem Style“, äusserte er, „finde ich bei Carlyle; es ist mir nie möglich gewesen, mehr als dreissig oder vierzig Seiten

in einem seiner Bücher hintereinander fortzulesen, dann musste ich die Lektüre aus der Hand legen, weil mir geradezu unwohl zu Muthe wurde. Oftmals ist man versucht, anzunehmen, dass des Engländers Ausdrucksweise nicht natürlich, sondern absichtlich gesucht barock ist; nur kann man nicht begreifen, dass ein geistreicher Mann in eine solche Schreibweise wie verliebt sein konnte.“

Als ein berühmter Katholik dem Altmeister von seinem „ungerathenen Schüler Heinrich von Sybel“ sprach — sich solchen Epithethons bedienend, weil dessen Schriften sich wohl wenig in starrkatholischen Anschauungen bewegen — unterbrach ihn Ranke ruhig mit den Worten: „Ich halte ihn für den gerathensten, obgleich ich in manchen historischen wie tagespolitischen Anschauungen mit ihm nicht Hand in Hand gehe.“

Bei einem anderweitigen Kolloquium mit demselben ultramontanen Vorkämpfer war er ihm jedoch zu Willen. Als jener nämlich eine Lanze für Polen brach, schaute sich Ranke erst vorher überall mit scherzhafter Aengstlichkeit um, obgleich er wohl in meinem Zimmer keinen heimlichen Lauscher vermuthete; dann flüsterte er dem Polenfreunde leise in's Ohr: „Verrathen Sie mich nicht, um Gotteswillen, verrathen Sie mich nicht, auch ich bin für Polen.“ Die Hände hielt er jedoch bei dieser kuriosen Enthüllung in einer Weise an den Mund, dass den anwesenden Freunden seine Worte nicht entgehen konnten. Sodann, schnell den Finger an die Stirne legend, als ob er sich auf etwas besänne, fügte er schelmisch hinzu: „Doch ich bin ja Historiograph des preussischen Staates!!“

Bei einer Besprechung des Lanfrey'schen Buches „Die politische Geschichte der Päpste“ trafen der

strenge Protestant und Katholik abermals wieder in ihrer Auffassung zusammen. Sie beurtheilten vereint das Werk als ein von Hass und Parteilidenschaft durchtränktes Pamphlet ohne wahre historische Würde. „Das sind Bücher,“ meinte Ranke, „die bei aller Gewandtheit der Kombination und Schreibweise viel mehr Schaden wie Gutes thun,“ eine Ansicht, die natürlich vom Päpstlichen besiegelt wurde. Als es nun aber an die Besprechung einzelner Persönlichkeiten ging und die Meinung des katholischen Vertreters in dem mir noch wörtlich im Gedächtniss gebliebenen Ausspruch gipfelte: „Sie werden mir doch zugeben, dass Innocenz III. einer der grössten Menschen gewesen ist, die je gelebt!“ da trennten sich die Wege der Kämpfer und es begann ein neues interessantes Turnier; die Verschiedenartigkeit der massgebenden Grundsätze trat jetzt mit den grellsten Farben hervor. Schon der Begriff historischer Grösse kennzeichnete sich bei Ranke als ein dem seines Gegners ganz entgegengesetzter. Es würde zu weit führen und ich würde auch gar nicht dazu im Stande sein, die sich daran knüpfende Diskussion wiederzugeben. In dem letzten Bande seiner Weltgeschichte aber und zwar in den letzten Kapiteln spricht sich Ranke über den gewöhnlich als einen der grössten Menschen ausposaunten Gregor VII. aus. Gewiss ist es hochofreulich, dass wir noch kurz vor dem Tode des Historikers hier sein Urtheil über diesen vernehmen, er hält nämlich den gewaltigen Papst nur für den grössten Hierarchen aller Zeiten, aber nicht für einen grossen Menschen im weltgeschichtlichen Sinne. Und auf die Charakterisirung dieses Pontifex möchte ich den Leser hinweisen, sollte es ihn gelüsten, Näheres über die Verschiedenartigkeit der Auffassung im oben angedeuteten Streite zu erfahren.

Ich möchte behaupten, dass eine Vereinigung der Ansichten über das, was historische Grösse sei, bei den beiden Männern schon darum nicht stattfinden konnte, weil dem einen Kämpfen bei aller kritischen Gabe, Gelehrsamkeit und Logik, wie bei den Jesuiten der Instinkt der Freiheit in ihrer höchsten Potenz eben fehlte. „Das grösste historische Unglück, das uns Deutsche je betroffen, konstatirte Ranke, ist gewesen, dass Heinrich VI. sich beim Jagen erhitzte, auf einen kalten Stein setzte und in der Blüthe der Jahre starb. Wer kann sagen, ob die Weltgeschichte nicht einen anderen Lauf genommen hätte, wenn Friedrich II., damals noch ein Kind, nicht unter die Vormundschaft des herrschsüchtigen Innocenz gestellt worden wäre? Die Welt stand bei dem Tode Heinrich VI. dem deutschen Kaiser zu Gebote, er wäre deren Herr geworden. Das tragische Ereigniss machte den Päpsten Luft und beim Schlusse des Riesenkampfes zwischen Kirche und Staat blieben sie Sieger, vielleicht nur durch jene Schickung.“ Man muss nicht glauben, dass Guelfe und Ghibelline nur im Entferntesten analogisch sind mit kirchlicher und nichtkirchlicher Anschauung. Dante, der grosse katholische, aber jedem exklusiven Mönchs-Mystizismus feindliche, dagegen mit seinen freien Gedanken das All umfassende Denker war ebenso gut Ghibelline als Ranke, wenn er auch den grossen Hohenstaufen Friedrich II. wegen seines Unglaubens in einen glühenden Sarg legt. Daher wird keiner dem protestantischen Historiker Ranke vorwerfen, dass seine Sympathieen wegen evangelischer Anschauungen sich mehr dem Hohenstaufen zuwandten als Innocenz. Dies geschah vielmehr aus historischen Gründen. Friedrich II., der grösste deutsche Kaiser des Mittelalters, war vor Allen sein ausgesprochener Liebling.

Ja, selbst über dessen literarische Thätigkeit (er hat bekanntlich ein ornithologisches Werk hinterlassen) sprach er gern und mit Lob. Vorliebe und Antipathieen haben eben auch die allerobjektivsten Naturen, denn sie bleiben ja immer Menschen. Und will man den Beweis dafür, dass auch unser Historiker seine Günstlinge hatte, so lese man nur in seiner Weltgeschichte die letzten Stunden von Antoninus Pius, wie dieser die goldene Fortuna in's Gemach seines Nachfolgers tragen liess und dem zukünftigen Stern der Erde Milde und Gerechtigkeit, wie die jetzt verlassene Tochter, anempfahl; oder man lese das Ranke'sche Dictum, mit welchem in demselben Werke die Perikles-Biographie abschliesst: „Das ist die Unsterblichkeit auf Erden.“

Ob Vielen der klassische Ausspruch bekannt ist, welchen der Verstorbene bei seinem zufälligen letzten Zusammentreffen mit Thiers diesem gegenüber that, bezweifle ich; mag er denn hier einen Platz finden. Ich selbst habe einmal Ranke über dessen Authentizität interpellirt, er gab sie zu: Auf kalte, sachliche Art wurde in einem gelehrten Kreise — ich erinnere mich nicht mehr genau, war es in München oder in Wien — die Frage erörtert, ob Frankreich oder Deutschland der moralische Urheber des Krieges von 1870 gewesen sei. Der gegenwärtige Thiers — er war auf seiner Rundreise zu den europäischen Höfen — behauptete: „Preussen“. Man diskutirte lange hin und her. Endlich wandte man sich auch an Ranke, der bis dahin hartnäckig geschwiegen hatte, und ging ihn um seine Meinung an. „Wer hat angefangen, Ranke?“ hiess es. Schnell, wie der Blitz vom Himmel fallend, war seine Antwort: „Ludwig XIV.“

Ein anderes Mal behauptete er — der Leser wird meinen, ich hätte mich verhört, dem ist jedoch

nicht so: — „Das Elsass musste man behalten, Lothringen aber einzuverleiben war ein grosser Fehler; man hätte ja die Schleifung von Metz in die Friedensbedingungen mit einsetzen können.“

Während ich mit dem Niederschreiben dieser Daten beschäftigt bin, ersehe ich aus der letzten Bismarck'schen Rede für die Militärvorlage, dass auch er eigentlich der Besitznahme von Metz in politischer Beziehung entgegen war. Noch ein für deutsche Chauvinisten unpatriotischer Ausspruch aus der Zeit 1871 wäre zu notiren: „Es ist jammerschade für uns Bücherwürmer, dass Paris als Centralpunkt des grossen Büchermarktes der Welt von nun an zu existiren aufhört. Leipzig und Berlin können ihn in seiner Konzentration nie ersetzen.“

Dann muss ich eines Zusammenseins zwischen dem noch lebenden Wirklichen Geheimrath Dr. Wiese und Ranke in meinem Garten Erwähnung thun. Zwischen den beiden Gelehrten fand eine seltene Uebereinstimmung in der Verurtheilung der Falk'schen Maigesetze und deren Handhabe statt. Ranke explizirte mit schneidender Kritik die unheilvollen Konsequenzen einer Spannung zwischen geistlicher und weltlicher Macht, wenn man den Kampf immer nur vom juridischen, nicht aber auch vom moralischen und politischen Standpunkte aus staatlicherseits weiterführen würde. Er ging in viele Details des Konfliktes ein und Wiese antwortete, alle Argumente durch Kopfnicken bejahend: „Das sagen Sie mir? Das sagen Sie mir?“ Beide Männer sprachen ihre feste Ueberzeugung aus, die Falk'schen Maximen könnten nicht länger so fortgelten, ohne dass Preussen grossen Schaden dadurch erlitte, und beide Männer prognostizirten in dieser mir denkwürdigen Stunde für nicht zu ferne Zeit die unabwendbare Einlenkung

in ruhigere Bahnen, und zwar gerade den *modus vivendi*, wie er jetzt vom Kultusminister v. Gossler gehandhabt wird. Ich aber kann aus sicherster Quelle noch ergänzen, dass eine pädagogische Kraft ersten Ranges, wie Wiese es war und, achtzig Jahre alt, es noch jetzt ist, durchaus nicht so glatt aus dem Ministerium schied, als es den Anschein hatte. In seinem edirten Werke „Fünfundzwanzig Jahre im Kultusministerium“ erkennt der edle Mann zwar die korrekten Eigenschaften seines einstigen Chefs, aber doch Antagonisten, diesem Nichts nachtragend, offen und unparteiisch an, dennoch war der Verfasser sich wohl bewusst, dass dieser Minister die Ursache seines Austritts war. Vielleicht noch heute hätten wir einen Patrioten, dessen Vaterlandsliebe und Gesinnungsreinheit selbst bei den entschiedenen Gegnern seiner politischen Richtung über jeden Zweifel erhaben sind, als leitendes Prinzip in Kultus-Angelegenheiten, wenn die v. Gossler'schen Grundsätze schon vor zwölf Jahren in Preussen zur Wirkung gelangt wären.

Beiläufig bemerke ich, dass ich noch ganz vor Kurzem mich eines Briefes meines hochverehrten Gönners, Potsdam datirt, wo er zurückgezogen sein frisches Alter mit literarischen Studien ausfüllt, hier in Rom erfreute, aus welchem mir kund wird, dass er sich der Unterredung mit Ranke im Gärtchen des Hauses Potsdamer Strasse Nr. 120 in allen ihren Einzelheiten noch sehr wohl entsinnt und dass ihm solche unvergesslich bleibt.

Von einem Gespräche mit Minghetti, welcher den berühmten Deutschen in seiner Bibliothek aufsuchte und lange dort bei ihm verweilte, erzählte Ranke oft mit innigem Behagen: „Wir waren in politischer Beziehung ganz Eins“, ja noch beim Abschiede besiegelte Minghetti unser Zusammengehen

durch folgende Worte: „Sie Preussen sind glücklicher daran, als wir anderen festländischen Nationen. Wir haben Könige aber kein Königthum. Sie haben Beides. Erhalte Ihnen Gott Ihr starkes preussisches Königthum; so lange Sie diese Kraft besitzen, sind Sie wohl geborgen.“

Oftmals lag es in Ranke'scher Art der Controverse durch gewisse Paradoxien eine humoristische Wendung zu geben, besonders wenn nach seiner Schätzung das streitige Objekt nicht prinzipiell, sondern nur zeitlichen Verhältnissen gemäss zu entscheiden war. Er befreite sich auf diese Manier zugleich von einem ihm zwecklos erscheinenden und daher lästigen Wortgeplänkel. So kämpfte man einst lange für und gegen die politische Todesstrafe. Erst spät, wie gewöhnlich sehr spät, nahm Ranke das Wort: „Ich bin dafür,“ erklärte er lakonisch, „wie hätte ich sonst die Hinrichtung Karl I. beschreiben sollen?“

Einmal behauptete Peter Reichensperger unserem Verehrten gegenüber, es sei doch sehr fraglich, ob die Bildung grosser Reiche ein Glück für die Völker sei. „I, das ist ja auch gar nicht nothwendig,“ entgegnete Ranke schalkhaft, „woher sollte ich denn meinen historischen Stoff nehmen, die Leser zu amüsiren, da doch bekanntlich die Geschichte der glücklichsten Nationen auch die langweiligste ist?“

Bei einem unfruchtbaren Wortwechsel, ob es Preussens Recht gewesen, sich 1866 Hannover anzueignen, führte ein Bismarckianer ersten Ranges den Ausspruch seines Idols an: „Seine Majestät besitzt jetzt das Königreich Hannover kraft des Rechts der Eroberung.“ Schnell fiel Ranke ihm in's Wort:

„Es giebt kein Recht der Eroberung, man erobert nur.“

Ungern mischte er sich in religiöse Streitigkeiten, doch nahm er daran Theil, sobald sie nicht die individuelle Ueberzeugung oder den Glauben des Einzelnen berührten. Er konstatirte zum Beispiel, dass erfahrungsmässig aus den Akten der Weltgeschichte hervorginge, wie die Kraft einer orthodoxen Meinung gewöhnlich die aller anderen Denkungsarten überwältige.

Eine juridische Ansicht Ranke's, weil vielleicht von Rechtsgelehrten gern vernommen, will ich nicht auslassen. Beide Reichensperger traten mit offenem Visir für den germanischen Ursprung des Gesetzbuchs „Coutumes“*) in die Arena. Unser Gelehrter, nachdem fast während der ganzen Mahlzeit darüber mit ihm debattirt worden war, blieb bei seiner Ueberzeugung, dass dessen Herkunft romanisch sei.

Dann ferner gedenke ich einer sehr langen Auseinandersetzung zwischen ihm, Karl Werder und Herman Grimm. Diese bestritten der Geschichtschreibung überhaupt die Möglichkeit der Wiedergabe absoluter Wahrheit; nur der Dichter biete solche. Romeo und Julia, Lear, Hermann und Dorothea, in solchen Werken fänden wir das Unwiderlegliche. Ranke stellte seinerseits jedes „historische Dokument“ als untrüglich hin. Man wird diese Aeusserung befremdlich finden, insofern man sie nicht richtig auffasst und würdigt; mag sie meinem Leser nicht unverständlich bleiben. Ich füge noch hinzu, was sich eigentlich von selbst versteht, dass Ranke jedem wahren Dichter das summum veritatis vindizirte, er

*) „Coutumes“. Sammlungen von Gewohnheitsrechten, die nach Provinzen oder nach Städten zusammengestellt sind.

also nicht etwa Krieg gegen diese Meinung der Widersacher führte, er wollte nur der Wissenschaft einen der Kunst ebenbürtigen Platz eingeräumt wissen. Einseitigkeit kannte er nicht. Grosser Shakespeare-Verehrer, erklärte er den unerreichten Britten für die grösste dramatische Kraft aller Zeiten. Gern wiederholte er die Worte eines ihm nahestehenden, sehr religiösen alten Engländers, dessen Orakel für alle Lebensfragen dieser Dichter geworden war: „I don't know whether I read that, in Shakespeare, or in the bible.“

Der Autor aber seinerseits möchte, in Reminiscenz an jenen belehrenden Disput, Herrn Geheimrath Grimm, welcher im Dezemberheft der „Deutschen Rundschau“ 1886 die Frage stellt, welcher Cäsar denn der richtige sei, der Ranke'sche oder der Mommsen's, bescheiden erwidern, dass nach des Fragestellers eigener Ansicht ja nur der Shakespeare'sche, selbst wenn er nicht der römische ist, auf absolute Glaubwürdigkeit Anspruch machen kann.

Aus einer früheren Zeit, lange vor der Epoche meiner kleinen Tischgesellschaften kehrten mir Worte Ranke's in's Gedächtniss zurück, die mein Vater, von einem Gastmahle im Palais des Prinzen August zurückkehrend, uns rapportirte. In dem beim Prinzen versammelten Kreise von Künstlern, wo Ranke vielleicht der einzige Gelehrte war, that Cornelius seinem hohen Wirthe gegenüber den nicht gerade sehr höflichen Ausspruch: „Königliche Hoheit! der Künstler führt ein inneres Leben und das ist es, was ihn über Könige und Fürsten erhebt.“ Ranke trat, im Gefühle der Taktlosigkeit solcher Worte, sogleich als Advokat der Potentaten in die Schranken, und fragte Cornelius: „Giebt es denn unter den Fürsten keine Künstler?“ Es hat mich diese kleine Episode bei ihrer ge-

wissen Analogie immer an das Ereigniss in Karlsbad erinnert, als Beethoven, im Gefühle seiner künstlerischen Allmacht, sehr unberechtigter Weise einen Erzherzog von Oesterreich an sich vorüberziehen liess ohne den Hut zu lüften, weil er den ersten Gruss von diesem erwartete, während doch Goethe mit entblösstem Haupte ehrerbietigst seine Reverenz machte. Man sollte es nicht glauben, dass selbst bei so grossen Männern, wie Beethoven und Cornelius es waren, doch hin und wieder etwas Bramarbasirendes nicht ausgeschlossen ist.

Nach der ersten Aufführung der „Afrikanerin“ in Paris, es sind über dreissig Jahre her, traf ich Ranke am folgenden Tage im Tuileriengarten. Er hatte, wie ich, der Vorstellung beigewohnt. „Wenn die Unsterblichkeit so leicht zu erlangen ist,“ rief er lachend, „wie dieser Tölpel Vasco da Gama sie sich vom ersten bis letzten Akt dadurch vindiziert, dass er uns immer vorsingt oder vielmehr vorschreit: „C'est l'immortalité, c'est l'immortalité,“ während er doch nicht einen Pfifferling dazu thut, sie sich zu verdienen, so können wir Beide, Sie als Musiker und ich als Historiker, sicher auf den Lorbeer rechnen, der einst unsere Schläfe bekränzen wird. (Sich hat Ranke richtig prophezeit, mir leider schlecht!) Vielleicht unterstützt aber Meyerbeer mit seiner Musik die Karrikatur dieses Helden, sonst wüsste ich mir seine anspruchsvolle Forderung nicht zu erklären. Doch, unter uns gesagt, mein musikalischer Geschmack zweifelt daran, ob auch diese Zuthat wirksam sein wird.“

Ich halte inne. Schliesslich bitte ich den Leser noch einmal um Entschuldigung, dass ich es wagte, Gedanken und Aussprüche des grossen Todten zu berichten, für deren Wortlaut unbedingt einzustehen

ich mich nicht erühne. Der Sinn der Worte scheint mir richtig wiedergegeben. Das Vollendete der Ranke'schen Rede fehlt, meine Ausdrucksweise bietet kein Aequivalent, keinen Ersatz. Die Sprache des Verewigten war selbst in einfacher Konversation klassisch. Ich bin überdies nicht Schriftsteller, sondern Musiker; darum Absolution, lieber Leser, meiner guten Absicht wegen.

Alte Typen im neuen Rom.

Wenn es Jahrtausende bedurft hat, um Denkmäler, Figuren, Gewohnheiten und Alles, was auf die heidnische Physiognomie der antiken Roma Bezug hat, nach und nach aussterben zu lassen, wenn aber immer noch ausser den sofort in die Augen fallenden welthistorischen Ruinen bei genauerer Beobachtung auf Schritt und Tritt Erinnerungen an die Vorzeit in Steinen, Gestalten und Sitten bei uns wachgerufen werden, so wird es ohne Zweifel eines gleichen Zeitraumes bedürfen, ehe das mittelalterliche Papst-Rom und dessen bis in die jetzige Zeit hineinreichender Typus, wie solcher trotz der alltäglichen Vernichtung sich uns noch offenbart, durch das moderne Italien vollständig verdrängt sein wird.

Dennoch ist der Charakter, wie ihn die Stadt vor 1870 an sich trug, mit einem Schlage wesentlich ein anderer geworden, und was Säkula nicht vermochten, das bewirkte der Abzug einiger Kompagnieen Franzosen, deren man kaum bei ihrer Innehabung Roms gewahr wurde, man hätte denn einmal an der von ihnen besetzten Engelsburg vorübergehen und sie zufällig beobachten müssen.

Sobald aber Viktor Emanuel auf dem Quirinale den Thron bestieg, veränderte sich diese Todtenstadt,

diese Heimath der Unglücklichen, der Lebensmüden, der Priester, Künstler und Schwärmer, diese Stätte der stillen Liebesabenteuer, dieser die frommen Gemüther der Gläubigen durch das „Roma locuta est“ beherrschende Papstsitz wie durch einen Zauber, denn symbolisirt durch die piemontesische Armee paradierte durch die Porta pia in glänzendster Prachtfülle die Politik des neuen Italien mit ihrem Gefolge: der Bureaukratie, dem Militarismus, dem Lärm, der Ungezügeltheit der Presse und aller sonstigen modernen Errungenschaften, um erst an den Säulen des Vatikans Halt zu machen, an welchem rocher de bronze ihr der Weg vorläufig gesperrt blieb. Seit jener Zeit nahm die Stadt fast sichtlich, man möchte sagen, täglich ein anderes Bild an und strebt von nun an mit Rapidität der Gestaltung amerikanischer Metropolen zu; die neuangelegten Strassen, besonders die Via nazionale, gleichen den Boulevards von San Francisco auf's Haar, die engen, charakteristischen Gassen, einst als nothwendiges Korrelat südlicher Städte zur Abwehr von Hitze erachtet, werden eine nach der andern verbreitet, herrliche Paläste fallen den neuen Regierungsbauplänen zum Opfer, und bald wird das Rom Michelangelo's, Rafael's und Bramante's nur noch alten Leuten in Erinnerung sein.

Das Rom verflossener Jahrhunderte ist also grösstentheils dahin und beschränkt sich immer mehr auf entlegene Gassen und Winkel.

Wie es sich nun mit den Gebäuden verhält, so auch mit den Personen. Den alten malerischen Typen begegnen wir immer seltener; die Mönche bleiben, wo sie es nur vermögen, murrend und knurrend hinter ihren hohen Mauern; das Schaugepränge der höheren Geistlichkeit, die Kardinalskarossen und der bunte, doch immerhin dem Auge liebsame Gewänder-

luxus und Flittertand macht fortschrittlich dem profanen Cylinderthum und Fracke Platz; die Originalkostüme der Landleute aus den verschiedenen Gebirgsstädtchen, so mannigfaltiger Art, die schon seit Jahren spärlicher auftauchten, verschwinden gänzlich, und überhaupt Alles, was uns Nordländern als italienisch-romantisch imponirte, wird in Bälde kaum mehr schaubar sein.

Aber auch im Innern der Bevölkerung geht eine analoge Verwandlung im modernen Sinne schnell vor sich. Man findet wohl noch Familien, in welchen traditionell sich die konservative papale Gesinnung des Vaters auf die späteren Mitglieder vererbt hat, aber selten. Das Rom Gregor XVI. wird zur Zeit nur noch durch wenige Menschenexemplare repräsentirt. Erfahrungsgemäss sind aber solche vom neuen Geist nicht angefressene sogenannte Codini, wie sie der fortschrittliche Römer nennt, fast immer höchst ehrenhafter und erprobter Art. Sie leben zurückgezogen und von jedem liberalen Umgang fern in ihren abgelegenen Behausungen, und besonders in oben angedeuteten Winkeleien trifft man entsprechende Zirkel und merkwürdig originelle Käuze, welche, wie mit der Lokalität verwachsen, echt römischen Charakter sowohl äusserlich zur Schau tragen als auch mit Solidität in sich bergen. Mögen denn einzelne solcher aus dem Leben gegriffenen Unica hier gekennzeichnet werden.

Der Schuster.

Bei meinen nicht seltenen Ritten in's alte romantische Land stand ich einmal, ohne zu wissen, wie ich dort hingekommen, auf der abgelegenen, mit hohen Palästen umgrenzten Piazza Campitelli. An

einem dieser mächtigen Gebäude, das neben der erhabenen Kirche Santa Maria steht, in welcher der gute Kardinal Franchi sich durch die unheimliche Tasse Chokolade plötzlichen Tod holte, las ich an dem mit festen, eisernen Gittern versehenen burgartigen Erdgeschosse auf einem Wappen — einem Schilde, einer Krone, drei Mohrenköpfen im rothen Felde goldumsäumt — die merkwürdigen Worte: „Balsamo del sole“.

In der Absicht, meine Neugier über diese magischen, zwischen Hieroglyphen gesetzten Worte zu befriedigen, betrat ich die gewölbte Halle hinter dem Portal, hoffnungsvoll, dass ein in solchen Palästen üblicher Portier mit italienischer Dienstfertigkeit und Leutseligkeit mir die Bedeutung obigen Räthsels erklären würde. Diese Spezies der signorilen Hausbewohner wohnt nicht etwa wie bei uns in elenden Kellergeschossen, die überhaupt in Rom als Behausung bisher verschmäht wurden (wer weiss, ob auch in Zukunft?), sondern macht sich gewöhnlich in einem grossen fürstlichen Zimmer breit, welches der Besitzer des Hauses bei dem Ueberfluss an Raum, wie solcher in aus früheren Epochen stammenden Baulichkeiten vorhanden, als für ihn entbehrlich, dem Diener gern überlässt. Oft sind diese Wächter zu gleicher Zeit Handwerker und arbeiten mit Emsigkeit in ihrem eigentlichen Berufe, woraus ihnen doppelter Verdienst erwächst.

Bei meinem Eintritt in den Palast wurde ich an der linken Flurseite einer schweren in Holz künstlich geschnitzten Thür gewahr: der Eingang zu einem mit allerlei mittelalterlichen Trophäen geschmückten grossen Saal. An dessen Seitenwänden sah ich mit bunten Wappen auf weissem Oelfarbengrunde bemalte, in alter Form verfertigte Sitzbänke, über ihnen

Gemälde aus früheren Jahrhunderten in den verschiedenartigsten Kostümen von der Renaissancezeit bis zum Rokoko. In dunkler Ecke lehnte eine unbeholfene Hellebarde und eine Art Hünenschwert an der Wand. Ein schwerer, rothseidener, goldverbrämter Vorhang liess, lumpenartig wie er war, durch die in ihm befindlichen Löcher einen offenen Schrank, mit Stößen von Papier angefüllt, erkennen. Die Hauptkuriosität unter all' diesen verblichenen Herrlichkeiten war ein eingerahmter, mit Glas bedeckter Kupferstich, ein grosser Baum, welcher seine Zweige nach allen Seiten hin riesenhaft ausbreitet. Bis in jedes entfernte Blättchen hinein konnte man hier die Namen, dem Stamme einer alten Familie entsprossen, von Jahrhunderten her verfolgen. Und inmitten all' dieses Geräthes sass auf einem kleinen Schemel ein junger Mann von feinem Ansehen und edlen Zügen. Sein reinlich gehaltenes schwarzes Haar war kurz geschnitten, sein Kinn sauber rasirt, er trug Schnurrbart und Henri-quatre, ein schneeweisses Hemd, ein Schurzfell, grobe Beinkleider, untadelige Schuhe und Strümpfe. Seine Beschäftigung schien Schuhflickerei, denn um ihn lag ein Kreis defekter, ihm wohl zur Ausbesserung überlassener Stiefel.

Was für eine sonderbare Gestalt unter so viel Flitterkram; wie sollte ich sie deuten? Gern hätte ich den Räthselhaften um einige Aufklärungen gebeten, doch suchte ich nur, um nicht unbescheiden nach Dingen zu fragen, die mich nichts angingen, vor der Hand eine Belehrung über das als Aushängeschild für das Publikum dienende „Balsamo del sole“. Nun hörte ich, dass dieses Elixir ein seit Jahrhunderten in der Familie der Conti Morelli gegen unzählige körperliche Beschwerden übliches probates Hausmittel gewesen sei, welches nicht allein von

allen früheren Päpsten, sondern auch von der jetzigen Munizipalität der Stadt Rom anerkannt und dem Schuster zu veräußern erlaubt sei. Auf meine Frage, wie gerade er zu diesem Verkaufe ermächtigt, wurde mir kund, ich hätte den letzten Spross des berühmten Hauses der Conti Morelli vor mir, und der Besitz dieses Geheimmittels sei das letzte der ihm gebliebenen Privilegien. Darauf ersuchte er mich, ein Paar kleine Büchsen dieses Wunderbalsams gegen Gicht, Rheumatismus, Frost und Wunden aller Art zu erstehen und bezweifelte nicht, dass meine vor 25 Jahren von unserem berühmten Gräfe als nie ganz heilbar qualifizierte Augenkrankheit binnen kurzer Zeit durch die Zauberkraft seiner Medizin gehoben werden würde. Bei der Anpreisung des Artikels arbeitete er ununterbrochen fort. Nicht ohne einige Rührung musste ich auf ihn blicken.

Bald knüpften wir eine intimere Unterhaltung an, aus welcher hervorging, dass seine Familie durch Habsucht und Ränke aller früheren Regierungen nach und nach an den Bettelstab gebracht worden war. Dabei spielten sogar Vergiftungen und Mordthaten aller Art, von denen der letzte der Morelli mir grausige Schilderungen machte, eine hervorragende Rolle. *Acqua Toffana*, *acquetta di Napoli* und der Trank von Perugia, diese berüchtigten Gifte früherer Epochen, hatten viele seiner Ahnen in's Grab gebracht. Unzählige Prozesse waren zu wiederholten Malen plötzlich kassirt und durch höheren Machtspruch zum Nachtheil der Familie entschieden worden. Von seinem ganzen Erbe war ihm nichts als der geringe Trödel und die wenigen hier sichtbaren Lumpen geblieben.

Da wir in immer eifrigeres Gespräch geriethen und ziemlich vertraulich zu einander wurden, machte

mir mein armer Conte zuletzt das Anerbieten, die in dem Schranke aufbewahrten Aktenballen zu meiner Unterhaltung in meine Wohnung schaffen zu wollen, damit ich mich dadurch so recht eigentlich über sein herbes Unglück unterrichten könnte. Ich nahm seinen Vorschlag an, war es doch nicht ohne Interesse für mich, seine Erzählung durch Einsicht in diese Papiere bestätigt und vervollständigt zu sehen; aber ich bat ihn, mir nur einen geringen Theil der Familienmemoiren zu bringen, da zum Studium der aufgestapelten Faszikel wohl die Arbeit eeins Menschenlebens nothwendig gewesen wäre.

Nachdem ich sein Elixir bezahlt, schüttelten wir uns beim Abschied die Hände. Nach einigen Tagen brachte mir der Graf einen ausgesuchten Stoss Akten in's Haus, indem er seinerseits dafür einige Stiefel zur Ausbesserung mit sich nahm.

Was ich nun in Gemeinschaft mit einem Freunde, welcher mit mir in diesen Papieren blätterte, aus ihnen sah, war allerdings so haarsträubend, dass ich mich zu Anfang entschloss, das Schicksal der Familie Morelli erzählungsweise irgendwo zu veröffentlichen; den armen Schuster hätte ich dadurch hoch erfreut. Dennoch stiegen bald Zweifel in mir auf, ob überhaupt Jemand, der nicht an dem edlen Granden ein persönliches Interesse nahm, einem solchen Berichte Geschmack abgewinnen könnte. Ich gab deshalb mein Vorhaben auf und der noble Italiener, der sich bereits für allen gegen ihn verübten Unglimpf durch mich gerächt wähnte, fühlte sich getäuscht, war resignirt und blieb, was er noch ist: der arme aber stolze Schuhmacher, der nach wie vor gewissenhaft sein Handwerk betreibt.

Er lässt bis heute nicht nach, gegen die usurpatorische Sequestration seines Vermögens sowohl bei

der italienischen Regierung als auch bei der päpstlichen Kurie zu reklamiren, doch erlangt er nichts und wird nichts erlangen, liess man ihm doch den Balsamo del sole.

Gehe ich so von Ungefähr über die Piazza Campitelli, da versäume ich nicht auf kurze Zeit in die Behausung meines lieben Freundes zu treten und zu fragen: Conte, come sta? In lebenswürdiger Form und mit zufriedenen Mienen wird mir dann sein Dank für meine Erkundigung zu Theil und verbindlichst erforscht er gleichfalls die Verhältnisse meiner Familie; seine Schicksale berührt er nie mehr. —

Der Mönch.

Wie Paris seine Cité in der Seine, Berlin seine Fischerinsel in der Spree innerhalb der Stadt besitzen, so hat Rom seine Isola del Tevere. Auf ihr befinden sich zwei Klöster: südlich das berühmte, von Franziskanern bewohnte, welches den Leib des heil. Bartholomäus bewahrt, im Norden das der Fate bene fratelli mit dem entzückenden Hofe, auf welchem allerlei tropische Gewächse, wie Pfefferbäume, Palmen und Bananen, von den Brüdern auf's Sorgfältigste gepflegt werden.

Hart an der Ecke des Ponte quattro capi, dieser nach der Insel führenden Doppelbrücke, wo die Mauer des letzterwähnten Klostergebäudes steil aus dem Tiber hervorsteigt, zeigt sich dem Beobachter täglich eine grosse Anzahl Stadt- und Landbewohner aus allen Ständen, die, vor einer Glasthüre sich drängend, als Leidende, sei es nun mit verbundenem

Köpfe, sei es mit schmerzvoller Geberde, ungeduldig auf etwas zu harren scheinen. Nicht selten sieht man sogar prachtvolle Equipagen oder geschmacklose, bunte Adelskarossen dort anhalten, deren Insassen uns gleichfalls nicht in rosiger Laune dünkten, wohl aber durch ihr sonderbares Betragen unsere Neugier verstärken, zu erfahren, was den Grund zur Anhäufung so verschiedenartig zusammengewürfelter Persönlichkeiten bilden könnte.

Ein Zufall belehrte mich bald, wie Alles zusammenhing.

Ich litt an heftigen Zahnschmerzen und beabsichtigte zuletzt, um meinem Leiden ein Ende zu machen, den weltberühmten amerikanischen Zahnarzt Horner zur Exekution des Ruhestörers zu veranlassen. Als ich zu diesem Zwecke den Einspanner des mich bereits sechs Jahre bedienenden fünfundsiebzigjährigen Kutschers bestieg, erkundigte sich der Rossebändiger, für den ich immer ein freundliches Gesicht hatte, befremdet nach der Ursache ihm heute so abscheulich geschnittener Grimassen. Da klagte ich ihm die bittere Noth, erntete aber statt der erwarteten Theilnahme nur Tadel und Spott, weil ich einen Zahnarzt und nicht vielmehr den Mönch der Fate bene fratelli zu der bevorstehenden Operation erkoren hätte. „Seht dort jenen Knäuel von Menschen,“ lächelte er, mit dem Finger auf die gewöhnliche Ansammlung an der Brücke zeigend, „alle diese Ungeduldigen sind Kunden eines von den Aerzten verachteten Wunderdoktors. Versucht's mit ihm, „garantisco io,“ fügte er hinzu.

Noch einige meinerseits an den Cocchiere gerichtete Fragen, dann ging mir ein Licht auf: vor der Thür des Bruders wartete halb Rom, um sich Zähne ausreissen zu lassen, da Niemand ein so voll-

kommener Meister darin war, wie er. Und will man's glauben, dieser Beglückter so vieler armer Dulder lässt sich nicht etwa zwanzig Franken oder mehr für eine fast keinen Schmerz bewirkende, schnelle, sichere, mit kaltem Blut ausgeführte That bezahlen, sondern arbeitet vom frühem Morgen mit Ausnahme der Mittagsstunde, in welcher er am Klostertische speist, bis vier Uhr Nachmittags — gratis. Dann beginnen seine Klosterpflichten, betend kniet er beim Glockenklang Ave Maria am Altar, ganz gehört er den Brüdern.

Das ist der Frate Giovanni Battista Orseniga, der Wohlthäter der Menschheit, pater patriae genannt, welcher es schon bis zum Ausziehen von 400 Zähnen an einem Tage gebracht hat.

Ich fasste mir ein Herz, und in dem Augenblicke, da ich dem Geistlichen den Uebelthäter in meinem Munde gekennzeichnet — denn von Horner war nicht mehr die Rede —, lag der Quälgeist auch schon, ohne dass ich besonderen Schmerz gefühlt, auf dem nebenstehenden Tischchen mir vor Augen; ich war von aller Pein befreit und mit mir waren es fünf Mitgepeinigte, die bereits in meiner Gegenwart wie durch einen Zauber aus der Hölle in's Paradies versetzt worden waren.

O ihr Zahnschinder, hochgelahrte Dentisten und studirten Doktoren jeden Kalibers, wendet Eure Blicke auf den Apostel an der Brücke mit den Janusköpfen zu Rom, lernt und lernt abermals von ihm Geschicklichkeit, Uneigennützigkeit, Freundlichkeit und Bescheidenheit.

Orseniga ist eine edle Mönchsgestalt von herkulischem Körperbau. Sein Gesicht hat weder den Typus jener von Leidenschaft verzehrten, verschlagenen Jesuiten-Physiognomieen, noch die Form einer

aufgeschlemmten Franziskanernatur. Von der hohen Statur sehen die regelmässigen, wenn auch nicht gerade schönen Züge mit wohlwollender, herzugewinnender Miene und angenehmem Ausdruck auf die Leidenden herab. Schwarze Augen, schwarzes Haar, schwarze Kappe, schwarzes Priestergewand, schwarzer Gürtel um die Lenden und an diesem das Erlösungsinstrument, die blitzende Zange. So steht Orseniga vor uns und spricht in klangvoll sympathischem, sofort Vertrauen einflössendem Organe dem Zagenden Muth zu.

Die Behausung des Künstlers ist von eigenster Art. Gleich beim Eintritt an der oben erwähnten Glasthür gewahrt man im Innern der Klausen zwei Tonnen von ungefähr halber Manneshöhe und zwei Fuss im Radialdurchmesser. Beide sind bis zum Rand durchweg mit Tausenden menschlicher Zähne angefüllt, der täglichen Arbeit von Monaten und Jahren. An den Wänden sehen wir künstlich aus Zähnen fabrizirte Figürchen von Heiligen, an anderer Stelle sogar die Jungfrau Maria mit einer kleinen von goldplombirten Zähnen angefertigten Krone, das Christkind im Arm, ein einziger, geschnitzter und geschnörkelter, riesiger, alabasterweisser Menschenzahn. Zahlreiche Bilder aus der biblischen Geschichte schmücken die Mauern des Laboratoriums, von Kinderzähnen sowohl wie anthropophagenartigen Backzähnen mit kolossalen Wurzeln eingefasst.

Aber ausser diesen augenscheinlichen Kuriositäten verbergen einzelne kleine Schränke noch besondere Merkwürdigkeiten. Nur vorzugsweise Begünstigten wird deren Betrachtung zu Theil: Zähne, die kein Barbier, kein Chirurg, kein hoher Professor wegen ihrer Wurzelverkrümmung oder Knochenverwachsung sich zu entfernen getraute, aus Furcht, die

Kleinigkeit der halben Kinnlade des Patienten mit fortzureissen, die aber unser Mönch mit kühner Hand, mit Glück und im Glauben an seine spezielle Heilige, die Madonna del buon consiglio, zu heben keinen Anstand nahm, solche Raritäten werden als Wunder vorsichtig in Etuis aufbewahrt und zum Erstaunen Sachverständiger sowohl wie Laien, wenn auch nicht ostensibel, doch mit einer gewissen Genugthuung vorgezeigt.

Von den sonstigen Ornamenten der Klausen, wie sie buntscheckig und darauf berechnet, den Massen in's Auge zu fallen, an jedem katholischen Mirakelorte zu schauen sind, schweige ich, auch hier ist wahrlich kein Mangel an ihnen.

Die Werkstatt erhält ihr Licht nur von der nach der Strasse führenden Vetrina, während die anderen drei Seiten der Lokalität keine Sonne einlassen, es ist daher für uns fast unbegreiflich, wie die Prozeduren so im Halbdunkel vor sich gehen, ein Beweis für die ungemeine Virtuosität unseres Bruders. Von einem Stuhle zum Niedersetzen ist keine Rede, vielmehr müssen sich alle Kranken dem Prozesse im Stehen unterziehen, Zeit hat eben der Operateur nicht zu verlieren.

In einer Ecke des Gemachs fliesst der sogenannte Gotto di cannella in das übliche römische Marmorbecken, in welchem sich immer reinliche, durch das sprudelnde Wasser angefüllte Gläser befinden. Grobe, aber saubere Handtücher liegen reichlich um den Brunnen, mag sie ein Jeder nach dem gefürchteten Augenblicke dann beliebig benutzen.

Der Prior des Klosters hat es Orseniga freigestellt, auch in der Stadt sein Geschäft zu betreiben, und nicht selten wird er in die Häuser der Nobili und zu den Fremden in die ersten Hotels gerufen.

Hier setzt er dann seiner Wohlthätigkeit Schranken und tritt als Rival der zünftigen Mediziner auf, welche ihn gründlich darob hassen.

Die Einnahmen der Praxis fliessen durchaus nicht in seine Tasche; theilweise spendet er sie dem Kloster und dessen Armen, in zweiter Linie aber wendet er sie einem jährlich wiederkehrenden, von ihm gestifteten Kirchenfest, einem sogenannten triduum zu, welches zur Verherrlichung seiner Schutzpatronin, der oben genannten Madonna del buon consiglio, in allem Pompe begangen wird. Während dieser drei Tage ist die Kirche festlich mit Blumen und Teppichen geschmückt, kostbare Kerzen brennen, feierlich steigt wohlriechender Weihrauch auf, und vom Chor herab tönt der Klang längst verschollener, im musikalischen Archiv des Klosters aufgefundenener a-capella-Gesänge.

Mag diese Schilderung der Wirksamkeit Orseniga's, auch meines Wohlthäters und Freundes, vorerst dem nachsichtigen Leser genügen; kommt er selbst dereinst nach Rom, so wünsche ich ihm vor Allem kein Zahnweh. Da aber meine Gutmüthigkeit und frommen Wünsche wenig nützen, sollte es in den Sternen anders beschlossen sein, so mag er Giovanni Battista selbst erproben, er wird ihn echt befinden.

Zum Schlusse noch einen schüchternen, aber wohlgemeinten Rath.

Zwar bietet sich wenig Gelegenheit, mit Orseniga ausser von dem nervus rei, spezieller gesagt nervus dentis, zu konferiren. sollte der Zufall dennoch einen anderartigen Dialog herbeiführen, so zeige der Patient beileibe nicht eine liberale Gesinnung und verrathe sich nicht etwa als einverstanden mit der neuen Ordnung Italiens. Ich traue zwar nach allen bisherigen Erfahrungen unserem milden Künstler keine Rach-

sucht zu; ob aber der Ruck bei der Exekution nicht dennoch gewaltsamer von einem Fortschrittler als von einem papalen Konservativen empfunden werden könnte, ich will es nicht entscheiden. Menschen bleiben wir eben insgesamt.

Die Mora.

Ich führe den Leser zuvörderst in jenen melancholischen Stadttheil, Montanara genannt, wo die Häuser früherer Zeiten in die Trümmer altrömischer Ueberbleibsel, als da sind: der Portikus der Oktavia, das Marcellus-Theater, der Janustempel, der Goldschmiedsbogen etc., eingemauert oder eingegraben stehen.

Dort, wo einst das noch erhaltene Haus des Cola di Rienzi am Vesta-Tempel unweit des Tibers sein finsternes Angesicht einer noch dunkleren Gasse zeigt, erhebt sich im Quadrat ein alter Palast, der, bis in's höchste Stockwerk von verschiedenen Familien der unteren Klassen bewohnt, viel Sorge und Kummer in sich schliesst. Mit ihren Angehörigen hausen hier caretterieri, locandieri, pizzicaroli, Fischer, Eisenkrämer, Gemüseverkäufer etc., zwar in grosser Dürftigkeit, aber mit dem Selbstgefühl altrömischer Abstammung und echten Blutes. Fast sämmtlich sind diese Leute papalini — Anhänger des Papstes —, die einzige Eigenschaft, welche sie in ihrem fortwährend geführten Kriege mit einander verbindet. Ihre gewöhnlich ungemein enge Behausung müsste für einen freie und frische Luft bedürfenden Nervenschwächling unerträglich sein, ja ihn in kurzer Zeit zu Grunde richten, aber die oft bestrittene Zähigkeit jener südlichen Naturen übertrifft doch bei Weitem die der Kinder

kälterer Zonen und überwindet mit Kraft die Stickluft und die Uebelgerüche solcher Lokalitäten.*)

Einige Zimmer der ersten Etage waren von der Familie eines vormaligen Fuhrmanns besetzt, der brodlos nun in den spacci di vino umherlungerte, wo er manchen soldo von dem Schweiss seiner Frau und dreier Töchter hinabgurgelte. Die Mutter wickelte emsig in einer Fabrik den ganzen Tag über Cigarren. Eines der Mädchen war Wäscherin und mit einer grossen Anzahl Gefährtinnen beschäftigt, für so und so viel Familien an einer öffentlichen Waschbank, wie deren Rom bei dem Uebermass von Wasser so viele besitzt, von frühem Morgen bis in die Nacht hinein mit einer Art Kelle die Wäsche zu klatschen. So geschieht's hier. Die Mädchen scheuen sich oft, Beschmutztes mit den Händen zu berühren und überlassen es, nicht selten aus Trägheit, dem nie rastenden, durch die Fontane fliessenden Quell, die biancheria fortwährend mit kaltem Wasser zu bescülen und auf diese Weise zu reinigen. Die mittlere der Schwestern plättete ausser dem Hause; nur die jüngste, Mora genannt, weil sie einen mulattenartigen Teint und rabenschwarzes Haar hatte, war mit der häuslichen Wirthschaft betraut. Alle drei Schwestern schliefen

*) Von allen durch Frost und Krankheit unterliegenden Soldaten der grande armée in der furchtbaren russischen Katastrophe waren verhältnissmässig die wenigsten Opfer Spanier und Italiener. Dieses historische Faktum bestätigte mir neulich beistimmend in einer geflogenen Unterhaltung ein sich leicht bewogender, rüstiger Greis von 95 Jahren, der, die légion d'honneur im Knopfloch, 1812 vor Moskau und bei der Beresina mitgefochten. Er bettelte in Florenz an der Piazza Michelangelo, denn das von Napoleon für auswärtige Invaliden seiner Armee ausgesetzte Kapital von 40 Millionen kassirte die Restauration und überliess die Kämpfer für Frankreichs Weltherrschaft der Armuth und dem Hunger. In Calabrien starb ganz vor Kurzem ein Veteran der alten Garde von 104 Jahren in bitterster Armuth.

in einem grossen Bette, welches wiederum nur durch eine Gardine von dem der Eltern getrennt wurde.

Eintracht herrschte im Familienkreise nicht; weder Tag noch Nacht liess das wenig verträgliche Temperament der Mora die Ihrigen zur Ruhe kommen. Mit Dreistigkeit schleuderte sie oft dem Vater Vorwürfe über seine Faulenzerei in's Gesicht, tadelte die Schwestern, insofern sie sich von den mit ihnen nicht zufriedenen Herrschaften das Geringste bieten liessen, hatte selbst dies oder jenes an der guten, arbeitsamen Mutter auszusetzen und machte mit einem Worte dem Nächsten das Leben zur Hölle. Ging's dann garnicht mehr im Hause und wurde die Unzufriedenheit über ihr Maulwerk zu gross, so suchte sie sich, wie sie es nannte, eine Stelle irgendwo „zur Aushülfe“. Das Wort „dienen“ kommt nicht über die Lippen einer Römerin selbst von dem untersten Volksschlage; lieber hungert sie, als dass sie sich zur Sklavin erniedrigt. Der Begriff der Freiheit ist ihr Bedingung des Lebens.

Und hier will ich gleich einschalten, dass bisher sämtliche Dienstboten Roms aus der Provinz stammten. Erst jetzt, bei der gänzlichen Umgestaltung aller Verhältnisse und bei der immer mehr um sich greifenden Armuth, verstehen sich hier und da Eingeborene, wenn auch mit schwerem Herzen dazu, in fremden Häusern Dienste zu suchen. Auch hierdurch geht ein Stück altes Römerthum verloren. Das Wort „vasallo“ bedeutet nicht wie bei uns ein zum Dienst Verpflichteter, sondern vielmehr „Schuft“, „Schurke“, weil der bisherigen Anschauung zufolge der, welcher freiwillig sich in die Knechtschaft begiebt, seiner Ehre so nahe tritt, dass er für anrüchig betrachtet wird. Daher hütet sich die Mora, als gemiethete Köchin zu figuriren und besteht regelmässig

darauf, nur zur Hülfeleistung auf unbestimmte Zeit aufgefordert zu werden, zu welcher sie sich dann in aller Bequemlichkeit herablässt.

Gelegentlich befragt, ob es nicht für eine ihrer Schwestern sehr vortheilhaft sein würde, die dieser angebotene Stelle als cameriera bei einer Contessa zu übernehmen, antwortete sie höhnisch und mit Achselzucken: „Le romane non si prestano al servizio“ (Römerinnen dienen nicht).

Sie selbst war in unserer Küche bereits sechsmal als sogenannte Unterstützerin, und ebenso oft wurde sie wegen Unverträglichkeit mit einer zweiten Donna, Unzuvorkommenheit gegen die Hausfrau, Eigensinn, unberufene Kritik häuslicher Angelegenheiten theils entlassen, theils schnürte sie ihr Bündel selbst, grüsste „addio, a rivederci un' altra volta“ und zog sich in die elterliche Wohnung zurück. Hier pflegte dann Jammer und Wehklagen über das Wiedererscheinen der Wenigbegehrten auszuberechnen.

Wie? höre ich meinen Leser fragen, wird eine Padrona denn nicht müde, mit einer so wenig anziehenden Magd immer wieder in Verbindung zu treten? Antwort: Die Mora ist grundehrlich, sittlich untadelig, in ihrer Art tief religiös (papalina) keiner schlechten Handlung fähig, mildthätig, arbeitsam und zuverlässig. Nur unleidlich und unumgänglich wegen ihres Stolzes, ist sie ebenso im väterlichen Hause als anderswo ein böser Dämon.

Dieser Stolz jedoch, so unberechtigt, ja oft grotesk er auch in vielen Fällen erscheinen mag, hat doch etwas von dem Selbstgefühl der Mutter Coriolan's an sich, welche lieber Leichen von zwölf Söhnen, gestorben für's Vaterland, als nur einen unter ihnen im üppigen Müssiggange vor sich sehen wollte. Noch ist der letzte Tropfen katonischen Blutes in diesen

reinen römischen Abkömmlingen nicht absorbirt. Und überzeugt von ihrem antiken Werthe, trägt sich die Römerin auch äusserlich stolz. Analog der inneren Echtheit muss z. B. ihr Sonntagsputz von festester, ungefälschter Seide, ihr Schmuck von 18-karätigem Golde sein. Vermag sie sich nicht würdig und alter Sitte gemäss auszustaffiren, so bleibt sie lieber im Hause oder vor der Thür; in der Vigne vor dem Thore zeigt sie sich nimmer.

Um mich aber nicht in's Allgemeine zu verlieren, sondern obige Wahrnehmungen durch ein Positivum zu erhärten, mag folgendes konkrete Faktum hier seine berechtigte Stelle finden. Ohne Zweifel wird es wegen der kolossalen, in ihm zu Tage tretenden Ueberhebung die Lachmuskeln der Hörer reizen, gewinnt aber vielleicht vielen unter ihnen dennoch zuletzt ein Kopfnicken ab.

Auf einer Reise durch Italien suchten mich vor nicht langer Zeit zwei Jugendbekannte, jetzt hochberühmte Männer, B—th und Br—s, auf;*) sie hatten bei einem armen, kranken, unbedeutenden Genossen, mit welchem sie vor langen Jahren frohe Stunden verlebt hatten, nicht vorübergehen wollen.

Beim einstweiligen Abschiede nach dem ersten Zusammentreffen wurde für den folgenden Tag ein Frühstück alla romana verabredet.

Die Mora war die richtige Persönlichkeit, ein solches in charakteristischer Art aufzutischen. Rümpfte sie gleich bei Preisung nordischer Gerichte die Nase, ja überlief sie sogar ein Schauder, wenn von Sauerkraut und Pökelfleisch die Rede war, so verstand sie

*) Um die nachfolgende Anekdote würziger zu machen, muss ich gerade die hervorragende wissenschaftliche und künstlerische Stellung dieser Freunde betonen. Es waren Billroth und Brahms.

um so besser *maccheroni con pomi d'oro*, ein ausgesuchtes fritto, einen Agnello-Braten mit *carciofi* in umido und, als *Dolce*, *gnocchi* zuzubereiten. Solche Gerichte wurden denn auch zu morgigen Leckerbissen für den deutschen Gaumen ausgesucht.

Und beide Gäste versicherten mir, als wir in fröhlicher Unterhaltung an dem mit zwei Korbflaschen, in der einen weisser *Frascati*, in der andern rother *Velletri*, besetzten Tische gemüthlich plauderten, dass italischer Trank und italische Speise doch gar nicht zu verachten seien.

„Das ist der Wein, den Horaz getrunken,“ rief der Chirurg, das Glas schwingend, in gehobener Stimmung aus, während der Musiker in seiner bekannten lebenswürdigen Jovialität als angehender Hagestolz zu überlegen anfang, ob er sich und der Menschheit nicht eigentlich schulde, eine Donna wie die Mora, die zu einem guten Trunke einen so schmackhaften Imbiss zu zaubern verstand, als Ehehälfte mit nach Deutschland zu führen. „Das Mädels müsste man heirathen,“ behauptete er.

Viel gab's zu scherzen und viel zu lachen. Und als zuletzt noch ein Glas Sizilianer vom Besten darauf gesetzt wurde und die Köpfe etwas warm waren, erklärte ich der Mora als Vermittler, ein grosser deutscher Künstler begehre sie zur Gattin; er sei noch dazu Musiker, und Musik liebe sie doch vor Allem, denn sie singe ja ohn' Unterlass den lieben langen Tag. Welche Antwort, denkt mein Leser, erhielt der Fragende auf dies Anerbieten? Nun sie war so klassisch, dass der bekannte, jetzt verstorbene Levin Schücking mich später bedeutete, sie unter keinen Umständen der Nachwelt vorzuenthalten. Mit energischer, abwehrender Geberde sprach die Mora emphatisch:

„Sono romana,“ — und sich hier unterbrechend,

mass sie mich vom Kopf bis zur Zehe — „nata al Ponte rotto, dove sta il tempio di Vesta, non sposerò mai un barbaro!“

Ich bin Römerin, geboren am Ponte rotto, wo der Vesta-Tempel steht; nie werde ich einen Barbaren zum Manne nehmen.

Der Kappenmacher.

Wenn unser Goethe den geraden Weg von seiner Wohnung aus zu seinen geliebten Fresken von Domenichino in St. Andrea della Valle nahm, so musste er einige die Kirche umgebende Winkel durchstreifen, in deren Häuser seit Jahrhunderten nie ein Sonnenstrahl hineingefallen sein kann. Zeigt gleich ihre Front nach Süden, so wehren doch die dicht und himmelhoch ihnen gegenüberstehenden Kirchenmauern bis zur höchsten Höhe der alten Paläste hinan dem Lichte jeden Zutritt.

Vor wenigen Monaten noch sahen wir diese Lokalitäten und Baulichkeiten ganz unverändert vor uns, seitdem aber sind sie der Verlängerung der Via nazionale, die bereits manches historisch interessante Monument verschlang, zum Opfer gefallen, und zwar zur Trauer des Künstlers und Melancholikers, zur Freude des Freigeistes und modernen Architekten.

Als ich einst in meiner Jugendzeit durch dieses schattige Labyrinth wie fast jeder Rom Besuchende zu obigen Meisterwerken wallte, erblickte ich in dem dunklen Erdgeschosse eines uralten Hauses, über seine Arbeit gebückt, einen buckligen, abgemagerten, in grünlicher Gesichtsfarbe schimmernden, wenigstens dem Anschein nach sehr alten Mann. Er schwang mit grossem Eifer die Nadel und war so in sein Machwerk vertieft, dass er nicht einmal gewahr wurde, als ich mich ohne Weiteres bei ihm einzutreten er-

dreistete. Hierzu war ich nämlich dadurch verlockt worden, dass ich bemerkte, wie eine grosse Anzahl schwarzer, rother und violetter Kappen, deren Verfertiger jedenfalls der Bucklige selbst gewesen war, und deren Verkauf er unzweifelhaft beabsichtigte, umherhing. Ich wollte ein Käppchen erstehen und fragte, ob die Waare käuflich sei.

Durch den Abstand der warmen Strassen- und kalten Kirchenluft haben sich schon Viele in Rom das Fieber, wohl auch Manche den Tod geholt; da thut ein schwacher Mensch wohl daran — mag dies für Romreisende ein guter Rath sein —, ein seidenes, noch besser ein wollenes Käppchen in der Tasche zu tragen, um es sofort beim Eintritt in die Kirche mit seiner üblichen Kopfbedeckung zu vertauschen. Der Besucher der Sehenswürdigkeiten, der oft schweisstriefend durch die Gluthitze der durchwanderten Strassen in die hohen Hallen tritt, ist immer gezwungen, beim ersten Schritt in das eiskalte Heiligthum seinen Kopf zu entblössen; nur das Zauberkäppchen kann ihn vor gewisser Erkältung schützen.

Obgleich noch jung von Jahren, war ich doch immer ein Schwächling, und so wollte ich meinerseits mir obige, von alten Rombewohnern ertheilte erprobte Mahnung zu Nutze machen.

Mein Buckliger fragte mich verwundert, zu welchem Zwecke ich eine seiner Kappen begehrte, sie seien zum Verkauf nicht feil. Mir schien solche Antwort sonderbar; ein geräumiges Gemach voller Kappen und nicht eine davon zu verkaufen? Unmöglich konnte doch der Inhaber die Kappe aus Liebhaberei wechseln, oder aus Spielerei am Dienstag schwarz-, am Donnerstag roth- und violett-, am Freitag weissbekappt einhergehen, denn auch zwei weisse Exemplare von feinster Seide waren mir zuletzt in die

Augen gefallen. Ich unterrichtete sofort den Alten von meinem sehr vernünftigen Zwecke und hatte auch bald die Freude, ihn nach und nach geschmeidiger zu finden; vielleicht, dass er mich von nun an für einen devoten, den Tag über in verschiedenen Kirchen sein Gebet verrichtenden Büsser zu halten anfing.

„Diese Kopfbedeckung,“ erwiderte er feierlich, „ist einzig und allein für die Geistlichkeit bestimmt. Ich arbeite nicht allein für Seine Heiligkeit, sondern auch für alle hohen Prälaten unserer heiligen Kirche.“ Dann erklärte er mir, dem Neuling, was ich zu seiner Verwunderung noch nicht wusste, wie weiss die Papst-, roth die Kardinals-, violett die Bischofs- und schwarz die Kappenfarbe der Monsignori und der übrigen Priester sei. Er allerdings war Praktikus in diesem Geschäfte, denn, wie er erzählte, hatte er's vom Vater und dieser wiederum vom Grossvater erbt; sollte der arme kleine Unglückliche, wie es ja leider so oft zu geschehen pflegt, auch seinen übergrossen Buckel mit der sonstigen Erbschaft übernommen haben, so müssten wir hier die traurige Begebenheit verzeichnen, dass drei einsame Bucklige, wenn nicht auch schon deren Vorfahren, seit undenklicher Zeit in dem finsternen Loche einer finsternen Strasse, in feuchter, ungesunder Luft, ohne Sonne und Licht ihr Leben damit verbrachten, der katholischen Geistlichkeit die Tonsurwärmer zu nähen.

Ob der Greis seine Pflichten überschritt, oder ob er dazu berechtigt war, etwas zu veräussern, ich weiss es nicht; zuletzt entschloss er sich nolens volens, für Geld und gute Worte meinem Ansinnen nachzugeben. „Aber,“ stotterte er, „nur in Schwarz kann ich Sie bedienen; mit einer Kardinals- oder Bischofsmütze wollen Sie doch nicht etwa durch Rom ziehen?“ Armer Betrogener! hättest Du geahnt, dass Dein ge-

weihtes Objekt von nun an den Scheitel eines Ketzers bedecken sollte!

Zuletzt war ich froh, der dumpfen Atmosphäre entrinnen zu können, um mich einige Augenblicke später, mein Käppchen auf dem Kopfe, an den herrlichen Domenichinos zu laben.

Seitdem bin ich alt und grau geworden, 40 Jahre sind inzwischen verflossen; ein Leben voller Krankheit und Kummer liegt hinter mir; Alles, ja Alles ist so ganz verändert; die nimmer argwöhnende Jugend kommt nicht mehr zurück. Meine Domenichinos aber musste ich bei diesem in so späten Jahren abermals in Rom genommenen Aufenthalt doch wiedersehen, denn Eins in mir ist dasselbe geblieben: die Liebe zur Kunst.

Da ging ich, wenn auch mit langsameren Schritten als damals, wieder durch dieselben Winkel, wo der alte Kappenmacher einst gesessen hatte, dessen Gestalt mir jetzt zum ersten Male nach beinahe einem halben Säkulum wieder vor die Seele trat. Mit dem Gedächtniss des Menschen hat es ja seine eigene Bewandniss. Fakten aus der Kindheit, an welche wir während des ganzen Lebens nie mehr dachten, plötzlich tauchen sie mit Blitzesschnelle klar in unserer Phantasie von Neuem auf. So auch hier.

Aber — aber halt! was ist das? träume ich? fable ich? wie ist mir? — Nein, es ist unleugbar, es ist Wirklichkeit: da sitzt der alte Kappenmacher auf derselben Stelle und näht. Aelter sieht er nicht aus als damals, denn er schien schon ehemals uralt, und doch hat er seitdem 40 lange Jahre Kappen weiter gemodelt. Giebt es einen Erbarmer dort oben?

Ich trat zum zweiten Male in seine Klausur, ich sprach mit ihm. Er war äusserlich wie versteinert, doch im vollen Besitz seiner physischen und geistigen

Kräfte. Seine Stimme war dünn, aber nicht störend, nicht unsicher. Ein Diplomat, glaubte er sich meiner noch erinnern zu können und fand, dass ich mich wenig verändert hätte. Oh wir Menschen! sogar in solcher Situation sind wir Schmeichler!

Wiederum kaufte ich eine Kappe, denn er verweigerte sie mir nun nicht mehr; und, denke man, welches Glück ich hatte, welchen Vorzug vor vielen Sterblichen! Der kleine Bucklige drückte schelmisch ein Auge zu und flüsterte mir ganz leise in's Ohr: „Fu fatta pel Santo Padre, ma non gli andava troppo bene.“ Der Papst also hatte das Käppchen bereits auf dem Kopfe gehabt und anprobirt, nur hatte es ihm ein wenig zu knapp gesessen. Schwarz gefärbt — es war vorher weiss gewesen — trug ich von nun an als Privilegirter das heilige Kleinod, so das Haupt der Unfehlbarkeit geschmückt und so mir in alter Freundschaft jetzt überlassen.

Ich sah den Alten nicht wieder. Als ich nach ungefähr einem halben Jahre noch einmal in diese Gegend kam, waren die Oertlichkeiten gänzlich verändert; die dunklen Winkel, Häuser und mit ihnen ganze Strassenkomplexe schienen wie durch einen Zauber weggewischt, und statt der früheren Finsterniss strahlte mir ein blendendes Lichtmeer von der nunmehr überhellen Piazza St. Andrea della Valle entgegen, dem meine Augen kaum zu widerstehen vermochten. Verschwunden waren die Jahrhunderte und mit ihnen der arme, kleine, uralte, bucklige Kappenmacher.

Hatte Goethe seinen Grossvater, Vater oder wohl gar ihn selbst dort nähen sehen?

Der Kunst-Antiquar.

Man wundre sich nicht und tadle mich nicht, wenn ich, scheinbar ganz unmotivirt, statt der er-

warteten römischen Figur vorerst die ehrbare Gestalt des alten, braven Berliner Wachtmeisters Friedländer auftreten lasse.

Dieser erzählt:

„Nach de Schlacht von Viktoria in Spanien, wo ick mit meine Plempe ingehauen habe, da sagte der olle Wellington zu mir: „„Wir wollen nu ew'ge Freunde bleiben, Friedländer.““

Ick habe ooch nie keenen intimeren Freund nich jehabt, wie Wellington.

Ne Ewigkeit hatten wir Beede, ick und Wellington, uns nicht jesehen.

Da wurde ick nach London per Ehrenwache abkommandirt.

In London starrt mir lang een Mann an, dann schreit er uf eenmal los: „„Hol mer der Deibel, Friedländer, bist Du's?““

Et war mein Wellington.“

Dies sonderbare Intermezzo mag man also entschuldigen, denn ich kann den alten Kunstantiquar Lucchesi, wie ich mich auch anstrenge, gar nicht besser charakterisiren, als wenn ich ihn zu so einem zweiten Friedländer stempele, nur mit dem Unterschiede, dass jener die derbe Berliner, dieser die feinere italienische Art des Umgangs zur Schau trägt; der Typus ist derselbe. Montags hat Lucchesi keinen genaueren Bekannten als Lord Brown und den Herzog von Cambridge, Dienstags keinen intimeren Freund als den Fürsten Gallizin oder den Duc de Montemorency, am Mittwoch vertraut er allen seinen Besuchern ganz insgeheim, dass der Principe Odescalchi oder der Duca di Sermoneta, auch Fürst Demidoff, Butenieff und eine grosse Anzahl sonstiger offs und ieffs nie etwas unternehmen, ohne ihn vorher um seinen Rath befragt zu haben. Kurz, so oft man

mit dem alten, gemüthlich unter seinen Kunstschatzen thronenden und immer die grosse Tabaksdose zum Prisen darbietenden Herrn plaudert, kommen Mordgeschichten zum Vorschein, die sich einander überschlagen und uns dabei in Staunen versetzen. Leider aber werden die häufigen Besucher der Gallerie, so zu sagen, die Stammgäste, zu wahren Opferlämmern, denn seine Erzählungen wiederholen sich permanent; ich z. B. kenne deren unzählige gleich einem erlernten Gedichte auswendig und mache mich anheischig, sie bewusstlos herzuleiern nach Belieben.

Unter drei Päpsten war Lucchesi Kustode einer dem Staate gehörigen Bildergallerie gewesen; im Jahre 1870, beim Einzuge der Piemontesen, hatte er seine Stellung quittirt. Sein Alter ist 85 Jahre, man kann nicht fehlen, er geht mit dem Jahrhundert. Anders geartet wie gleichgültige Wächter in solchen Kunstanstalten hatte er vielmehr von Natur das Talent und den Drang bekommen, den ihm gewordenen Posten zu seiner Belehrung und zum Studium auszunutzen. Dadurch ist er aber zugleich ein reicher Mann geworden, und Viele beneiden ihn um sein schönes Haus in der Via del babuino, gegenüber dem Kloster, in welchem Cornelius sein grösstes Werk zeichnete, den Karton zu den apokalyptischen Reitern.

Wir sind hier im Fremdenviertel, wo ein Hotel neben dem andern die Gäste aller Nationen aufnimmt und ein reger Verkehr sich mehr um Kunst- und Luxusgegenstände als um Handels- oder politisches Interesse dreht.

Schon längst während seiner Amtspflicht hatte sich Lucchesi im Stillen ein eigenes Kunstgeschäftchen von alten Bildern, antiken Statuen und Vasen angelegt, welches er mit der Zeit vergrösserte, und

aus dem er früher, wo Rom mehr von hohen Fremden als jetzt besucht wurde, die glänzendsten finanziellen Vorthelle zog. Er war in einer Person Kenner, Kritiker, dann auch Rathgeber der hohen Signori, die werthvolle und klassische Bilder kauften, und besass wegen seiner Rechtlichkeit und des daraus entsprungenen guten Rufes allerwärts vollständiges Vertrauen. So floss ihm oft ein gutes Stück Geld als Kommissionsgebühr in die Tasche, denn umsonst that er nichts; „per niente non c'è niente“ war sein Sprüchwort. Aber ausserdem, dass er sich gut zahlen liess, hatte er eine feine Nase, und wo ein bedeutendes altes Gemälde aufzutreiben war, witterte er Morgenluft früher als jeder Andere.

Noch heute ist der untere Raum seines Hauses stets mit den ausgesuchtesten Kunstschatzen gefüllt; es giebt deren in Rom immer noch viele, nur ist die Zeit eine andere geworden, sie finden nämlich keine Abnehmer mehr. Unser Kustode hat aber längst schon sein Schäflein in's Trockne gebracht und sitzt, Audienz ertheilend und Niemand mehr als Gönner betrachtend, ein Millionär, in seinen kühlen Gewölben. Gleichgültig für den Verkauf seiner Schätze, delectirt er sich mehr an deren Schönheit und Werth; er spielt den gran signore und ist doch ein einfacher Mann geblieben.

Bei meinen Morgenpromenaden trete ich fast täglich in die Behausung des alten Freundes; ist es doch in Italien so Mode, auf einige Augenblicke bei Bekannten vorzusprechen, sich ohne Weiteres niederzulassen und bald sich wieder auf den Weg zu machen. Eine Unterhaltung ist kaum nöthig, man zeigt sich, begrüsst sich und — „a rivederci!“

Während dieser Impromptus sitze ich Beneidenswerther gewöhnlich auf dem Stuhle, „wo Lord Dudley

so oft gesessen,“ seltener in dem gepolsterten Sessel, dem Lieblingsplatz des Fürsten Tschernitschew.

Von Zeit zu Zeit wechselt der alte Herr die im Laden aufgestapelten Kunstwerke, denn auch die oberen Etagen, in welche Niemand eindringen darf, bergen manches chef-d'oeuvre, das dann plötzlich zur Ueberraschung der Kunstliebhaber sich präsentirt. Ein solcher Umtausch der Gegenstände hatte zufällig vor meinem letzten Besuche stattgefunden; nur das grosse, mir ewig bekannte Thierstück von Schneider, welches seit sechs Jahren sich nicht von der Stelle rückt und rührt, weil der Kustode eine sehr bedeutende Summe dafür beansprucht, behauptete seinen Posten. Dagegen fesselten auf's Lebhafteste meine Aufmerksamkeit zwei prächtige Landschaften von Poussin, ein grosser Salvator Rosa, holländische Wirthshausszenen von Teniers, mehrere Venetianer, unter ihnen eine heilige Familie von Palma Vecchio und andere Neuaufgestellte, welche bis zum Beginn der Saison sorgfältig verborgen gehalten waren.

Ich bin aus einer Künstlerfamilie, in Ateliers aufgewachsen, ein begeisterter Anhänger der Kunst des Cinquecento und glaube nicht ohne alle Sachkenntniss zu sein, denn ich habe viel gesehen, beobachtet und verglichen. Auch mit der Antike bin ich ziemlich vertraut, wenngleich nur als Dilettant, jedenfalls gelte ich für keinen Böötier; dies mag nun wohl der Grund sein, weshalb ich die hohe Ehre geniesse, im Verein mit so vielen Marquis, Fürsten und Lords zu den intimen Freunden des Kustode gezählt zu werden.

Heute war der Alte noch gesprächiger zum intimus als sonst, hatte ihn doch die neue Bilder-aufstellung überaus beglückt, und auch ich gestehe ein, dass ich ganz versenkt in einen Guido war, für

welchen mein Freund nicht genug des Lobes hatte. Wir waren Beide wie elektrisirt.

In so zutraulicher Stimmung weihte er mich in die Geheimnisse seiner kaufmännischen Maxime ein. Diese Offenheit hatte etwas sehr für ihn Einnehmendes, wiewohl nicht Jeder seine Prinzipien unbedingt unterschreiben würde.

Er hatte immer gewusst, das käufliche Objekt sehr billig in seinen Besitz zu bringen, um es für einen sehr hohen Preis wieder loszuschlagen. Logisch entwickelte er mir seine Ansicht, dass bei Kunstgegenständen der Liebhaber und nicht der Verkäufer den Preis fixire; darum setze er seine Waare nie wieder an Händler, sondern nur an Kunstmäcene ab; ein grosser Signore aber sei immer nobel. Das *pretium affectionis* habe er nie bestimmt, vielmehr sich nur bieten lassen, und gewisse hohe Herren, besonders Engländer und Amerikaner, hätten oft unglaubliche Summen daran gesetzt, wenn sie sich gerade einmal auf etwas gesteuft hätten.

Er sei nie grausam gegen arme Leute, sondern immer ein Gentleman gewesen und hätte es für billig und gerecht gehalten, einen Unwissenden, dem er ein Kunstwerk für eine zu geringe Summe abgenommen, nach gehabtem Gewinn durch ein *Douceur* zu entschädigen. Das sei der Grund, weshalb die Leute bis heute ihm gern verkauften, auch von allen Seiten Nachrichten zutrügen, in welchem Winkel Roms noch etwas aufzustöbern sei. Er kaufe aber nichts mehr; die Zeiten seiner Wirksamkeit seien vorüber.

Als ich Lucchesi einmal von einem Van Dyck erzählte, im Besitz einer meiner Jugendfreundinnen, einer alten Kontessina, kannte er das Bild ganz ge-

nau, „ja, vor dreissig Jahren wäre es mir nicht entgangen, jetzt mag sie's behalten,“ sagte er.

Er charakterisirte die jetzige Freiheitszeit als einen Vandalismus, einen Schwindel und führte aus, dass eine Epoche, die keine Freude mehr an der Kunst fände, als eine den Menschen verthierende zu betrachten sei. „Warum bin ich nicht zur Zeit gestorben, wo die wahre Freiheit in der Welt herrschte, die Freiheit, recht zu thun?“ Sein Begriff der wahren Freiheit harmonirte also mit dem Albas in Göthe's „Egmont“.

Ich erfuhr weiter, dass Lucchesi, hatte er einmal eine Zahl ausgesprochen, sei es zum Kauf oder Verkauf, nie mehr davon abging. Bei dieser Gelegenheit zeigte er mir einen Porphyrtorso, der vor zwölf Jahren in der Gegend des Foro Trajano aufgefunden war. Er hatte das prächtige Stück für ein Geringes vom Staate erstanden, dessen Kommissar die Schönheit eines solchen Meisterwerkes nicht erkannt. Vor nicht langer Zeit nun wurden ihm von einem Reisenden im Auftrage der preussischen Regierung 40,000 Franken dafür geboten; er hatte sich aber die Summe von 50,000 Franken zurecht gelegt und gab ihn nicht. „Hätte mir der Herr 49,999 zahlen wollen,“ meinte er, „so hätte ich sie zurückgewiesen und meinen Torso behalten, denn es fehlte ein Franken.“

Eben im Begriffe, aus der Thür zu treten, bat mich der Alte, ihm heute ausnahmsweise eine halbe Stunde länger Gesellschaft zu leisten; er habe mir etwas mitzutheilen, lächelte er. Sollte es möglicherweise ein englisches Staatsgeheimniss sein? dachte ich. Da könnte ich in der Politik noch eine Rolle spielen, insofern ich es Bismarck verriethe. Doch weit gefehlt, nichts von Krieg und Frieden oder Besetzung von Festungen, es galt einfach der Er-

schliessung eines Saales im hinteren Hausraume, den ich bis dahin nie betreten hatte. Nicht Jedem wird diese Lokalität geöffnet, manche Bilder müssen verheimlicht werden und dürfen nicht in's Gerede kommen, sie verlieren sonst an ihrem Ruf. Es verhält sich mit ihnen, wie mit den Frauen: wenn sie erst allerwärts bekannt sind, rümpft man die Nase über sie.

Jetzt erst hatte ich das Gefühl, wirklich zu den privilegierten Besuchern zu gehören, durfte ich doch etwas Exquisites geniessen, obwohl der Alte wusste, dass ich kein Käufer war.

Quer über einer Ecke des Salons standen auf Rollen zwei grosse Gemälde, ungefähr von der Höhe der Transfiguration; beide waren mit Vorhängen von Leinwand bedeckt, die man vermittelst einer Schnur aufziehen konnte. Lucchesi entschleierte das vordere, nachdem er es vorher in ein günstiges Licht gerollt.

Jetzt wollte er mich auf die Probe stellen.

„Wer ist der Autor dieses Bildes?“ fragte er.

„Es ist ein spanisches Bild, doch der Autor ist mir zweifelhaft,“ meinte ich; nach einigem Nachsinnen rieth ich Ribera.

„Getroffen!“ rief er applaudirend aus; und wie hoch schätzt Ihr das Bild im Preise?“

„Vierzigtausend Franken.“

„Wieder getroffen; Ihr seid ein Hexenmeister; doch entschuldigt diesen Ausdruck,“ fügte er begütigend hinzu.

Dann erfuhr ich, dass diese, die Marter und den Tod irgend eines spanischen Heiligen uns zu Gemüthe führende Komposition einem Amerikaner Geschmack abgewonnen hatte, er war dessen Eigenthümer geworden. Die Hälfte der Summe hatte er beim Ankauf vor zwei Jahren sofort ausgezahlt, seit-

dem hat er nichts mehr von sich hören lassen, und so gehörte das Bild halb dem Käufer, halb dem Antiquar.

Nun rückte er das zweite Gemälde vor. Wiederum zog er den Vorhang auf, und eine Szene aus einer früheren Belagerung Sevillas: Sterbender Held, Engelschaaren im rosigen Himmelsgrunde, die dem Märtyrer eine Krone entgegentragen, und sonstige Allegorien, das Ganze eine Episode aus dem Kreuzzuge gegen die Araber, eine Verherrlichung des Christenthums, zeigte sich mir.

„Wer ist der Autor?“

Lange besann ich mich, dann meinte ich einen Velasquez zu erkennen.

Ich hatte gefehlt.

„Wie hoch schätzt Ihr den Preis?“

„Nun, gleichfalls 40,000 Franken.“

Da bot er mir eine Prise, dann raunte er mir in's Ohr: „Setzt eine Zwei vor.“

Ich staunte.

Noch lange stand er neugierig da, in der Erwartung, ich würde doch noch vielleicht den Meister errathen. Dann rief er ungeduldig, laut, ja unwillig: „Es ist ein Murillo, er kostet 240,000 Franken; Ihr versteht nichts von Kunst.“

Dies Kompliment nahm mir für einen Augenblick den Muth, die bis dahin so herzliche Unterhaltung weiterzuführen; nach und nach jedoch ermannte ich mich und wagte, wenngleich mit äusserster Schonung, einen bescheidenen Zweifel in Beziehung auf die Identität des Künstlers auszusprechen.

Sehr gereizt versetzte der alte Mann seiner Tabaksdose einen derben Schlag, dann verschwand er wie der Blitz, kehrte aber flugs wieder mit einem Haufen Papiere zurück; es waren Dokumente von

Olim's Zeiten her, welche die Echtheit seines Murillo ausser Frage stellten. Man erlasse mir, die Wege anzuzeigen, die das Gemälde von Madrid nach Sevilla, Burgos, zurück nach Madrid, Neapel, Mailand, zurück nach Sevilla etc. etc. bis nach Rom gemacht hatte, und wie es an einem Haare hing, dass es in die Hände Napoleon III. gerieth, der es zu besitzen wünschte. Alle Unterhandlungen scheiterten indess an der Unbeugsamkeit des Kustoden, welcher von dem beabsichtigten Preise kein Jota ablassen wollte, bis der Kaiser die Forderung mehr aus Unmuth über solche Hartnäckigkeit als weil er die Summe, die er allerdings für zu hoch hielt, nicht hätte zahlen wollen, zuletzt verwarf. So hat Lucchesi immer noch seinen Murillo auf dem Halse und bewahrt ihn mit der grössten Indifferenz für seine Kinder, eventualiter Enkel und Urenkel, wenn nicht bis zu deren Er wachsen die Herren Sozialisten und Nihilisten das Kleinod für ihre Galerien erworben haben.

Dass Lucchesi von seiner Regel, jetzt nicht mehr zu kaufen, abweichen würde, glaube ich fest. Die Ende April 1855 in der Via nazionale aufgefundenen beiden wunderschönen Bronzestatuen hätte er gern in seinen Besitz gebracht. Mit den jetzigen Machthabern aber, die er *avanzo di galera* (Galeerenauswurf) nennt, will er nichts zu thun haben, macht daher kein Gebot.

Der Alte kann noch lange in seinen prächtigen Sälen Prisen anbieten und wie Friedländer seine Rodomontaden auf's Tapet bringen; er ist kerngesund und verspricht ein hundertjähriges Leben. Ob die Zeiten sich abermals ändern, ob er dann wieder zu kaufen anfängt, wer weiss es. Ich wollte nur bei Gelegenheit dieser flüchtigen Charakterzeichnung zu gleicher Zeit feststellen, wie viel Kunstschatze die

ewige Stadt noch in sich schliesst, und wie viele bei den jetzigen Ausgrabungen vielleicht noch zum Vorschein kommen können und zwar in jedem Genre. Herrlichere Funde wie die erwähnten Bronzefiguren, die entdeckten antiken Freskogemälde am Ponte sisto, die wiederaufgeschürften Vasen und Gefässe vom Forum romanum sind seit dem vor ungefähr 35 Jahren entdeckten und im Braccio nuovo des Vatikan aufgestellten Gladiator von der Renaissancezeit ab nicht mehr an's Licht getreten.

Solche neue Herrlichkeiten müssen dann die alten, oft heimlich verschwindenden ersetzen. Der Fürst Sciarra zeigt das rührendste Porträt der Welt: den Violinspieler von Rafael, dem Publikum nicht mehr, es soll in seinem Schlafzimmer hängen, das er von Niemand betreten lässt. In Wahrheit will man wissen, das Gemälde sei nicht mehr in Rom, sondern für eine Million nach Amerika gewandert!

Wohl könnte ich fortfahren, in diesem Rahmen noch Manches mitzutheilen, z. B. von der Matrone Jacobini, der Verwandten des gleichnamigen Staatssekretärs, der diese papalina jedoch in ihrer Armuth nicht gerade mit Schätzen beladet, wie sie als Krankenwärterin, all' antica Genzanese kostümiert, in meinem Hause waltete und wirkte; von ihrer Herzensbildung, ihrer Feinfühligkeit, von ihrem Talent, den Leidenden Alles an den Augen abzusehen, und wie zugleich mit ihr stets eine milde Ruhe in's Zimmer eintrat; wie sie im halben Schlafe sich heimlich die Bettdecke über den Mund zog, damit sie nicht die kranke Schlummernde durch ihr Hüsteln störte; wie sie selbst von der Ferne aus ihre Kinder leitete und bildete; wie sie noch trotz ihrer Jahre in ihrer Erscheinung so bezaubernd war und dennoch ihre Schönheit missachtet und nur der Madonna ge-

lebt hatte, ohne doch dabei im Geringsten bigott zu sein.

Wohl könnte ich vom alten Conte Mangelli berichten, dem stillen, immer kranken Dulder, dem früheren päpstlichen Advokaten, dem wahren Juristen à la Berryer, dem Verabscheuer jeder Flausenmacherei, der durch Ehrbarkeit und weil er dem Könige nicht dienen wollte, aus dem Amte gekommen, im Gegensatze zu so vielen seiner Kollegen, welche durch Servilität und Finten stiegen, jetzt sich als Liberale aufblasen und doch zur Zeit der Preti zu deren Gunsten viel Unheil angestiftet hatten. Noch sehe ich den Dahingeschiedenen im Geiste an seinem Schreibtische, einem uralten Möbel, sitzen, über seinem Haupte das grosse Oelbild Pius IX., vis-à-vis das Pius V., des Heiligen. Das Konterfei der vom Grafen angebeteten, verewigten Gemahlin, kostbar eingrahmt, im sogenannten Staatszimmer stets von frischen Blumen umkränzt, lächelt verklärt und wohlgefällig dem normalen Treiben des Hauses zu. Streng sein in der Beobachtung innerer religiöser Pflichten, äusserer religiöser Gebräuche, in jeder Form des Verkehrs mit Menschen, in der Observanz guter Sitte, Wohlthätigkeit, Ordnung und penibler Reinlichkeit, das war die Losung sämtlicher langjähriger Bewohner der altgräflichen Wohnung, bewirkt durch den Einfluss des Conte, der Allen als Vorbild galt, ein wahrer, legitimistischer Codino.

Und noch eine Figur, doch von der eben skizzirten sehr verschieden, eine sehr traurige, schwebt mir vor Augen. Zwar zage ich, sie vorzuführen, weil sie kaum berechtigt erscheint, unter den gezeichneten Gestalten ihren Platz einzunehmen, und doch möchte ich dem guten, ehrlichen, wenn auch verkommenen Wesen, um das sich im Leben und Sterben Niemand

gekümmert, seiner Schicksale wegen ein kleines Denkmal setzen. Der Arme meinte einst eine bessere Zeit gekostet zu haben, als er im blauen Manchesteranzuge und weissen Strümpfen (so war das Kostüm der Zunft) zu Papstes Zeiten am Korso sein Handwerk trieb und reichlichen Gewinn erntete; im Alter dagegen kauert er, zur Hälfte unbekleidet und gramerfüllt, in einem einsamen und schmutzigen Winkel. Sein Herz blieb aber dasselbe, schlich er doch täglich inbrünstig zur Messe, trug er doch immer sein Amulet und schwor er doch bis zum letzten Athemzuge auf die heilige Madonna. Er war von römischer Rasse, wenn auch ein wenig angefault.

Da bürstet er, der unglückliche, verwachsene, kleine lustrascarpe (Stiefelputzer), *omaccio* genannt, an jener Ecke die Stiefel der faullenzenden *Paini*; nur ein soldo ist der Lohn. Der Arme trinkt, was in Italien eigentlich nur selten der Fall ist, nicht ungern einen Schluck zu viel und lässt dann seinen Wuthausbrüchen gegen die jetzige Regierung freien Lauf. Allen, denen er die Schuhe wichst, führt er die Gräuel, so an den Stiefelputzern verübt werden, mit grellen Farben zu Gemüthe. Der kümmerliche Gewinn der Gilde nämlich wird den Zünftigen durch die jährliche Zwangsabgabe von 30 Franken noch verkürzt.

Zieht der *Omaccio* Abends erschöpft in ein *spaccio di vino*, wo ihm allenfalls, wenn ihm das Glück hold, gestattet ist, auf einer Bank oder unter einem Tisch — sonst schläft er in einem Strassenwinkel oder auf einem Flur — die Nacht zuzubringen, dann laufen die bösen Gassenbuben hinter ihm her und reissen ihm noch einen Fetzen mehr von seinem zerlumpten Rocke ab, schlagen übermüthig auf seinen Holzkasten und fluchen, seiner spottend und ihn ver-

höhnend, unter Gelächter mit ihm um die Wette auf die Väter der Stadt. Auch die Kinder sind nicht mehr die alten römisch-papalen Pupazzi. Zuweilen, wohl nur noch selten ermannt sich der Omaccio auf einige Augenblicke, stolz blickt er dann auf seine Peiniger herab und verachtet sie.

Neulich fand man den Verkommenen todt auf einem öffentlichen Platze; unter den wenigen Lappen, die ihm noch am Körper hingen, einen alten Rosenkranz auf der Brust; er war als papalino gestorben.

Und mein alter Vetturin, soll ich seiner nicht erwähnen? Zwei Worte denn über ihn.

Als echter Fuhrmann und entschiedener Gegner Leopold v. Ranke's, der die Weltgeschichte als ein Ganzes auffasst, theilt er dieselbe vielmehr in zwei ungleiche Hälften, und zwar in die Perioden vor und nach Erbauung der Eisenbahnen; früher war das Paradies, jetzt ist die Hölle auf Erden. „Wo sind die Zeiten hin,“ klagt er, „in denen die Fremden für 10 Scudi, sage für zehn Scudi, von Rom nach Venedig reisten, ohne sich um's Nachtquartier, Frühstück und Mittagessen weiter zu bekümmern? Alles besorgte der Vetturin und trotz der enormen Billigkeit des Preises hatte er dennoch seinen Vorthail dabei. Wie ruhig und beschaulich, war man zufällig im Besitze eines Kabrioletplatzes, konnte man nicht die entzückenden Fluren Italiens anstaunen und geniessen! Wie so roh durchbraust man sie hingegen jetzt bei Nacht und mit Windesschnelle in einem hölzernen Kasten, gleichsam in einer Hürde eingepfercht. Wie war es so gemüthlich, Abends im Halteort vor der nächtlichen Rast mit ein paar Reisegefährten die Sehenswürdigkeiten auch der kleinen Borghi in Augenschein zu nehmen; giebt es doch auf der ganzen Halbinsel kaum einen Fleck, der nicht etwas Herz und

Geist Erhebendes aufzuweisen hätte; wie würzig fand man nach dem Rundgange das im Wirthshause inzwischen bereitete Pranzo. Poesie des Reisens, wo bist du geblieben? Kein alter Postkarren, kein traulicher Vetturin fährt mehr die alten Strassen entlang, sie sind vergessen und verkommen mit ihren heimlichen Lokanden; kein Fra Diavolo mehr im Gasthaus von Terracina, dafür die moderne Camorra, theils im Verborgenen agitirend, theils frech ihr Haupt erhebend, ein schlechter Gewinn!“

Ja, der alte Vetturin lebt auf, wenn er an jene Tage zurückdenkt; er ist so mürbe durch die neue Zeit gemacht, dass er sich freut, von seinen 16 Kindern nur noch zwei am Leben zu haben. „In dreizehn Jahren,“ erzählte er, „hatte ich 16 Kinder, zweimal Drillinge und einmal Zwillinge, dann die übrigen, und alle vermochte ich zu ernähren. Die schwachen badete ich in Wein und Eiern, denn die Lebensmittel kosteten blutwenig, nicht den achten Theil wie jetzt.“

Sollte der gute Mann sich nicht nach seinem Papste zurücksehnen, der sich bis zum Aeussersten gegen den Bau der fluchwürdigen Eisenbahnen sträubte und sie als Machwerk der Hölle verdammt? Jetzt hält der arme Kauz mit seinem abgabepflichtigen, numerirten Einspanner missgestimmt auf dem vorgeschriebenen Platze, froh, wenn er bei der übermächtigen Konkurrenz hin und wieder einen Fahrgast erschnappt. Einst war er Signore, der sich stallieri hielt, welche die Pferde aus dem Stalle führten, vor den Reisewagen spannten und dem Herrn die Leine in die Hand gaben, wenn er auf seinen Bock kletterte. — Vor Kurzem starb seine Frau, die fruchtbare; er verschmerzte den harten Schlag als alter Philosoph, der Tod aber seiner lieben cavalla,

des einzigen Pferdes, brachte ihn zur Verzweiflung; es stockte eben sein Handwerk, und essen musste er.

Trotz seiner überaus dürftigen Lage aber bleibt Simonetti immer der stolze Römer. Unfähig, nur um ein Titelchen die Kunden zu übervorthen, weist er sogar jede Einnahme zurück, von welcher er annehmen zu müssen glaubt, dass sie ihm billigerweise nicht zukommt; ein Trinkgeld nimmt er ungern an. Auf mein Ersuchen legte er einmal für einen Armen einige Soldi aus; als ich sie ihm ersetzen wollte, stellte er sich höchlichst beleidigt.

Das ist ein Typus aus dem Volke edelster Art, ein *papalino par excellence*.

Doch ich fühle, ich muss zum Schlusse eilen, wenngleich sich mir immer noch neue Gestalten aufdrängen, wie der Monsignore, der feine Weltmann, der allfreitächlich unter ein paar Freunden Abends eine Tasse Thee mit mir einnimmt und der so gern von seinen aus dem Kloster vertriebenen Schwestern Kunde giebt, wie sie ihr ganzes, dem Konvente mitgebrachtes Erbtheil von 30,000 Scudi mit einem Schlage verloren haben. Ihre letzten Tage wollten sie sorglos und in Zurückgezogenheit zubringen, aber sie täuschten sich, ihr Vermögen wurde eingezogen, und täglich zahlt ihnen das Governo nur 75 Zentesimi aus, sonst können sie Betteln gehen. Und doch profitirte der Staat eine Milliarde durch die Konfiskation der Kirchengüter. Der Grimm, der den alten Mann ergreift, wenn er auf die der Geistlichkeit zugefügten Gewaltthaten kommt, ist erschreckend; gleichwohl weiss er sich äusserlich stets zu bändigen und bleibt im gesellschaftlichen Geleise, wird auch sein Gesicht oft so violett wie die Farbe seiner Tracht. Er eifert —

Doch halt! nicht weiter will ich mich ergiessen;

die papalini, fürchte ich, werden meinen Lesern doch zuletzt zu viel; auch möchte ich als liberaler Mann nicht in den Verdacht gerathen, mit ihnen zu harmoniren, nur objektiv habe ich sie geschildert.

Vielleicht haben diese verwitterten Gestalten überhaupt Wenigen ein Interesse abgewonnen; können sich ja die Jüngeren unter uns kaum mehr in die verflossenen Verhältnisse hineindenken; nur wir alten Leute, wenn wir auch das egyptische Gesetz von der Alleinherrschaft der Nothwendigkeit über alles Bestehende im vollstem Masse anerkennen und ihm unsere Zustimmung geben, nur wir können dessenungeachtet über manches Herzige, Schöne, Dahingeschwundene, Niewiederkehrende eine stille Thräne weinen.

Ein Doppel-Diner.*)

Neben der Via Tusculana liegt dicht an einem ihrer Knotenpunkte, von welchem die antiken, mit Epheu bewachsenen Wasserleitungen westlich nach der Via Appia, östlich nach der Porta Maggiore hinziehen, während die alte Römerstrasse selbst südlich nach dem Albanergebirge, nördlich zum Lateran führt, die Vigne Angelo Costantini.

Dieser in Travertin als Inschrift eingemeisselte Name steht wohl bereits seit hundert Jahren und mehr über der Einfahrt, denn der älteste Sohn erhält, dem Familiengebrauche gemäss, stetig die Benennung Angelo, wodurch ein Wechsel dieser mächtigen Frakturlettern für immer ausgeschlossen ist, wenn nicht etwa einmal das Besitzthum in fremde Hände übergeht.

Ungefähr vor achtunddreissig Jahren, an einem so schönen Dezembertage, wie man solchen zu dieser

*) Der Verfasser, der nach Aufzeichnungen aus seinem Tagebuche und als Augenzeuge berichtet, citirt ausserdem, als noch unter den Lebenden weilend, zur Bekräftigung dieser vor achtunddreissig Jahren stattgehabten komischen Episode unserer vaterländischen Revolutionsgeschichte, seinen in der Erzählung als Maler K. figurirenden Freund, den bekannten akademischen Professor August Kaselowski in Berlin und seine verehrte Gönnerin Frau v. Schwartz aus Hamburg.

Jahreszeit bei uns nicht kennt, denn kaum im Frühling erfreut man sich in Deutschland so lauer balsamischer Lüfte, waren die alten Reben, die sich damals ebenso wie heute an den verfallenen Gemäuern des Aquädukts hinaufschlängelten, Zeugen einer der possirlichsten Szenen unseres überdies schon an Wunderlichkeiten so reichen Jahrhunderts.

Mit den Kostümen echter Trasteveriner — denn aus der Lungara stammten die Costantini's — mischten sich Anzüge von Nettuno, Velletri, Subiaco, Albano etc. zu einem entzückenden Quodlibet, welches in einem graziös und leidenschaftlich getanzten Saltarello dem Spähenden in kaleidoscopartig immer variirenden Farben als köstliche Augenweide vorflimmerte.

In der Mitte dieses buntscheckigen Durcheinander bildete ein Mann im schwarzem Frack und weisser Halsbinde, mit ernster Physiognomie, der Cavalier des schönsten Mädchens, der eigentlichen Heldin des Tages, welcher lächerlich krampfhaft Sprungversuche in sonderbarer Gymnastik anzustellen sich bemühte, einen schlagenden Gegensatz zu den andern leichtfüssigen, malerischen, zwanglos sich bewegenden Gestalten, und dieser Mann war — man staune — der erste deutsche Reichs-Justizminister des neuen Kaiserreiches ohne Kaiser.

Wie dieser seltene Mensch in diese Lokalität verschlagen und zu den akrobatischen Verrenkungen seines Körpers gepresst worden war, soll der Nachwelt durch eine kurze Skizze überliefert und somit der Geschichte für alle Ewigkeit bewahrt werden.

Es war in den Flegeljahren der Revolution, der traurigen und doch so burlesken Karnevalsperiode der 1848er und 1849er Zügellosigkeiten, als ein junger Mann während der Dämmerstunde eines Herbst-Ave

Maria's, in Betrachtung versunken, auf dem altmodischen Sessel seines Zimmers zu Rom wachträumend seinen Gedanken und Erinnerungen nachhing, indem er die Guckkastenbilder der eben durchlebten Vergangenheit der Reihe nach an sich vorüberziehen liess.

Er sieht sich als Soldat, Gewehr im Arm, Tornister auf dem Rücken, Nächte hindurch in den Strassen Berlins bivouakiren, dann im Feuer des Strassenkampfes am 18. März inmitten seiner Gardekompanie, er ist Augenzeuge der schrecklichen Leichenszene im Schlosse, der er nach gewechselter Militärkleidung im geborgten Zivilrock seines Feldwebels beiwohnt; dann gedenkt er seiner Würde eines Befehlshabers von 200 jeder Disziplin entbehrenden Künstlern in den Vorgemächern Friedrich Wilhelm IV. Der gebeugte Monarch erscheint Abends in den Wachlokalen, richtet leutselige Worte und Anfragen an seine Peiniger und zugleich muthvollen Beschützer (Courage, Courage!), denen man keine Patronen zur etwaigen Vertheidigung ihres Herrschers anvertraut hatte, weil nach dem Ausspruch des Künstler-Generalissimus Wilhelm Hensel, des sogenannten Albumlers (er hatte ein Album, in welches er jeden beliebigen Menschen skizzirte) dies sehr gefährlich werden könne. Hensel hatte Recht, ein Kind darf nicht mit Feuer spielen.

Aus dieser Periode des zweimonatlichen Urlaubs versetzt sich der junge Mann in Gedanken zu seinem Bataillon, welches in jener unruhigen Zeit wechselweise nach Nauen, Spandau, Magdeburg, Potsdam und Charlottenburg per Militärkommando hingewürfelt wurde, und gedenkt hierbei der nächtlichen stillen Märsche durch die charakteristischen Kiefernwälder der Mark.

Der Militärdienst ist quittirt, mit heisser Seh-

sucht nach künstlerischer Produktion tritt er die projektirte Reise nach Italien an. Rossi wird vor seinen Augen erdolcht; der Papst flieht; Rom wird belagert; manche Granate platzt über seinem Haupte, Bomben schlagen hie und da um ihn ein. In den mitternächtlichen, gesellschaftlichen Versammlungen bei der Marchesa Dragonetti und ihren drei schönen musikalischen Töchtern begegnet er den Koryphäen der Revolution, Mazzini, Armellini, Saffi, in seinem bescheidenen Miethsquartiere aber bei der Signora Ricci unterhält er sich mit Garibaldi, der mit karmoisinrothem Anzuge, mit schwarzem Barett und Rabenfeder, eine Art Hetzpeitsche in der Hand, langwallendes Haar im Nacken, eine eigenthümlich maleische Erscheinung darbietet. Der General besuchte, in der Absicht sie zu trösten, die Wittwe seines gefallenen Adjutanten, des historisch gewordenen Mohren, dessen Grab an dem Orte, wo die Franzosenkugel seinem Leben ein Ziel setzte, noch heute auf S. Pietro in Montorio von Schaulustigen in Augenschein genommen werden kann. An der Pforte des Hauses steht scharrend und ihn erwartend das prächtige milchweisse Ross des Romvertheidigers, von einem räuberartigen Calabresen mit nervigem Arm gezügelt.

Zuletzt schwebt dem Träumer als würdiges Punktum der vorübergeglittenen Phantasmagorien noch ein grotesker hinkender Bote vor und zwar die einst mitdurchlebte Szene des deutschen Reichsminister-Policinelltanzen in der genannten Villa A. Costantini.

Dies verhielt sich wie folgt:

Sonntag Vormittags pflegte der Musensohn im Atelier seines Freundes A. K. mit diesem einige Stunden über Kunst und Künstler zu verplaudern. Als er das letzte Mal dort eintrat, sass, in der Absicht,

sich konterfeien zu lassen, ein Mann mit schwarzem Haar und Backenbart von ziemlich brummigem Ausdruck, auf einer Art curulischem Sessel da. Es war Heckscher, der zu geheimen Verhandlungen vom Reichsverweser an den Papst gesendet, bei dieser Gelegenheit unter einigen Kunstwerkstätten auch die K.'s besucht hatte. Dieser aber forderte den berühmten Mann auf, ihm einige Sitzungen zu bewilligen, damit gerade er die Ehre genösse, der Nachwelt Unsterbliches zu überliefern.

Ja, ja! so muss sich ein armer Künstler zu helfen wissen, wenn er kein Tizian ist.

Dass Heckscher eingewilligt, ist bereits ersichtlich.

Obgleich der Jüngling in diskreter Art nun zu entweichen beabsichtigte, da er sich durchaus nicht für berufen hielt, bei etwaigen, in der Sitzung vielleicht wider Willen der Excellenz entschlüpfenden Andeutungen über das zukünftige Schicksal Europas und vorzugsweise Deutschlands seine berechtigte Neugier befriedigen zu dürfen, so wurde er dennoch sehr leutselig durch den hohen Boten von diesem Vorhaben abgehalten, ja vielmehr eingeladen, zu der Unterhaltung, die während der langweiligen Periode des Stillsitzens doch anständigerweise geführt werden musste, sein Scherflein beizutragen. Das that er denn auch, aber in tiefster Ehrfurcht und mit dem gedrückten Bewusstsein, zum ersten Male einem Lenker der Weltgeschichte und zünftigen Diplomaten gegenüberzustehen. Immer musste er an die Worte des Luchses Talleyrand denken, dass die Sprache dem Menschen gegeben sei, seine Gedanken zu verbergen, und suspektirte folgerichtig, dass dies bei Heckscher nothwendigerweise in seiner Stellung auch der Fall sein müsste, denn noch existirte die alte antibismarckische Schule der Dieb — lomatie.

Sowohl der Maler wie der junge Mann — den ich nun dem Leser mit dem Namen Ermanno als meine Wenigkeit vorzustellen mir erlaube — quälten sich um die Wette dem grossen Reichsschweiger die Zeit zu verkürzen, aber dies gelang schwer, fortwährend stockte die Konversation, immer wollten die beiden Freunde in dieser an politischen Ereignissen sich überstürzenden Zeit doch lieber hören als mittheilen, der kaiserliche Bote aber war nicht aufgelegt, vor profanen Ohren Staatsgeheimnisse preiszugeben. Da endlich kam die Rede auf das grosse Diner, welches der damalige württembergische Konsul und Geschäftsträger Kolb zu jener Zeit als schlauer Fuchs suspektirt, der auch Banquier war, zu Ehren seiner Excellenz für den heutigen Tag um acht Uhr Abends angesetzt hatte.

Heckscher war ein natürlicher Mann und mancher Stossseufzer entrang sich seiner Brust, wenn er daran dachte, dass er binnen kurzer Zeit und zwar bis in die Nacht hinein als der Gefeierte — er meinte als das Opferlamm — in so blasirter Gesellschaft figuriren sollte. „Unter uns,“ sagte er, „mir ist ein gutes Glas bayrisch Bier und eine Havanna im Kreise herzlicher Freunde lieber, als dieser ganze exquisite Schmaus zwischen der besternten und bebänderten Clique, es ist blutwenig da zu holen. Man kann leider solchen ceremoniellen Ovationen nicht entgehen, wie gern sonst würde ich mir die heutige Last vom Halse laden. Wir Reichsminister müssen uns aber auch in Württemberg ein Völkchen schaffen und ein ungünstiger Bericht des grossen Kolb könnte uns theuer zu stehen kommen. Darum frisch in den sauren Apfel gebissen, was sein muss, muss sein.“

„Wie leid thut es mir,“ entgegnete ich, „dass Eure Excellenz nicht in gleicher Lage mit mir sind.

Auch ich bin zufällig geladen, aber zu einer gemüthlich frugalen Vignenmahlzeit und, im Gegensatz zu Ihnen, freue ich mich herzlich auf das intentionirte pranzo. Es wird lustig dort hergehen. Einfache geistreiche Menschen, schöne Mädchen im Kostüm, ein eloquenter echt römischer Improvisator, Mandolinenklang, Gesang und Tanz trasteverinischer Bursche, herrlicher Wein, alles dieses verspricht Genuss und einen frohen Tag in wahrsten Sinne des Wortes.“

„Ach, könnte ich mit Ihnen tauschen,“ jammerte kläglich die Excellenz. „So einem echt nationalen charakteristischen Feste in italienischem Privatkreise beizuwohnen, war längst mein geheimer Wunsch; dazu bekommen wir grossen Thiere kein Entree. Wer soll uns auch invitiren? man kennt uns nicht, man würde es für unangemessen halten, kurz, wir müssen uns dergleichen Leckerbissen aus dem Sinne schlagen.“

„Doch nicht, Eure Excellenz,“ erwiderte ich bescheidenlich, „erscheinen Sie nur gleich heute in unserm Zirkel, grosser Enthusiasmus wird Sie empfangen, ich garantire. Um drei Uhr geht dieser lustige Charivari an, da ist's bis zu Ihrem obligatorischen Erscheinen in der grossen Welt zu später Abendstunde noch lange Zeit; was können Sie bis dahin nicht Alles beobachten und sich gütlich zu Gemüthe ziehen!“

Heckscher weigerte sich standhaft, mein Anerbieten anzunehmen, sein Naturell sträubte sich, so ohne Weiteres in eine ihm unbekannte Gesellschaft hineinzuschneien. Was sollte ich nun thun? — da fasste ich plötzlich eine geniale Idee. Wider seinen Willen sollte er zur Realisirung seines Wunsches, einer ländlichen Bachanalie einmal beizuwohnen, gezwungen werden.

Unter nichtigem Vorwande verliess ich die Sitzung, die noch nicht lange begonnen, daher voraussichtlich noch eine geraume Weile andauern musste, verfügte mich eiligst nach meiner Wohnung zur padrona di casa, der Schwester Angelo Costantini's, unseres Gastgebers, eröffnete ihr meinen Vorsatz, einen deutschen Reichsminister zum pranzo mit nach der Vigne in unseren Zirkel zu führen und erbat ihre Unterstützung, eine Deputation in corpore sofort nach K.'s Atelier, an der Spitze ihren Bruder, zu organisiren und zwar mit der Aufgabe, den gefeierten Mann zur Theilnahme einzuladen. Nach vielen Erkundigungen von Seiten der padrona Nanna, die von ihrer freudigen Erregung zeugten, und nach meiner kurzen Auseinandersetzung der Nebenumstände, welche den Diplomaten nach Rom verschlagen hatten, machten wir uns schnurstracks in einer „botte“ mit schnellem Ross auf den Weg zu Costantini, den wir denn auch in den mittelalterlichen Räumen eines verfallenen Gebäudes inmitten von Weinbergen und Mais mit der Vorbereitung des bevorstehenden Festes beschäftigt fanden. Er wurde dabei redlich von seiner Dulcinea, der Signora Marianna, protettrice der zum Tanze geladenen jungen Römerinnen unterstützt. Costantini höchlichst überrascht, zögerte nicht einen Augenblick, unserm Ansinnen nachzukommen. Mit vielem Vergnügen dachte er an die Ehre, einen deutschen Reichsminister bewirthen zu dürfen.

Beim letzten Pinselstriche nun, als Heckscher soeben von seinem Throne herabsteigen und das Marterlokal verlassen wollte, traten Angelo, Nanna und ich zur Pforte hinein, umringten den so zu sagen Verdutzten, und jetzt war er der Gefangene, kein Widerstreben half, er sagte zuletzt zu. Punkt halb drei wurde ihm der Einspanner des Vignerolen, vom

Herrn selbst geführt, vor dem Hôtel de Russie, wo der Minister wohnte, angekündigt. Gleichzeitig bat man selbstverständlich auch den Maler freundlichst, die Mahlzeit mit einzunehmen. Dann trennte man sich auf wenige Stunden.

In schlauer Weise benutzte ich diesen Zwischenraum, um mich zu Orintia, Pellegrina, Ortensia, Adeline, Erigia, Assunta, Ersilia, Filomela und zu andern schönen Namen und noch schöneren Gesichtern zu schleichen, ihnen die für sie zweifelhafte Ehre des hohen Besuches anzukündigen, — denn ich weiss nicht, ob die lieblichen Geschöpfe nicht einzig und allein die amanti im Sinne behielten und den Reichsminister einen guten Mann sein liessen — im Herzen aber um einen Händedruck, einen süßen Blick oder sonst etwas, was man nicht gern entdeckt, so gelegentlich einzuheimsen.

Doch wir müssen die madamigelle in ihrem Boudoir nun leider den Müttern überlassen, die ihnen beim Kostümiren behilflich sein wollen. Welche Proben und Spiele bereits vor dem Spiegel angestellt wurden, entzieht sich unserer Kenntniss. Ich glaube jedoch fest, dass die südlichen Mädchen weniger kokett und auch weniger prüde — nicht mit spröde zu verwechseln — sind, als die Nordländerinnen; eine Berechnung zu gefallen, graziös zu erscheinen, ist zwar mehr oder minder wohl jeder weiblichen Natur eigen, doch weit mehr ausgebildet in England, Frankreich und Deutschland als in Spanien und Italien; dafür spielt Leidenschaftlichkeit hier im Süden natürlich eine grössere Rolle.

Punkt drei Uhr fuhr Heckscher, der sich gleich vollständig in Gala zu seinem Kolb-Diner ausstaffirt, in dem mit Orangen, Citronen und Granaten geschmückten Kabriolet Angelo's, von diesem kutschirt,

durch die Pforte der Villa in den Garten ein. Die Gesellschaft empfing ihn auf der, einen spitzen Winkel formirenden steinernen Doppeltreppe, die zum Eingang in den Speisesaal führte, und ein von mir einstudirtes deutsches „Hurrah“, in „urra, urra“ veritalianisirt, tönte dem Justizbeherrscher aus kräftigen Kehlen entgegen. Ohne alle Ceremonie und höchst gemüthlich machte dieser die von ihm erlernten römischen Handzeichen des Dankes, wozu ihn Costantini auf der Fahrt abgerichtet hatte. Zwei Burschen hielten das in der Vigne selbst gezüchtete schwarze echte Vollblut; Heckscher stolperte aus dem Wagen, er war kurzsichtig, und so fiel er gleich jetzt einer jungen Dame in die Arme und begann sein Debut zur allgemeinen Belustigung mit unfreiwilliger Komik.

Wir sassen bei Tisch, Heckscher zwischen den beiden Töchtern der Signora Nanna, Giuditta und Carolina, die armen hatten noch keine Liebhaber und willig überliessen die andern signorine diesen das heikle Vorrecht, zu Seiten des Diplomaten die Ehrenplätze einzunehmen. Doch hatte Heckscher Glück, denn Giuditta war eine reizende Erscheinung, nur ihre grosse Jugend hatte wohl für's Erste Anbeter und Werber noch ausbleiben lassen.

Nachdem bei einem *gocchetto di vino* vom besten alten Hausgewächs Angelo jetzt den hohen Gast im Namen der Anwesenden bewillkommt hatte, verdolmetschten der Maler und ich um die Wette, was Heckscher theils deutsch, theils in einem Niemand verständlichen italienischen Kauderwälsch als Erwidern radebrach. Seine Worte drückten natürlich Dankbarkeit aus, das wurde herausgeföhlt und des Mehreren bedurfte es nicht.

Das erste der gewöhnlich ein italienisches *pranzo* entrirenden Gerichte wurde aufgetragen: „*maccheroni*“.

Die Unterhaltung, abgesehen davon, dass die Burschen bei den Mädchen sassen und ihre geheimen Plaudereien mit Ihnen trieben, war zuerst steif, dann wurde sie mehr allgemein und drehte sich vorderhand darum, Heckscher zu Aller Ergötzen italienische Sprichworte aussprechen zu lassen, welche, undeutlich wiedergegeben, einen andern Sinn involvirten. Dieser war zwar nicht zweideutig und überschritt auch nie die Grenzen des Erlaubten, denn der römische Takt ist angeboren, überaus feinfühlig und der eines alten Kulturvolkes; aber immer von Neuem erscholl das Gelächter, wenn der Deutsche in die Falle gegangen und daran streifte, eine Ungeschicktheit, um nicht zu sagen, eine kleine Unschicklichkeit zum Besten zu geben. Auch Heckscher suchte deutsche Wörter hervor, z. B. Angstschweiss (also acht Konsonanten hintereinander), diese musste dann die liebliche Eufrodita, deren Name im Gegensatze alle fünf Vokale barg, unter den drolligsten Grimassen wiederholen. Wer sich aber noch sonst zur Qual, diese Aufgabe zu erfüllen, hergab, dem träufelten, dem wahren Sinne des Wortes analog, die Perlentropfen von der Stirn.

Der Campagnawein kreiste, das zweite stereotype Gericht „fritto“ stand auf der Tafel. Angelo liess Deutschland leben, Heckscher Italien. Man wurde wärmer und freier. Jetzt wagte Heckscher, kleine seidene Tüchelchen und Schürzen, die er bereits zum Mitnehmen nach Deutschland eingekauft und als Geschenk für seine Verwandten bestimmt hatte, aus einem Papiere hervorzuziehen und sie den Mädchen anzubieten. Diese griffen freudig und ohne Ziererei danach, liessen sich sofort von ihren galanti damit schmücken und machten dem Herrn Minister wegen so zarter Aufmerksamkeit ihre Komplimente. Er aber

war in heiterster Laune, wenn er gleich so ganz mechanisch hin und wieder schon jetzt nach der Uhr sah, ob die traurige Kolb-Epoche sich etwa drohend nahe. „Es ist noch lange, lange Zeit,“ rief er dann frohlockend aus und flüsterte, zu Giuditta geneigt, ihr eine vor dem Hörer sich verbergende Schmeichelei zu.

Regelmässig verlief nun zwischen den Gängen der Mahlzeit ein längeres Intermezzo, um den durch alten Wein gewürzten Scherzen und Kauserien den gehörigen Spielraum zu lassen; dann forderte das „Umido“ sein Recht und mit diesem für jedes italienische Menu obligatorischen piatto die Freiheit, die Gleichheit, die Brüderlichkeit, und zwar im Rahmen eines neugebotenen, feurigen, zehnjährigen, goldigen „Frascati“.

Ein Zug von beglückender Melancholie, wenn man überhaupt bei Italienern hiervon reden darf, — jedenfalls ist solche nicht mit deutscher Sentimentalität zu verwechseln — schlich sich jetzt in die Gemüther des jungen Völkchens. Man fing an überzuströmen, die Herrschaft des Herzens begann. Domenico, ein blühender Jüngling aus Trastevere, erhob sich, die Guitarre im Arm. Herrlich war er anzuschauen in seiner malerischen Tracht der Nationalfarben, die jetzt oft als Demonstration florirten; grüne Sammetbeinkleider, rothseidener Gürtel, schneeweisses Hemd; die Finger waren voll glänzender Steine, durch sein rabenschwarzes Haar blitzten zwei kostbare Ohrringe. In heller, sonorer Tenorstimme erklang:

„Tuoi capei e la bionda trezza
Son giardino di bellezza,
Così vago, così raro
Che più caro mai non fù.

Ma la bocca con i fini
Suoï dentuzzi alabastrini
Treccie d'oro che abbagliate
Perdonate, è bella più.

Non lo nego, amate ciglia
Siete belle a maraviglia,
Siete belle a segno tale
Ch'un uguale non vi fù.
Ma la bocca inzuccherata,
Quando parla, quando fiata,
Ciglia belle, ciglia amate,
Perdonate, è bella più.

Occhi, in voi fa pompa amore
Dell 'immenso suo valore;
Vostri moti, vostri sguardi
Fiamme e dardi son d'amore,
Ma la bocca quando dolce
S'apre e i cori e l'alma molce,
Occhi voi voi mi guardate
Perdonate, io taccio allor.“*)

*) Dieses bis jetzt, so viel ich weiss, in keine Sammlung aufgenommene Liedchen gebe ich wegen seines entzückenden Liebreizes ganz und verdolmetscht wieder. Die übrigen, wohl auch nicht edirten Werke, von denen ich nur den Anfang andeute, notirte ich mir damals in meine Briefftasche. Von den Executirenden in Arpeggien fast nur mit der Tonica und Dominante begleitet, waren diese Gesänge musikalisch einfach, aber ihrem Inhalt nach sehr anziehend, wie denn italienische Volkspoesie (siehe Gregorovius) einzig in ihrer Art dasteht.

Mein Freund, der bekannte Dichter Bernhard v. Lepel, versuchte, vom Zauber der kleinen Dichtungen ergriffen, manche dieser Kanzonetten in's Deutsche zu übersetzen, doch erreichte seine Wiedergabe, bei aller Feinheit in der Uebertragung, bei Weitem nicht die Originale:

Deiner Locken blonde Ringe
Sind ein Garten schöner Dinge,
Welche Reize, welche Zauber
Streu'n die Locken um sich her!
Doch das Mündchen lockt mich immer
Mit der schönsten Perlen Schimmer,
Goldne Locken, ach verzeihet,
Doch das Mündchen lieb' ich mehr.

Dann folgte Cesare, der seiner am fernen Ende der Tafel tändelnden Ersilia sehnsüchtige, wenngleich eifersüchtige Blicke zuwarf; er glaubte sich verschmährt und einem Andern, aber jetzt Abwesenden vorgezogen.

„Jo so una cosa, che non ti vo dire,
Ma se l'indovini, che Dio volesse,
Sol ch'io ci pensi mi fa impallidire,
Ma chi trovar che per me la dicesse.“ etc. etc.*)

Die Guitarre wanderte zu Francesco, einem halben Knaben mit klassischem Antlitz, der noch kein Herz für sich entdeckt und gleichsam flehend sich an eine Schöne wandte.

Zwar auch ihr, o schöne Brauen,
Seid ein Wunder anzuschauen,
Seid der Anmuth schönstes Zeichen
Ohne Gleichen rings umher.
Doch das Mündchen, dieses traute,
Mit dem Hauch der süßen Laute
Schöne Brauen, ach verzeihet,
Doch das Mündchen lieb' ich mehr.

Zwar ihr Augen, eure Gluthen
Strahlt das Herz aus tiefen Fluthen,
Eure Blicke sind mein Leben,
Wenn sie liebend auf mir ruh'n.
Doch das Mündchen nimmer fehle
Mit dem sanften Hauch der Seele!
Ihr seht jetzt mich an, ihr Augen,
Ach verzeiht! ich schweige nun.

*) Ich weiss etwas, was ich dir nicht sagen will,
doch wenn du es erräthst, was Gott geben wolle,
so muss ich, wenn ich nur daran denke, erblassen,
aber wen finde ich, der es für mich sagte?

„Ah, se un dì trovassi un cuore,
Vorrei farlo inbalsamar
Ma con quanto mio dolore
Io nol posso mai trovar!“ etc. etc. *)

Schliesslich ertönte Giuseppe's bezaubernder Bariton; er war im Vollbewusstsein, von der Geliebten erhört zu werden:

„Oh! buona sera, fontana d'amore,
Foglia d'ulivo e preziosa palma;
Avete all' uscio il vostro servidore,
Che giorno e notte a voi si raccomanda;
E dice che gli avete tolto il core;
E messo gliel' avete in tanta fiamma,
E messo gliel' avete in tanto ardore,
Foglia d'ulivo e fontana d'amore.“ etc. **)

Darauf schickten sich die Mädchen an, diese Anreden zu beantworten; ihr Gesang wurde mit den herbeigeholten Zithern und Mandolinen, welche die Guitarre verstärkten, verschiedentlich von den Männern begleitet. Domenico erhielt den reizenden Bescheid:

„Lavoro i giorni della settimana,
E que' della Domenica li adoro;
Se fossi di Domenico la dama,
Lo mio core saria contento a modo:

*) Ach, wenn ich eines Tages ein Herz fände,
möchte ich es einbalsamiren lassen;
doch zu meinem grossen Schmerz
kann ich es nie finden.

**) O, guten Abend, Quelle der Liebe,
Oelblatt und köstliche Palme;
ihr habt am Eingang (des Hauses) euren Diener,
der sich euch Tag und Nacht empfiehlt
und sagt, dass ihr ihm sein Herz genommen
und es in helle Flammen und in heisse Gluth versetzt habt.
Oelblatt und Quelle der Liebe!

E il nome di Domenico l'ho in bocca
E chi me lo ricorda il cor mi tocca.“*)

Es folgte Orintia, die schnippische:

„Stasera sì ch'io canto volontieri,
Perchè ci ho tutti li miei innamorati;
E ci ho quei del paese e i forestieri,
E quelli ch'eran fuori son tornati;
Stasera sì ch'io l'ho il core contento,
Perchè non getto le parole al vento:
Stasera sì ch'io l'ho contento il core,
Perchè al vento non getto le parole.“**)

Auch Filomela, Ortensia und Andere liessen sich zwar noch vernehmen, doch leider muss ich mit der Wiedergabe und Aufzählung der holden Gesänge einhalten, denn ich soll noch die nun folgende interessante Produktion unseres Ministers besprechen, da ist über das Sonstige Schweigen der Rest.

Von allen Seiten wurde nämlich jetzt Heckscher bestürmt, ein deutsches Lied zu jodeln; man wolle ihm zu seiner Zufriedenheit akkompagniren, er solle keine Skrupel darüber haben. Mit Händen und Füßen aber sträubte sich der Diplomat gegen solche Zumuthung. Immer heftiger wurde das Drängen, man umringte ihn, man erdrückte ihn fast, kaum

*) Ich arbeite an den Wochentagen
und am Sonntage bete ich;
wenn ich Domenico's Geliebte wäre,
würde mein Herz höchst erfreut sein,
denn Domenico's Name führe ich im Munde
und wer mich daran erinnert, rührt mein Herz.

***) Heute Abend singe ich so gerne,
weil ich alle meine Liebhaber um mich habe;
ich habe die einheimischen und die fremden,
und die fern waren, sind zurückgekehrt.
Heute Abend ist mein Herz so froh,
weil ich die Worte nicht in den Wind schicke.

konnte er noch Luft erschnappen, die madamigelle streichelten ihn; man erklärte ihn zuletzt, als sogar alle Liebkosungen nichts helfen wollten, für einen stolzen Teutonen, der in einer römischen Plebejergesellschaft zur Freude des Tages etwas beizutragen sich für zu gut hielte und — da willigte er endlich ein, denn er war ein geschlagener Mann, der ermattet und kraftlos auf seinen Sessel zurücksank.

Aber was singen? Das war nun die Frage. Er fing an, mit uns beiden Deutschen eine Konferenz darüber zu halten; wir schlugen Verschiedenes, z. B. Aennchen von Tharau etc. vor, nichts jedoch war ihm bekannt; zuletzt fand er es selbst.

O wonniger, honigsüßer himmlischer Flötenklang heimathlicher, sich einschmeichelnder Melodie!

„Mädel ruck ruck ruck an meine grüne Seite.“

Er knurrte es mit solchem Gurgeltone, dass das Hervorgebrachte, besonders das „ruck ruck ruck“, mehr als das ferne Gebrumme und Gegrünze eines Bären wie als deutsches Lied gelten konnte. Nie erinnere ich mich während meines Lebens einer ähnlichen Kunstleistung, obendrein mit einem Applaus sonder Gleichen gekrönt. Ob aber das nicht aufhören wollende Händeklatschen, mit kicherndem und tiefem Gelächter gemischt, Konsequenz des artistischen Genusses oder Ironie gewesen, das will und mag ich nicht entscheiden. So viel steht fest, wir fielen immer mehr in's Burleske, denn wie man an demselben Abende nicht mehr eine zweite regelrechte Schachparthie spielen kann, wenn man vorher ein sogenanntes Husarenspiel gemacht hat, so war es jetzt nach diesem frivolen Gassenhauer eine Unmöglichkeit geworden, in eine edlere Musikgattung wieder zurückzukehren.

Vom Erhabenen bis zum Lächerlichen ist nur ein Schritt, und Heckscher, der jetzt Courage bekommen, war der Haupträdelsführer, der allgemeinen Chorgesang begehrte.

Das zweite und wohl noch das einzige Lied, das der Volksbeglucker in seiner musikalischen Vorrathskammer aufzufinden vermochte, wurde jetzt hervorgeholt, auf das sonderbare Concertprogramm gesetzt und — man staune — der Hamburger Solosänger detonirte das jedenfalls aus Berlin in seine Vaterstadt importirte Lied:

„Herr Schmidt, Herr Schmidt, was kriegt die Lotte mit,
Herr Schmidt, Herr Schmidt, was kriegt die Lotte mit?“
„Die Lotte kriegt 'nen Federhut,
Der steht dem Mäd'el gar zu gut,“

worauf dann der zweite, dritte, vierte etc. Vers mit anderen Geschenken für Jette, Rieke, Miene, Juste und Lore folgten, mit dem Unterschiede der Metamorphosirung sämmtlicher deutschen Eigennamen in italienische:

„ . . . , was kriegt Orintia mit?“
„ . . . , was kriegt Ortensia mit?“
„ . . . , was kriegt Ersilia mit?“ etc. etc.

So theilte der Spender jedem der anwesenden Mädchen die Gabe zu, welche ihm heimlich von der Signora Marianna, der protettrice, soufflirt wurde. Jedesmal, nachdem er eine Strophe in dem bekannten Rhythmus abgeleiert, fiel der Chor ein, um den deutschen Refrain mit la, la, la, la, la, la, la — — zu wiederholen, was bei der italienischen Fähigkeit, eine Melodie nachzusingen und bei dem sehr leicht erfasslichen Charakter eines so ausgeprägt vulgären Schnickschnacks keine Hexerei war.

Das Gelächter hörte nun gar nicht mehr auf und

der Minister lachte mit um die Wette, dass ihm die Thränen aus den Augen tropften.

„Aber — halt! — nicht weiter!“ rief er jetzt aus, während der arrosto und zugleich der von den alten Velletri-Reben der Villa gezogene Wein aufgetragen wurde. Aengstlich sah er nach der Uhr. Es war sechs. Angelo hatte während der Herfahrt versprechen müssen, ihm ein Zimmer zur Disposition zu stellen, in welchem er sich ein Stündchen niederlassen und ausruhen könnte, ehe er zum Diplomatendiner sich anschicke. Es war Heckscher's Gewohnheit, nach Mittag ein Schläfchen zu machen, ohne dies sei er am Abend, wie er behauptete, gänzlich untauglich für jede Unterhaltung. Kolb war ein „ehrenwerther Mann“, und unser Heckscher musste Rücksicht darauf nehmen, dass er ihm sein Wort zum pünktlichen Eintreffen verpfändet hatte. Aber die jungen Ziegen, als Braten eine echt römische Delikatesse, und der feinste Latugasalat mit reinem Sabiner-Oel verbreiteten einen so lieblichen Duft ringsum, dass sich unser Minister leicht bereden liess, noch ein Viertelstündchen zu verweilen und zwar unter der Bedingung und mit der Bitte, das Beisammensein möge jetzt einen mehr ruhigen Charakter annehmen, und keine so tumultuarische Szene mehr platzgreifen. Man versprach, man gelobte und wirklich schien sich eine ernstere Stimmung vorzubereiten, als Angelo, der Gastgeber, auf der Guitarre Akkorde präludirte, um nun auch seinerseits an den Gefeierten in Form eines aus dem Stegreif sowohl gedichteten, als komponirten römischen stornello eine bezügliche und gewichtige Ermahnung zu richten. Den Anwesenden war Costantini als geübter Improvisator bekannt, der, wenn er dazu aufgefordert wurde, gern bei sich darbietender Gelegenheit, wie Verlobung, Hochzeit, Kindtaufe

pathetische Ergüsse musikalisch deklamirte. Das stornello wird nämlich mehr gesprochen als gesungen und hat, weil in ihm der Text von grösserer Wichtigkeit ist als die Musik, die dabei eigentlich nur als Verzierung dient, einen Charakter, wie z. B. die Wagner'schen Lieder beim Künstler-Wettstreite im Tannhäuser.

Costantini war eine hohe Figur von olivenfarbigem Gesichtsteint, ein ausgebrannter Krater mit matten Augen und spärlichem Barte, aber dennoch mit unverkennbarer Energie in seinen Bewegungen. Dem Anschein nach eine richtige Abruzzengestalt — so stand er dem Minister gegenüber. Er begann sein mit einzelnen Harmonien begleitetes parlando damit, dass er allen Staatslenkern, in specie Heckscher Muth einsprach; nur Gott und ihrem Gewissen sollten sie Rechenschaft geben, sich vor Niemand in der Welt fürchten, denn —

„L'uomo deve sempre trionfar!“

Seine Feinde würde er (H.) besiegen, Italien und Deutschland würde er vereinigen, beide dann würden die Welt beherrschen; an dieser seiner Kraft zu zweifeln, sei Frevel, denn —

„L'uomo deve sempre trionfar!“

Wenn er aber in seinem Vaterlande zu diesem Vorhaben der Hülfe bedürfe, wenn er nicht die gehörige Unterstützung fände, ja wohl gar verlassen würde oder am Ende noch sein Leben in Gefahr käme, dann sollte er an Costantini schreiben, ganz Trastevere würde sich erheben wie ein Mann (hier fassten die Giovanotti mechanisch nach den Messern), für ihn würden sie Weib und Kind verlassen, seine barbarischen Widersacher aber vernichten, denn —

„L'uomo deve sempre trionfar!“

Diese mit vielem Geschick und Aplomb rezitirten Worte der Improvisation, welche, so blödsinnig sie auch waren, dennoch das italienische Talent bewiesen, den Moment richtig zu erfassen und zu benutzen, machten auf Heckscher tiefen Eindruck, er umarmte den Sänger und drückte ihn an sein Herz.

Jetzt aber war es Zeit zum Schlafengehen —: „Kolb ist ein ehrenwerther Mann“ — die Köpfe schwindelten vom Velletri. — Der Versucher raunte in's Ohr: „Bleiben, bleiben! lasst Kolb einen ehrenwerthen Mann sein; man genieße das Leben in vollen Zügen!“ — Doch in solcher Lage beweist sich der kräftige, jeder Prüfung trotzend Held, da ist er entschlossen, er legt Hand über Herz und eilt von dannen, „damit er die Frist nicht verfehle.“

Heckscher blinzelte seinem Wirth zu wiederholten Malen mit den Augen zu, ihn zu entfernen, aber kein Manöver half, diesen gefügig zu machen; es schien, als ob Angelo die Winke absichtlich ignorirte. Der Minister musste sich zuletzt entschliessen, laut die Gesellschaft um seine Entlassung zu bitten; er müsse zum Kolb'schen Diner, seiner Stellung gemäss, würdig erscheinen, auch könne er diesen Mann nicht foppen, denn Kolb sei ein „ehrenwerther Mann“, worauf der Chor dramatisch wiederholte und bestätigte: „Ha ragione, Kolb è galantuomo!“

Und so zog er dann unter allgemeinem Bedauern, von Angelo bis zur Thür eines einsamen Zimmers geleitet, nicht ohne inneren Kampf ab, hoffte aber die Freunde bei seinem Scheiden aus der Vigne noch begrüßen zu dürfen.

Man liess sich indess durch die Abwesenheit des Fremden nicht stören; Orangen, Mandeln, Granatäpfel und das nie fehlende römische Nationalkondito „pan giallo“ und „torrone“, dazu ein süsser Aleatico-

Trunk, alle die Leckereien bildeten das sogenannte „dolce“, das punctum des pranzo; an diesem laben sich vorzugsweise die weiblichen Gaumen, während die Männer sich lieber an den parmigiano halten und noch ein Glas vom Herben daraufsetzen.

Man unterhielt sich über die Liebenswürdigkeit des jetzt für uns Verlorenen; man beschloss, ihm zu Ehren nächstens wieder eine serata in einer anderen Vigne, wohl mehr ein frommer Wunsch, ja man beabsichtigte sogar, im Falle er noch nicht vermählt sei, ihn mit einer Italienerin zusammenzuthun. Was wurde damals nicht alles durcheinander geschwatzet.

Doch still! — wer ist das? — es poltert im Nebenraum und klopft an die Thür; — schon lange steht die Kammer leer, wer kommt dort hin? Man öffne die Thür! —

Bist Du es oder ist es Dein Geist, ehrwürdige Gestalt in Angelo's Schlafrock? Da steht er leibhaftig vor uns, Minister, Mensch, Heckscher, wie kommst Du hierher?

Die Sache war höchst einfach: kein Stuhl war im Schlafzimmer zu finden gewesen, Heckscher hatte in dessen Ermangelung vergeblich Anstrengungen gemacht, in das hohe alte Ehebett hineinzuvoltigiren, jetzt kam er, einen falschen Weg durch die unbewohnte Kammer machend, zurück und bat, ihn beim Besteigen seines Bett-Chimborasso zu unterstützen. Natürlich brach darob ein helles Gelächter los, bis drei handfeste Bursche ihn packten, scherzhaft zur Ruhestätte trugen und ihm von Neuem sanften Schlummer wünschten.

Endlich war man sicher, ihn sich selbst überlassen zu können, auch drang kein verdächtiges Geräusch mehr zu der Gesellschaft Ohren.

Ganz unter sich, wurden die jungen Leute immer

ausgelassener, schwerlich sehnten sie sich allzusehr nach dem hohen Herrn zurück.

Jetzt ging die richtige Thür auf und, sollen wir unsern Augen trauen? da steht er wieder vor uns. Basilio, Unglücklicher, was willst Du? was ist los? sprich, von Fieber Ergriffener!

Er hatte sich von seiner Höhe herabgeschwungen, um eine wollene Decke zu beanspruchen, denn, meinte er, wir Deutsche seien ungeheizte Zimmer im Winter nicht gewöhnt, es sei ihm nicht behaglich, in so eisiger Temperatur zu schlafen.

Und wieder erscholl das Gelächter und wieder wurde unser Freund, in eine Decke gehüllt, auf die Matratze gehoben. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, dass man im Stillen Gott dankte, nun endlich von ihm befreit zu sein.

Der Fluch aber der bösen That, nämlich dass Heckscher ein Esser und Trinker vor seinem eigentlichen Mahle geworden war, blieb auch in diesem Falle nicht aus, und ehe wir's uns versahen, stand er zum dritten Male vor uns.

„Ich kann heute einmal nicht schlafen,“ rief er aus; „lieber will ich in die freie Luft; ein Spaziergang in den Weinbergen, der wird mich stärken und wieder ganz erfrischen: ich will's auch nur ganz offen gestehen: ich habe einen kleinen Spitz.“

Angelo war sichtlich verlegen, er wollte nicht die Ursache sein, dass Heckscher seiner Verpflichtung zuletzt untreu wurde, deshalb wechselten sie die Rollen und der Wirth bat nun seinerseits den Minister, er möge sich ruhig verhalten und lieber noch einmal versuchen, ob er nicht doch noch ein wenig druseln könnte; „Kolb sei doch ein ehrenwerther Mann.“

„Ach was ehrenwerther Mann! ein langweiliger

Peter ist er!“ platzte jetzt der Aergerliche unbedacht und unbewusst heraus. „Hätte ich nicht mein Versprechen gegeben, von dieser Narrengesellschaft zu sein, keine zehn Pferde zögen mich mehr dorthin. Aber es ist ja noch Zeit, noch kann ich weilen; lasst uns etwas promeniren in dem hellen, warmen, herrlichen Mondenschein, wie ich ihn im polarischen Vaterlande doch nie und nimmer zu geniessen bekomme. Hier ist gut Hütten bauen, hier möcht' ich ewig leben, hier unter Euch, diesem griechischen Volke, dem Symbole der Form, der Schönheit, der unverwelklichen Jugend; bei Euch auch möcht' ich sterben.“

Er begann selig die Umstehenden zu umarmen; man hatte Mühe, ihn zu beruhigen. Mit Giuditta und Carolina rechts und links am Arme, tänzelte er die Treppe hinab in den Garten, die Mutter schlotterte lächelnd hinterher, zu folgen aber vermochte sie nicht, denn er schien Flügel bekommen zu haben und war „wie die Welle im Meere“, nirgends und überall.

Kolb's Ehrenhaftigkeit schien ausgespielt zu haben; so oft man daran erinnerte, hiess es: „Ja, ja, ich weiss —, es ist ja noch früh, — lasst mich in Ruh', — ich breche schon zu rechter Zeit auf etc.“

Die ganze Gesellschaft war jetzt, ein jeder Bursche sein Mädchen am Arme, in die Mondnacht hinausgestürmt. Die Wangen glühten, die Augen funkelten, an der alten Wasserleitung knatterte die Castagnette, wacker schlug man auf das Tamburin; leidenschaftlich tanzten sie den saltarello, und die Rose, die im Hesperidenlande auch im Winter blüht, flog den Schönen zu in zierlichem Wurfe.

Mit der fortschreitenden Schilderung dieser Heckscher-Episode sind wir am Ende wieder in den Ausgangshafen des Schwankes eingelaufen, denn in der

Mitte der Bachanalie kreist unser Minister in den drolligsten Bewegungen, mit jedem gewagten Schwunge seinen Schwerpunkt verlierend. Wie ein Wüthender sich geberdend, ras't er zum allgemeinen Ergötzen und unter nie aufhörendem Gejauchze seiner lieblichen Tänzerin gegenüber umher.

Wie lange dies Pandaemonium dauerte, ich vermag es nicht mitzutheilen, denn auch ich und K. hatten wohl des Guten etwas zu viel gethan, wir waren wie im Taumel, die Saturnalie hatte ihr Recht auch von uns gefordert. Ich sehe nur noch im Geiste die für das Fest präparirten bunten Lampions anzünden und höre das Klirren der Kannen, die ohne Unterlass den kühlen Rebensaft von Neuem in die Becher füllen, auch ist mir im Gedächtniss geblieben, dass Signora Nanna, Marianna und Heckscher beim Abschluss der Feier in Angelo's Kalesche gehoben, von diesem geführt, von Vignerolen, welche an beiden Seiten des Wagens mit brennenden Fackeln nebenher schritten, im langsamen Tritt bis zur Porta San Giovanni geleitet wurden und dass wir junges Völkchen singend und lärmend zu Fusse hinterdreinfolgten. Am Stadthore stiegen die Matronen aus, ein allgemeiner Abschied begann, man trennte sich in alle Winde. Vorher schenkte jede der Schönen mit Zustimmung der beiden Protettricen dem Minister noch einen Kuss auch die Bursche hatten nichts dagegen einzuwenden, war es doch eine holde Gabe bei einem Ade auf Nimmerwiedersehen. Dann setzte sich Angelo in Trab, er fühlte in sich die Pflicht, Heckscher richtig bis in's Hotel zu bringen.

Soweit war ich Augenzeuge dieses merkwürdigen Ereignisses. Lassen wir jetzt Heckscher noch in wenigen Worten selbst erzählen, wie sein Abenteuer zu Ende ging.

Nach zwei Tagen sass er wieder auf seinem Thron im Atelier, eine abermalige Sitzung, der auch ich beiwohnte, war bei K. angesetzt worden. Dasselbst beichtete er Folgendes:

„In meiner Behausung eingetroffen, hörte ich die Uhr neun picken; todtmüde warf ich mich, angezogen wie ich war, auf mein Bett; sofort verfiel ich in einen tiefen Schlaf. Drei Stunden, die mir wie ein Augenblick erschienen, musste ich gelegen haben, als ich erwachte, denn die Uhr pickte abermals und zwar zwölf. Um das Licht, welches ich unvorsichtigerweise hatte brennen lassen, auszulöschen, sprang ich vom Bette auf; auch wollte ich mich vollends entkleiden, um nun regelrecht zur Ruhe zu gehen. Ganz unerwartet befand ich mich in einer sehr angenehmen Stimmung, der Schlaf hatte mich vollständig restaurirt und ernüchtert, der herrliche Wein nicht die geringsten Nachwehen zurückgelassen. Als ich die Flamme ausblasen wollte, gewahrte ich ein Briefchen, das ich vorher nicht bemerkt, mit einer von deutscher Hand geschriebenen Adresse auf dem Tische. Es war von meiner Hamburger Freundin Frau von Schwartz *) und lautete:

„Lieber Minister! Ein kleiner italienischer Zirkel beginnt Abends, wenn ein deutscher schliesst, d. h. gegen Elf, dafür dauert er bis Zwei. Sind Sie bei Laune, so erwarte ich Sie zu einer Tasse Thee. Sie finden nur ein Paar Landsleute im engsten Kreise.

Ihre ergebene Nachbarin am andern
Ende des Hotelkorridors No. 52
El. Schwartz.“

*) Die später so berühmt gewordene Pflegerin Garibaldi's nach seiner Verwundung bei Aspromonte.

Nichts war für mich, aufrichtig gesagt, erwünschter als diese Einladung; war mir doch ganz danach zu Muthe, noch ein Stündchen zu verplaudern und meine jüngsten Erlebnisse zu erzählen, denn, wie vorher schon angedeutet, ich fühlte mich überaus heiter und aufgeräumt; auch kam mir besonders zu Gute, dass ich nicht mehr das Hôtel zu verlassen brauchte und ausserdem in Toilette war. Meine Landsmännin aber hätte ich so wie so einmal aufsuchen müssen, eine Visite war ich ihr unter allen Umständen schuldig. Kein Zögern also.

Bald klopfte ich bei Frau v. Schwartz an die Thür. Herein, herein! erscholl's. — Stürzen Himmel und Erde über mir zusammen? Zur Salzsäule versteinert stehe ich angewurzelt wie Frau Lot, die erste Person, die mir entgegentritt ist — Kolb!

Porträt-Skizzen alter Köpfe aus dem früheren Berlin.

[Schadow, Graf Schlieffen, General v. Webern, Marot, Heim, Schoenlein,
Ritter X]

Wer 64 Jahre alt geworden ist und den gröss-
ten Theil seines Lebens krankheitshalber zu einem
mehr passiven als aktiven Dasein gezwungen wurde,
der hat auch mehr Musse, vorüberziehende Menschen-
bilder zu beobachten und sie einen tieferen Eindruck
auf sich ausüben zu lassen als jene thatkräftigen
Naturen, welche in fortwährender Initiative keine be-
sondere Nebenzeit zu psychologischen Kontempla-
tionen für ihre Mitmenschen übrig haben. So wurde
denn dem Autor dieser Erinnerungen Gelegenheit,
viele Charaktere merkwürdiger und bedeutender Per-
sönlichkeiten sich in's Gedächtniss zu prägen, und er
hat, wie er glaubt, ihr Konterfei bis heute wahrheits-
getreu bewahrt.

Da nun gewiss die jetzige Generation gern von
den Freunden ihrer Väter und Mütter etwas ver-
nimmt, so mögen hier einzelne Bilder aus vergange-
ner Zeit vorgeführt werden, jedoch nicht in biogra-
phischer Weise, sondern vielmehr in ihrer ethischen,
originellen Eigenthümlichkeit, und zwar nur mit
wenigen Strichen markirt.

Direktor Gottfried Schadow.

Bei ihm war mein Vater einst in die Lehre gegangen. Was haben wir Kinder nicht Alles von der heiligen Schadow'schen Werkstatt erzählen hören! Das Verhältniss zwischen Meister und Schüler hatte sich selbst dann, als Wichmann längst zu den ersten Bildhauernamen der Zeit zählte, buchstäblich so erhalten, wie es vor mehreren 50 Jahren gewesen war. Mein Vater nannte Schadow „Herr Direktor“ und beobachtete stets im Umgange mit seinem Lehrer eine gewisse, wenn auch ungezwungene Ceremonie; der Meister nannte den ehemaligen Lehrling „Louis“ und „Du“, ja behandelte ihn ganz wie damals, als dieser, ein Pensionär, in seinem Hause wohnte.

Dass der alte Gottfried eine durch und durch edle biedere Seele war, ist geschichtlich zu bekannt, als dass ich ihn in solcher Beziehung zu analysiren brauchte, hier ist es mir darum zu thun, die vielleicht doch Manchem unbekannte Originalität dieser merkwürdigen Persönlichkeit zu kennzeichnen. Ich will auch nicht über den Künstler Schadow sprechen, man weiss ja, dass er einer der genialsten gewesen, die je den Griffel und Meissel geführt. Wie seine gestochenen Werke beweisen, hat besser und richtiger nie Jemand gezeichnet, und was sein Erfindungsvermögen betrifft, wie auch die Gabe, seine Compositionen charakteristisch und monumental darzustellen, so zeigen z. B. der alte Ziethen und der alte Dessauer auf dem Wilhelmsplatze zu Berlin den vollendeten Meister in jeder Beziehung.

Im Umgange mit ihm traten bei dem seltenen Manne vor Allem zwei Eigenthümlichkeiten sonderbarer Art an's Licht: ein durch Nichts zu erschütterndes Phlegma — (Hegel sagt von dem Phlegmatiker:

„Sein glückliches Temperament ersetzt ihm die Stelle der Weisheit“⁴⁾ und eine ungewöhnliche Offenheit in jeder Situation des Lebens.

Es versteht sich von selbst, dass ein Mensch von Ehre wahr sein muss in seinem ganzen Thun, in allen seinen Worten, aber Offenheit in Dingen, nach denen man nicht gefragt wird, scheint uns oft zu unrechter Zeit angebracht und mit Grobheit identisch. Unser alter Freund hatte sich aber den wunderschönen Spruch Storm's:

„Hehle nimmer mit der Wahrheit!
Bringt sie Leid, nicht bringt sie Reue;
Doch weil Wahrheit eine Perle,
Wirf sie auch nicht vor die Säue —“

nicht zu eigen gemacht, er liess sein schweres Geschütz spielen gegen Freund und Feind ohne Unterschied und unterschrieb wohl mehr einen zweiten Vers von Storm, der da lautet:

„Blüthe edelsten Gemüthes
Ist die Rücksicht; doch zu Zeiten
Sind erfrischend wie Gewitter
Goldne Rücksichtslosigkeiten —“

nur mit dem Unterschiede, dass er statt der Worte „zu Zeiten“ das Wort „allzeit“ als richtiger präzisirte.

Einzelnen Personen sieht man in dieser Hinsicht sehr viel nach, andern wieder gar nichts. Es handelt sich hier um die Erscheinung, um die Individualität des Menschen, man stellt bei solchen Offenheiten die Frage, ob sie mit Bewusstsein ihrer Wirkung gesprochen, ob naiv. Dem alten Schadow z. B. ging Alles durch; man wusste, dass diese absolute Freiheit ganz so zu sprechen wie zu denken, die er in reinsten Natürlichkeit anwandte, zu seinen angebore-

nen Eigenthümkeiten gehörte; man hätte sie ungern gemisst, wie wir ja nie wünschen, dass ein alter bewährter Freund seine curiosa lässt, selbst wenn sie auch nicht ganz vor dem Forum der Kritik bestehen könnten.

Mögen sofort einige Beispiele, in welcher Art Schadow sich so äusserte und verfuhr, seine Methode anschaulich machen.

Es war sein und zugleich meiner Mutter Geburtstag, der 20. Mai. Er hatte, wie üblich, an jenem Tage bei uns zu Mittag gespeist. Nach Tische ging er mit seinem grünen Augenschirm auf der Stirn, eine Cigarre rauchend, wozu er regelmässig ein Stückchen Zucker in den Mund steckte, in unserem Rosengarten spazieren. Da sagte er nach Verlauf einiger Zeit, in welcher wir vergnügt beisammen gewesen: „Nun Louis, leb' wohl, liebe Frau, leben Sie wohl, ihr Kinder, lebt wohl! Der Diener ist da, mich abzuholen.“

„Der kann ja in der Küche bei den Mädchen etwas warten, wir geben ihm ein Glas Wein, aber Sie müssen noch bleiben, denn der Abend ist so schön, die Luft so mild, so wohlthuend,“ sagte die Hausfrau.

Was war die Antwort?

„Meine Guten! hat man sich einige Stunden hintereinander genossen, so hat man sich gegenseitig satt. Adieu also, auf Wiedersehen!“

Ein andermal, als meine Mutter bei einem frugalen Abendbrod ihn zu einem zweiten Stückchen Fisch nöthigte, erwiderte er: „Meine Tochter! ich habe schon am ersten genug, denn der Karpfen ist zu schlecht zubereitet!“

Solche Aussprüche that er mit einer so zu sagen göttlichen Ruhe.

Aber nicht allein gegen ihm ganz intime Personen, sondern gegen Gross und Klein, Hoch und Niedrig, privatim und publice, beobachtete er ganz dieselbe Art und Weise.

Es wurde einst ein Fest zu Ehren seines langjährigen Direktoriums bei der Akademie veranstaltet. Man hielt Reden, die Gläser erklangen, Alles war in gehobener Stimmung, aber auch in heiterster Laune, nur der Gefeierte blieb in seinem Phlegma. Da wurde ihm angedeutet, dass er doch auch ein paar Worte zum Besten geben müsse, welche Aufforderung ihn zu folgender Tischrede veranlasste:

„Man verlangt von mir, ich solle meinen Dank abstaten, nun es sei. Ich theile Euch ein, die Ihr hier versammelt seid, in drei Klassen:

Erste Klasse: die Herren Professoren der Akademie;

Zweite Klasse: meine sämtlichen Schüler — auch unter den Professoren habe ich ja deren viele;

Dritte Klasse: die, welche auch dabei sind, wo es etwas zu essen und zu trinken giebt.

Und wenn denn doch nun einmal gedankt sein muss, so danke ich ausser den beiden ersten Klassen Euch Letztgenannten auch.“

Diese originelle Rede wurde mit nicht endenwollendem Jubel begrüsst.

Schadow führte einmal in seiner Eigenschaft als Haupt der Akademie, unterstützt vom Vizedirektor, wie es Sitte war, Friedrich Wilhelm III. in der Kunstaussstellung umher. Ein ziemlich mittelmässiges Bild, welches der König angekauft hatte, war vom Monarchen zur Schaustellung ausgeliehen worden. Jetzt nahte man sich dieser Kunstschöpfung und blieb vor ihr stehen, um sie in der neuen Beleuchtung zu

betrachten. Da sagte der König, sehr vergnügt mit dem Finger auf das Gemälde zeigend:

„Schadow, Sie wissen doch, das Bild ist mein, ich hab's gekauft.“ Jener aber erwiderte mit bitter-säuerlicher Miene:

„Majestät thäten besser, hierüber zu schweigen, denn Ehre haben Majestät mit diesem Kaufe nicht eingelegt.“ Der König aber kannte den Alten und lächelte.

Bei einem Hoffeste, auf welchem lebende Bilder gestellt und Theater gespielt wurde, war die Ausschmückung der respektiven Lokalitäten durch den damals in seinem Fache sehr ausgezeichneten Tapezierer Huber bewirkt worden. Man war in der königlichen Familie ungemein zufrieden über das geschmackvolle Arrangement und die gelungenen Festlichkeiten. Wohl durch hohe Protektion wurde Huber nicht allein Ritter des Rothen Adlerordens vierter Klasse, sondern erhielt auch das Diplom zum akademischen Künstler.

Mit dieser Ernennung, welche ohne Wissen der Akademie stattgefunden und die darum dort böses Blut gemacht hatte, weil sie nach Meinung der Senatsmitglieder auf einen Unberechtigten gefallen, war auch Schadow durchaus nicht einverstanden. Und wie er immer energisch die Rechte der Körperschaft zu vertreten wusste, so auch diesmal. Er schrieb einen Brief an den König ungefähr folgenden Inhalts:

„Wenn Seine Majestät einen Orden zu verleihen geruhen, so wäre es nicht Sache des akademischen Direktors, hierüber eine Kritik auszuüben. Wenn aber S. M. Jemand zum akademischen Künstler zu ernennen geruhen, so müsse er darum bitten, dass in Zukunft erst die königliche Akademie über die

Berechtigung des Individuums zu solcher Auszeichnung befragt werde. Sollte S. M. eine von dieser Auffassung abweichende Ansicht haben, so müsse er S. M. ganz unterthänigst hiermit um seine Demission bitten.“

Originell schien an dem Briefe ausserdem, dass, wie mein Vater später erfuhr, einzelne Theile desselben dick unterstrichen waren. Jedem Anderen als gerade dem alten Schadow wäre wohl ein solcher Schwupper kaum durchgegangen. Der König aber, weit entfernt, das Avertissement Schadow's zu missbilligen, und wohl sehr indifferent in der ganzen Angelegenheit, liess antworten, Schadow möge sich nicht ereifern, man werde künftig solche Dinge nach seinem Wunsche erledigen. Ein Mann von unsers Direktors Kaliber, der nicht ein Jota von einem Höflinge hatte, aber mit Kraft sein Amt vertrat, war dem einfachen, jedem Firlefanz abholden Gemüthe Friedrich Wilhelm III. eben recht, repräsentirte Schadow doch einen jener echt preussischen Beamten, wie man sie unter der absoluten Monarchie eigentlich als Regel vorfand und wie sie später immer seltener wurden.

Zur Zeit seines Wirkens war man doch nicht in jene Epoche eingetreten, wo, wie z. B. bei der Grundsteinlegung des Monuments Friedrich II., der König, nachdem er die erste Kelle Kalk auf das Gemäuer geworfen, sagte: „Jetzt kommt gleich der alte Schadow,“ dann aber in Unwillen ausbrach, als er vernahm, man habe den pensionirten Direktor zur Feier nicht eingeladen. Die damaligen Herren Höflinge beobachteten eben nicht mehr die Pflicht der Gewissenhaftigkeit und Dankbarkeit im altpreussischen Sinne.

Die Energie, wie sie sich im erwähnten Briefe

an den König, also bei kleinen Vorkommnissen ankündigte, bildete durch's ganze Leben und ganz besonders bei wichtigen Ereignissen einen wesentlichen Bestandtheil von Schadow's Charakter. Nichts konnte ihn jemals aus der Bahn drängen, die er einmal nach reiflicher Ueberlegung als die rechte erkannt hatte. Er fühlte sich in seinen allgemeinen Anschauungen als vorurtheilsfreien, klaren Kopf, in religiöser Beziehung aber unkonfessionell und von Goethe'scher Denkart: Er glaubte an einen persönlichen Gott und an eine Unsterblichkeit der Seele.

Als seine beiden berühmten Söhne, Wilhelm, der spätere Direktor der Düsseldorfer Malerschule und Rudolph, der noch geistvollere Künstler, zum Katholizismus übergetreten waren, machte ihm dies Ereigniss keinen Eindruck; als er jedoch von ungefähr einmal interpellirt wurde, wie es seinen Söhnen erginge und was sie trieben, sagte er trocken — Ironie lag nicht in seiner Natur — „Sie hören Messe.“

Wie er nicht viele Umstände machte, wenn er, wie oben bemerkt, etwas von ihm als nothwendig Erkanntes durchsetzen zu müssen glaubte, beweist, dass er als 19jähriger Jüngling mit seiner Braut, einer Handwerkerstochter, der späteren Mutter obengenannter Künstler, in die weite Welt zog, so zu sagen, mit ihr durchging, weil die gegenseitigen Väter die Ehe nicht wollten.

Nach dem Tode dieser ersten Frau verheirathete er sich zum zweiten Male mit einer der verehrungs- und liebenswürdigsten Damen, in ganz Berlin bekannt wegen ihrer Wohlthaten gegen Arme und Kranke, von der ihm zwei Kinder, Felix und Lida, die Freude seines Alters blieben, als ihm auch diese Gattin in's Jenseits vorausgegangen war.

Im hohen Alter setzte endlich ein langwieriges

Augenübel der rastlosen Wirksamkeit dieses bis dahin glücklichen und seinen Umgang beglückenden Mannes ein Ziel. Gewöhnt, das ganze Leben hindurch streng thätig zu sein und nun zu seinem höchsten Unbehagen gezwungen, es mit Nichtsthun ausfüllen zu müssen, fühlte sich der Meister schwer gedrückt. Sein Schlaf war überdies durch anderweitige Krankheit gestört, ganze Nächte lag er auf dem Bette, ohne ein Auge schliessen zu können. Um diesen traurigen Zustand erträglicher zu machen, rieth ihm sein Verwandter und Arzt, Geheimrath Wolf, an jedem Abend ein Morphiumpulver einzunehmen. Das Mittel nützte nichts. Da versuchte er eines Tages, was wohl daraus entstehen würde, wenn er statt des einen die zwölf im Kästchen liegenden Pulver auf einmal zu sich nehme; so glaubt man wenigstens, denn man fand die Papiere auf dem Nachttischchen sämmtlich ausgeleert. Er hat das Resultat des Experiments nicht mehr erfahren, denn man fand ihn Morgens todt im Bette. Die Meinungen über dieses Ereigniss waren getheilt. Nach Schadow's Denkart aber lag ein freiwilliger Uebertritt in die andere Welt gewiss im Rechte des Menschen.

Den Grafen von Schlieffen lernte ich schon kennen, als ich noch Kind war, und zwar in Salzbrunn, wo er die Kur gebrauchte und, um sich die Langeweile eines Badeaufenthaltes zu vertreiben, mit seinem Standesgenossen, Herrn von Wulffen, im Garten unseres gemeinsamen Wirthshauses fast täglich Schach spielte. Ich war dann regelmässig Zuschauer. Stand die Partie schlecht für ihn, so wusste er es so einzurichten, dass, wie durch irgend einen Zufall, entweder das Schachbrett, ja wohl auch der Tisch umgeworfen wurde; verlieren durfte er nicht.

Später wohnte er als Oberst eines Regiments — wohl zwanzig Jahre waren darüber hingegangen — in meinem väterlichen Hause, oftmals führten mich die Umstände daselbst mit ihm zusammen.

Er war eine jener Urnaturen, wie man sie nur unter den märkischen Junkern vom reinsten Geblüte vorfindet. Der bekannte Bürgermeister Ziegler von Brandenburg, der einstige Steuerverweigerer in der preussischen Nationalversammlung, dem eine kritisch-humoristische Ader, wenn er im Freundeskreise sich bewegte, nicht abzusprechen war, charakterisirte diese Genossenschaft ungefähr so:

„Der brandenburgische Junker ist ein ganzer Mann. Während bei veränderten Verhältnissen die Mittelparteien sich immer an der Oberfläche zu erhalten wissen, muss es bei ihm biegen oder brechen; er stirbt und fällt mit seiner Mark, mit der Scholle, auf welcher er geboren und an welcher er angewachsen. Man sollte glauben, dass dieses Geschlecht noch aus der Mammuthzeit stammt. Herkulisch von Körperbau, gefeit gegen Schmerz, unempfänglich gegen Natureinwirkungen sind seine starren, durch nichts zu erschütternden Geisteseigenschaften diesen körperlichen Beschaffenheiten analog. Im Kriege unerbittlich, tödtet, sengt und länderraubt es, wo es ihm erforderlich scheint, zum Ziele zu gelangen. Es hat keinen Zug von Erbarmen. Aber sage man mir, was man will, ihm verdankt Preussen einen Theil seiner Grösse, vielleicht den grössten Theil. Die Ausdrücke „nachgeben“, „sich fügen“, „ausgleichen“, „sich in die Verhältnisse schicken“, existiren im Wörterbuch des märkischen Junkers nicht, sie sind ihm sogar begrifflich ganz unverständlich; auch duldet er keinen Widerspruch, der ja bei den gleichen Lebensanschauungen seiner Genossen von diesen ihm gegenüber

auch nicht erhoben wird. Indess sind Pflicht, Biederkeit, absoluter Gehorsam dem Landesherrn gegenüber seiner Persönlichkeit zur zweiten Natur gewordene Bestandtheile. Sein Wort ist unverbrüchlich, man unterscheide ihn in jeder Beziehung von jenen Afterbaronen, denen Spielschulden heilig sind, während sie dem seine Rechnung vorzeigenden Schneider oder Schuster die Thür weisen, ja ihn wohl gar, wenn er auf seinem Rechte zu bestehen wagt, die Treppe hinunterexpediren oder Caro auf ihn hetzen. Für seine Ehre setzt der märkische Grande ohne Zaudern und Wanken sein Leben ein. Sagte doch der bekannte preussische Feldmarschall W seinem Sohne trocken: „Du musst Dich todtschiessen, denn Deine Ehre ist verletzt.“

So ungefähr die Ziegler'schen Ansichten über diese Kernrace.

Schlieffen war von diesem Schrot und Korn; auch er hätte bestimmt in solchem Falle das Gleiche gethan, wenn nicht seine Söhne eben Ehrenmänner gewesen wären, wie er ein solcher war sein Lebelang.

Dass das Duell in den Schlieffen'schen Kreisen für eine heilsame und unvermeidliche Institution galt, versteht sich von selbst. Unser Graf war indess nichts weniger als ein Raufbold von Profession, nur hätte er nie gezögert, für sich und seine Familie mit ganzer Kraft des Armes einzutreten, wo er unabwendbar es für erforderlich hielt. Als einer seiner Söhne gezwungen war, sich mit einem allgemein geachteten Manne, später preussischen Finanzminister, zu duelliren — der junge Graf wäre lieber, nicht aus Zagheit, sondern vielmehr aus Ehrgefühl, einem Zweikampf mit einem älteren, von ihm geehrten Manne aus dem Wege gegangen, wenn es die Umstände gestattet hätten — ermahnte ihn sein Vater:

„Dass Du mir unter allen Umständen nach den Beinen und nicht nach der Brust schiessest!“

Man hätte Schlieffen zur Zeit der 1848er Revolution hören und sehen sollen, da zeigte er sich in seinem ganzen urvorsündfluthlichen Märkerthum. „Im Hause, aus welchem ein Schuss auf die königlichen Truppen gefeuert wird,“ behauptete er, „muss ohne Weiteres Gross und Klein aus dem Fenster geworfen werden. Haynau ist in Brescia ganz richtig verfahren, auf solche Weise wird eine Revolution sofort unterdrückt.“

Als zwei Soldaten seines Regiments in ihrer Gutmüthigkeit einen zu Tode getroffenen Revolutionsbummler, um ihn nicht seinem Schicksal zu überlassen, mit Gefahr des eigenen Lebens, denn man feuerte von den Dächern auf das Militär, forttragen wollten, befahl er kalt: „Lasst den Rehbock liegen, der rappelt sich ohnehin nicht mehr auf.“

Schlieffen wäre der Mann dazu gewesen, am 18. März ohne Mitleid die militärische Sache durchzuführen; aber der Wille seines Königs, der ihm Gesetz, war Frieden, dem fügte er sich ohne Nachdenken, ohne Widerspruch. Nichts glich der Kaltblütigkeit, mit welcher er ganz allein am frühen Morgen des 19. März reitend die kleinen verbarrikadirten Strassen durchdrang, mit dem Taschentuche winkend und, tiefen Grimm im Herzen, den erhitzten Zivilkämpfern Versöhnung anbietend. Es war eben der Befehl von Oben.

Die Spitze seines Helmes wurde ihm bei dieser Kavalkade heruntergeschossen, und als er später vom Pferde stieg, fielen ihm ein paar Kugeln aus dem durchlöcherten Mantel heraus.

„In den Befreiungskriegen,“ sagte er, „war es mir zuletzt ganz gleichgiltig, ob ich mir eine Pfeife

Tabak ansteckte oder zusah, wie die Menschen rings um mich her, gleich den Fliegen mit der Fliegenklappe geklatscht, so durch's Kanonenfeuer hingestreckt wurden.“

Beim Regiment war er streng und human zu gleicher Zeit. Der Dienst war ihm heilig. Bei nicht korrekten Vorkommnissen ausserhalb des Dienstes drückte er gern ein Auge zu. Je mehr Soldaten sich am Geburtstag des Königs betranken, desto lieber war es ihm. Die Dreijährigen mochten ihn besser leiden als die Einjährigen, welche sein Adelstolz als Bourgeois en bagatelle behandelte; er liess ihnen weniger durchgehen als den Bauernsöhnen.

In jener Zeit diente ich als Freiwilliger in seinem Regiment. Einmal äusserte ich unvorsichtiger Weise vor ihm, der jetzt mein Oberst war, dass wir doch in einer grossen Zeit, in einem grossen Jahrhundert lebten; da fuhr er mich barsch an: „Ich wünsche, Du trittst nicht wieder in's Regiment ein,“ — die Freiwilligen hatten vom 20. März an auf zwei Monate Urlaub erhalten — „denn solche Gesinnung kann man da nicht brauchen, besonders nicht in einer Zeit, in welcher, wie in der unserigen, die Minister vielleicht Söhne von Besenbindern sind.“ Ich schwieg, denn jede Entgegnung hätte nur Oel in's Feuer gegossen.

Als ich, um ihn zu versöhnen, nach einiger Zeit ihm einen von mir für mein Bataillon komponirten Marsch vorspielte, gefiel ihm dieser und jener Theil nicht. „Gieb den Rothstift dort,“ sagte er — er duzte mich noch von meiner Kindheit her —, „wo ist die Stelle, welche Du eben gespielt?“ Ich zeigte ihm die Takte. Mit einem dicken Striche kassirte er sie, obgleich er von der Musik, nun gar von der Form derselben, keine Idee hatte. Ich hatte in

diesem Augenblick die feste Ueberzeugung, dass Schlieffen, wäre es des Königs Befehl gewesen, ohne viel Federlesens jeden Kapellmeister vom Pulte gestossen und mit seinem Degen statt des Taktstocks das Orchester in Ordnung bringen zu können, vermeint hätte. Sagte er doch in einer Gesellschaft, wo viel über Künstler gesprochen wurde: „Papperlapapp! was sind denn die Spassmacher sammt und sonders gegen einen Edlen mit seinem Degen?“

Von den Leistungen der Landwehr hielt er nicht viel, und wäre meine Mutter nicht besänftigend dazwischen getreten, so hätte vielleicht einmal ein Strauss zwischen ihm und meinem Vater über deren Werth ausbrechen können, der schwer wieder auszugleichen gewesen wäre. Gegen Damen war aber unser Held höflich, und die Kur zu machen verschmähte er als wahrer Junker selbst nicht mit grauem Kopfe. Täglich konnte man ihn in den Mittagsstunden von 12 bis 2 Uhr bei der damals sehr beliebten Sängerin Sophie Löwe, seiner Dulcinea, vor allen Andern, wie man in Berlin sagt, Süssholz raspeln sehen. Da war er sehr gemüthlich. Im gewöhnlichen Leben überhaupt schien er umgänglich, nur verkehrte er anders mit Leuten von rothem Blute, wenn er allein mit ihnen war, als wenn noch Blaublütige gegenwärtig waren.

Als ich einmal, ich weiss nicht wodurch, mir seinen besonderen Beifall erworben hatte, forderte er mich auf, ihn auf seinem gewöhnlichen Spazierritte um die Stadtmauer zu begleiten. So zu zweien war seine Unterhaltung am unbefangenen; ich nahm deshalb seinen Vorschlag gern an, sollte aber diesen Ritt noch theuer bezahlen. Er sass auf seinem Schimmel, einem Renner par excellence, ich als schlechter Reiter auf dem zweiten Stallpferde, dem

Braunen, einem gutmüthigen, geduldigen Thiere. Da setzte er, ohne dass ich etwas vermuthete, plötzlich sein Pferd in Galopp und ging sofort in die vollste Karriere über; der ehrgeizig gewordene Braune keuchte athemlos und verzweifelnd hinterher, ich aber verfiel in Todesängste, denn die wilde Jagd liess nicht nach, und auf mein beständiges Rufen hörte ich nur sein Lachen und sein lustiges „Vorwärts!“ Endlich nach Verlauf von einer Viertelstunde hielt er die Zügel an. Wäre ich zwanzig Schritt weit aus dem Sattel geschleudert worden, er hätte sich wahrscheinlich herzlich darüber belustigt; ein paar von mir davongetragene Beulen oder Schrammen hätten ihm wohl geringen Eindruck gemacht, wenn er auch nicht so weit gegangen wäre, wie jene Gesellschaft eiserner märkischer Junker, die ein helles Gelächter aufschlug, als bei einem Zechgelage einer unter ihnen im Zimmer ausglitt, sich das Bein brach, aber dabei selbst herzlich mitlachte. „Der Kerl hat sich's Bein gebrochen, hurrah, hurrah!“ „Donnerwetter, ich habe mir's Bein gebrochen, hurrah, hurrah!“ Denn so klang der gemeinsame Chor dieser Urmenschen, von denen ich dem Leser ein Exemplar in dem Grafen Schlieffen vorgestellt habe.

Einen diametralen Gegensatz zu diesem Manne von Blut und Eisen bildet der General v. Webern. Wer unter uns älteren Berlinern hätte nicht den lebenswürdigen Greis im Silberhaare als in allen Schichten der Gesellschaft *persona gratissima* gekannt! Wie einfach war seine Erscheinung und sein Wesen!

Auch er hatte die Freiheitskriege mitgemacht, war jetzt Landwehr-General und Vorsitzender der Ordenskommission, und als solcher besonders hatte er oft Gelegenheit, sich seinem Könige zu nahen, von

dem er stets mit Begeisterung und Liebe zu erzählen wusste. Nur bei festlichen Gelegenheiten strotzte seine Brust voller Orden, im gewöhnlichen Leben verschmähte er es, sie zu tragen, und als er pensionirt war, zog er es vor, sich lieber in Zivil als militärisch zu kleiden. Vielseitig gebildet, ohne Voreingenommenheit für seinen Stand war er Jedermann zugänglich und kannte keine Ueberhebung. Die Erziehung, das Wissen und Können des Menschen waren ihm die wesentlichsten Faktoren und Norm für dessen Beurtheilung. Weil ihm jede Einseitigkeit fern lag, fühlte er sich am glücklichsten in einem gemischten, aus nicht homogenen Elementen zusammengesetzten Kreise unterrichteter Personen, da so bei der Unterhaltung jede Monotonie ausgeschlossen war.

Leidenschaftlich liebte er die Musik; häufig konnte man ihn nicht allein in der Oper, sondern auch in den Kammermusik-Soireen als eifrigen Besucher antreffen, so oft es nur etwas Nennenswerthes und ihm besonders Mundendes dort zu hören gab. In der Mendelssohn'schen Familie war er wie im eigenen Hause. Er nannte Felix „Du“. Der grosse Meister aber machte dem alten Herrn hin und wieder die Freude, ihn Bratsche in seinem stehenden Streichquartette mitspielen zu lassen. Dann war der alte Soldat glücklich und lehnte gern mit Wichtigkeit eine anderweitige Einladung ab, wenn er nur kundthun durfte, er müsse morgen zu Felix Mendelssohn, wo er die Bratschenstimme im Quartett übernommen habe. Kam nun bei solchen Quartett-Exekutionen eine Stelle vor, die ihm ganz besonders gefiel, so sprang er unbekümmert um die drei anderen Spieler vom Sessel auf, schwang seine Bratsche über den Kopf und rief mit Ekstase: „Nein, das ist doch zu schön, das ist göttlich; bravo Haydn!“ oder „bravo

Mozart!“ eine Szene, die Mendelssohn, der bereits an solche Ergüsse gewöhnt war, immer wieder von Neuem grossen Spass machte.

War in Berlin die akademische Kunstaussstellung eröffnet, so konnte man mit aller Wahrscheinlichkeit voraussetzen, Webern dort zu treffen, denn wo es etwas Künstlerisches zu geniessen gab, da fehlte er selten, nistete sich vielmehr als ständiger Gast dort ein.

Er lehnte es nicht ab, im einfachsten bürgerlichen — selbst im engsten Familienkreise einige Plauderstündchen zu verbringen. Auch ich hatte das Glück, ihn öfters in meinem Hause zu sehen. Da freute er sich über die Kinder, ja selbst über jedes Band, welches meine Frau an der Haube trug, wenn es ihm geschmackvoll angebracht erschien. Er hatte ein durch und durch kindliches Gemüth.

Zum letzten Male war er in unserem Hause, als er meine in der Blüthe der Jahre verstorbene Tochter über die Taufe hielt, bei welcher sein und unser Lieblingsprediger Sy d o w den Segen über mein Kindchen sprach. Schon vor dieser Zeit waren bei zunehmendem Alter seine Besuche bereits spärlicher geworden, denn er fühlte, dass sein Gedächtniss mehr und mehr schwand und seine Rede oft mitten in der Unterhaltung stockte, indem er den geistigen Faden verlor, ja selbst die Gedanken. Wie betrübend, wie rührend!

Machte ich dann wieder einmal den Versuch, ob er wohl eine Einladung zu Tisch annehmen würde, so sagte er regelmässig ab. Während die Freunde aber an einem solchen Tage bei der Mahlzeit sassen, hörte man klingeln und ein alter Herr gab seine Karte ab, die dann unter uns kreiste, auf ihr stand „General von Webern“. Konnte er nicht in Person erscheinen, so wollte er wenigstens zeigen, dass er in Gedanken bei uns verweilte.

Sein trauriger Zustand verschärfte sich zusehends und zwar mit vollem Bewusstsein unseres armen Generals. Er lebte immer einsamer, und oft konnte man ihn stundenlang auf einer Bank unter den Bäumen am Wilhelmsplatze sitzen sehen, wie er sich mit Leuten, die dort ausruhten, in ein gleichgiltiges Gespräch einliess.

Webern hatte eine eiserne Gesundheit. Sein dünner Frack, den er von jeher trug, genügte ihm für jedes Wetter; Mantel und Schirm hatte er nie besessen, oft trat er aus einem sehr stark geheizten Zimmer in die eisige Kälte des Winters oder in einen Platzregen hinaus, ohne dass er sich eine Erkältung zuzog.

Als ich nach Italien übersiedelte, war Webern bereits 88 Jahre; jetzt lebt er wohl nicht mehr, denn zehn Sommer sind seitdem verflossen. Die Erinnerung an den freien Mann aus der Stein-Scharnhorst-Schleiermacher'schen Schule, an seine einfache Gestalt und an alle die grossen Eigenschaften, die ihn zierten, wird mir unvergänglich bleiben.

Der Consistorialrath.

Marot hatte das 95. Lebensjahr zurückgelegt, als er mich und meine Frau in die Ehe gab und zwar als letztes Pärchen, welches er in seiner beinahe 70 Jahre dauernden geistlichen Amtsthätigkeit einsegnete. Vierzehn Tage später fand man ihn auf seinem alten Lehnssessel, die Pfeife im Munde, ein Zeitungsblatt noch in der auf den Schooss herabgefallenen Hand, eine Tasse Kaffee halb ausgetrunken neben sich, umgeben von den Büchern seines Arbeitszimmers sanft hinübergeschlummert.

Er gehörte zu jenen glücklichen Menschen, welche nie krank gewesen waren und sozusagen nur

zufällig starben. Auf eine Anfrage meinerseits, ob er sich immer einer guten Gesundheit erfreut hätte, erhielt ich die Antwort, dass er allerdings einmal in seinen siebziger Jahren während einiger Tage an Zahnweh gelitten habe, sonst aber bis heute keine körperlichen Leiden verspürt habe. Ein andermal äusserte er, wie es ihm ganz unfasslich sei, was die Menschen eigentlich dabei hätten, unwohl zu werden oder sich wohl gar Tage lang im Bette herumzutreiben. Auch hatte er überhaupt kein Mitleid mit Siechthum, weil er sich thatsächlich in keinen leidenden Zustand hineinzudenken vermochte; immer hegte er im Stillen den Verdacht, es sei doch Schuld der Menschen selbst, wenn sie krank seien; was ja auch der alte Turnvater Jahn, allerdings eine weit weniger feinfühlende Natur als Marot, gedacht zu haben scheint, als er den Urtheilsspruch fällte: „Es ist die verfluchte Pflicht und Schuldigkeit des Menschen, gesund zu sein.“

An dem Tage, als der Konsistorialrath uns traute, wurde er dennoch auf einem Stuhle in meine Wohnung hinaufgetragen; vor einigen Wochen nämlich war er, aus der Loge zu den drei Weltkugeln — wo er den höchsten Freimaurerposten bekleidete und fast allabendlich mehrere Stunden zubrachte — nach Hause zurückkehrend die Flurtreppen rücklings hinabgestürzt. Aus stereotypem Eigensinn verschmähte der alte Mann stets jede Begleitung und Unterstützung beim Heimwege, wenngleich seine zahlreichen Freunde ihn dringend darum ersuchten, sich ihre Gesellschaft bis zu seiner Zimmerthür gefallen zu lassen. Seine stählernen Knochen hatten zwar diesem Falle getrotzt, er war ganz geblieben, doch seine weicheren Körpertheile waren wie gelähmt geworden.

Ungeachtet des jetzigen Gebrechens wollte er

um keinen Preis die Trauung einem anderen Prediger überlassen und dies, weil er vor zwei Generationen meine Grosseltern getraut, deren Kinder, also auch meine Mutter getauft und konfirmirt, diese gleichfalls in die Ehe gegeben, an deren Kindern, also an mir und zwei Geschwistern abermals die Akte der Taufe vorgenommen, bei der Verheirathung meines Bruders im Verein mit dem Familienprediger des Hauses der Braut fungirt, dann nochmals der Taufe des Sprösslings beigewohnt hatte — und es ihm nun zur wahren Genugthuung gereichte, in seinem hohen Alter noch das letzte übriggebliebene Individuum der ihm werthen Familie durch seinen Segen bei einem heiligen Akte beglücken zu können.

Da sass er vor uns und, wie das so oft der Fall ist, wenn der Strom des Lebens sich bei uns armen Sterblichen dem grossen Wasserfalle naht, all deren Thun und Rede, sonst wohl energisch und kraftvoll, sich nun so ganz in Milde und Liebe ergiesst, so sprach auch der alte Herr, der nicht selten ermahnend, ja oft drohend seine Hand erhob, schon wie aus jenen seligen Gefilden des Jenseits. Ganz war er zerflossen in demüthiger Rührung, Thränen erfüllten die treuen Augen und erstickten hin und wieder die Stimme, die wir so gern hörten. Wer weiss, ob nicht damals das Gefühl der Ahnung in ihm aufstieg, dass unter den Tausenden von glücklichen Paaren, die er zusammengegeben, nun jetzt das letzte vor ihm stand, das er die Ringe wechseln liess.

Als ich ihn dann nach einigen Tagen besuchte, entschuldigte er sich, dass er noch keine Visite bei uns gemacht. „Ich bin immer noch sehr ungelenkig,“ meinte er, „darf noch mehrere Tage nicht gehen, soll mich vielmehr auf Befehl des Arztes vorerst im Garten auf dem Rollstuhle fahren lassen; dies ist

eine langweilige Prozedur; ich habe den Herrn Medikus gefragt, ob denn dies Herumziehen das liebe, lange Leben so fortdauern soll; er hat mir aber Geduld geboten und mich getröstet, dass ich froh sein müsste, so fortgekommen zu sein, denn —“ und hier ging er in einen Flüsterton über — „er vertraute mir an, dass ich hätte bei dem Fall Hals und Beine brechen können.“

Unser Marot selbst war nicht im Stande, sich eine Vorstellung von dieser sehr leicht möglichen Eventualität zu machen.

Am meisten schmerzte ihn, dass er jetzt eine längst beabsichtigte Reise nach dem Rhein, den er noch nicht gesehen, aufgeben musste. Bereits 95 Jahre alt, wollte er dorthin eine Vergnügungstour unternehmen, wenn auch nicht gerade mit Carl Stangen, so doch mit seinem Sohne, Geheimrath Marot.

Gehe ich vier Jahre in der Erinnerung zurück, so sehe ich den geliebten Gönner an einem Tischchen mit nur wenigen zu Mittag Eingeladenen bei meiner Tante sitzen. Er schwingt das Glas, voll vom Saft des Vater Rhein, und dankt dem Herrn, dass es kein Apfelwein ist, dessen Vortrefflichkeit und sanitäre Wirkung soeben von der Wirthin enthusiastisch gepriesen wurde. Unserem Geistlichen trank damals der 85jährige Herr v. Sybel, der Vater des berühmten Historikers, die Gläser anstossend, zu, und zwar mit den Worten: „In diesem traulichen Kreise ist wohl Niemand, der 85 Jahre aufzuweisen hat. Durch Gottes Gnade bin ich so alt geworden und dabei frisch an Geist und Körper geblieben, wie ein Jüngling. Allen Anwesenden wünsche ich ein gleiches Loos.“ Da erhob sich Marot und erwiderte dem erstaunten Redner:

„Ich bitte Sie um Verzeihung, dass ich 91 Jahre

bin, wie ein Füllen laufe, nichts von Beschwerden weiss und Ihnen daher nur wünschen kann, dass Sie nach sechs Jahren noch eben so geistig und körperlich rüstig sind, wie ich zu sein heute das Glück habe.“

Da gab's ein mit Frohsinn und doch einer gewissen innerlichen Bewegung, wie sie die merkwürdige Natur des Menschen ebenso für das Loos der ausnahmsweise Glücklichen, wie für das der Unglücklichen empfindet, verbundenes Lachen der Tischgesellschaft.

Marot schenkte von Neuem ein und wünschte Sybel, dieser, Marot ein langes Leben; denn Beide hatten die Absicht, noch fürder unter den Sterblichen zu wandeln, Beide auch stellten fest, dass sie, je älter sie würden, eine immer freiere Anschauung in Betreff aller Beziehungen des menschlichen Daseins empfänden.

Die Freuden der Tafel unter Freunden, nach angestrengter gewissenhafter Arbeit, nach gethaner Pflicht und Schuldigkeit, waren für Marot ein Bedürfniss. Er war eine durch und durch gesellige Natur und verstand es, durch Geist und Witz die ihn umgebende Runde zu unterhalten.

Wie Sokrates beim Symposion, als Alles zuletzt sich übertrunken hatte, die Zecher auslachte und gedankenklar mit freiem Kopfe nach Hause ging, so sass Marot einmal bei dem jährlich wiederkehrenden Diner des bekannten Tabaksfabrikanten Ermeler, an welchem auch die Minister theilzunehmen pflegten — es wurden dort die exquisitesten Weine aufgetischt — noch nach zwei Uhr Nachts mit einigen Stammgästen als „Sokrates“ an der Tafel. Die Meisten hatten bereits des Guten zu viel gethan und sich zurückgezogen. Mit wenigen Auserlesenen hielt Marot Stand, und als auch diese Miene machten zu

verschwinden, da liess der Alte noch Ermeler leben, „der seinen Freunden einen so vergnügten Tag bereitet.“ Und es war wirklich ein voller Tag gewesen, denn von zwei Uhr Nachmittags bis zwei Uhr Morgens hatte man die Gläser erklingen lassen. Sokrates-Marot aber, der Neunziger, als er sah, dass mit den Leuten wenig mehr zu sprechen war, steckte sich eine schwere Cuba an und ging ruhig nach seiner Wohnung.

Wegen dieses Hanges zur Geselligkeit sehen wir ihn auch in seinem späten Alter noch regelmässig die Freimaurerloge besuchen.

Der Autor, der selbst Bruder war, dann aber wegen seines permanent leidenden Zustandes aus dem Orden trat, weiss noch aus eigener Erfahrung, mit welcher unverwüstlichen Kraft, mit welcher stets heiteren Laune, zugleich aber mit welcher Würde Marot dort seinem hohen Amte vorstand. Ich erinnere mich, wie er einst bei einer ihm zu Ehren gegebenen Feier feststellte, dass von Allen, die vor 65 Jahren an der Funktion seiner Aufnahme bei den „Drei Weltkugeln“ theilgenommen hätten, kein Einziger mehr übrig geblieben sei, wie er allein. Dennoch hatte er so wenig Sorge, schon bald unter dem grünen Rasen des Kirchhofs liegen zu müssen, dass der dienstthuende Kellner, jeder hygienischen Massregel zum Spotte, ihn auf seine Anweisung nahe der Thür placiren musste, weil beim jedesmaligen Oeffnen derselben ihm der eindringende Zugwind den von der Hitze der vielen Lichter und von der Ausdünstung einer grossen Menschenanzahl erzeugten, auf seiner Stirne perlenden Schweiss abtrocknen solle.

Um Mitternacht sah ich ihn bei einer solchen Gelegenheit einmal noch zur Beigabe sein Lieblings-

gericht Morcheln (vielleicht das schwerstverdaubare Essen der Welt) bei einem Glase Wein gemüthlich verspeisen. Ich aber dachte mir: „Ja, da lohnt's sich freilich zu leben, wenn man körperlich zuletzt versteinert — denn diesen Prozess führte Marot buchstäblich aus — während man geistig dabei so biegsam, so feinführend bleibt.

Unerschöpflich war unser Konsistorialrath in geistreichen Scherzen, wohlverstanden nicht in mesquinen Anekdoten oder Kalauern, die ihm fremd waren, sondern in solchen, wie ich sie z. B. bei einem fröhlichen Zusammensein nach der Aufnahme unseres Kronprinzen in den Orden vernahm und hier wiedergebe.

Dieser Prinz war damals noch nicht verheirathet und wollte eben nach England reisen, um seine künftige Gemahlin heimzuführen.

Der alte Marot gab ihm schelmisch folgenden Rath: „Nun, reisen Sie nur, machen Sie es aber nicht so, wie es in der Bibel steht.“

Betroffen sah ihn der Prinz an.

Der Alter aber fuhr fort: „Ich will Ihnen die Stelle aufschlagen, welche Sie nicht beobachten sollen, da steht geschrieben: „Er ging in ein fremdes Land, nahm ein Weib und kam nicht wieder.“

Hier brach allgemeine Heiterkeit aus.

Bei demselben Akte fügte er später, diesmal aber ernst und feierlich hinzu; „Ich wünsche aus vollster Seele, dass Sie einmal mit besserem Rechte als Philipp II. von Spanien sich rühmen können: „In meinem Reiche geht die Sonne nicht unter!“

Auch will ich hierbei einer Aeusserung unseres Kaisers gedenken, welche derselbe zur Zeit seines Regierungsantrittes Marot gegenüber that, als der alte freisinnige Geistliche behauptete — es herrschte

in Preussen, wie Jedermann weiss, zu jener Zeit die schroffste kirchliche Reaktion —:

„Majestät werden in kirchlicher Beziehung viel gut zu machen haben,“ worauf der König antwortete: „Wenn es überhaupt noch wieder gut zu machen ist.“

Man wird schon aus den wenigen Andeutungen, die ich über des Konsistorialraths dogmatische Richtung gegeben, den Schluss gezogen haben, dass er für ein freisinniges Kirchenregiment in die Schranken trat. Er gehörte der Partei Jonas, Hossbach, Schweder, Lisko an, zu welcher auch später der durch das Oberkonsistorium seines kirchlichen Liberalismus wegen verurtheilte Sydow vor Allem zu zählen ist.

Marot bildete indess mehr den rechten Flügel der Schleiermacher'schen Doktrin, während die genannten Prediger zu einem gewissen Rationalismus hinneigten. Beide Theile jedoch stimmten in der Auffassung überein, dass der Protestantismus keine starre, sondern stets der Ergänzung und Verbesserung fähige Kirche sei, der katholischen entgegengesetzt, dass die Reformatoren uns zwar das Licht gebracht hätten, aber das Licht selber nicht wären. Daher hatte Niemand so wie er die von Friedrich Wilhelm III. gestiftete Union, welche der individuellen Auffassung beim Genusse des Abendmahls Freiheit lässt, begrüsst, während gerade dieses Geschenk den damaligen orthodoxen Lutheranern ein Dorn im Auge war.

Bei dem zunehmenden Alter unsers Konsistorialraths hatte er bei aller geistigen Gelenkigkeit sich dennoch in der überaus langen Zeit seiner Funktionen in eine gewisse schematische Art hineingepredigt, an welcher die Andächtigen zwar durch-

aus keinen Anstoss nahmen, aber welcher sie auch keinen besonderen Geschmack abgewannen. Deshalb war es traurig mit anzusehen, dass das Gotteshaus, sobald Marot redete, bei seinem vorgerückten Alter immer leerer wurde und oft nur wenige Leute seinen einfachen, schlichten und aus dem Herzen kommenden Worten zulauschten. Er selbst bemerkte seine Isolirtheit kaum, denn er war stets so ganz erfüllt von dem, was er sagte, dass er weder nach rechts, noch nach links umschaute, vielmehr durch und durch in dem von ihm gepredigten Worte Gottes aufging.

Als Kanzelredner konnte sich somit unser hochverehrter Freund mit dem damaligen Hort aller Urorthodoxen durchaus nicht vergleichen, denn Büchsel war eine seltene Gabe des Wortes zu Theil geworden, gleich wie Marot's Amtsbruder an der Neuen Kirche, Hossbach, während dessen Predigten die Kirche bis zum letzten Platze mit tiefergriffenen Hörern besetzt war.

So gern Marot sich der Geselligkeit hingab, so unangenehm berührten ihn abgesonderte Besuche in seinem Hause. Unter keinen Umständen wollte er in seinen regelmässigen Arbeiten und in seiner Tageseintheilung gestört werden. Da hatte er denn die Gewohnheit, den Unwillkommenen nicht einmal in das Zimmer eintreten zu lassen; er erschien vor der Thür, und es hatte den Anschein, als ob er überaus beschäftigt wäre und keine Minute zu verlieren hätte. Nachdem er auf sehr unruhige Weise den Zweck oder das Anliegen des Störers vernommen, gab er diesem die Hand mit einer ihm so ganz eigenartigen, den Besucher abweisenden Manier, dass diesem nicht der geringste Zweifel übrig blieb, er müsse sofort die Lokalität verlassen.

Gelang es jedoch, in's kleine blaue Arbeitszimmer einzudringen, so musste man die allerdings nicht umfangreiche Gestalt erst aus einem dichten, fast undurchdringlichen Tabaksnebel herausfinden. Hätte der Geruch uns nicht die Provenienz dieses Qualmes verrathen, so hätte der Eintretende sich in den Pulverdampf der Schlacht versetzt glauben müssen.

„Damit wird die jetzige Generation entnervt, dieser Tabak ist unser Ruin,“ sagte ihm einst ein für seine Gesundheit besorgter Freund.

„Mag sein,“ antwortete Marot, „ich gehöre zu einer früheren, und habe seit meinem zwölften Jahre Stummel oder Pfeife nicht aus dem Munde gelassen, und befinde mich dabei in meinem vierundneunzigsten Jahre sehr wohl und gesund!“

Zog man aber den Treffer, dass man bei ihm vorsprach, wenn ihm gerade in seinen laufenden amtlichen Geschäften etwas absonderlich Groteskes passirt war, so hatte man allerdings gewonnenes Spiel. Man wurde nicht, so zu sagen, gleich zur Thür hinausexpedirt, sondern man hatte das Vergnügen, den für alles Komische überaus empfänglichen alten Herrn erst sein Geschichtchen erzählen zu hören, wobei ihm gewöhnlich die Lachthränen über die Backen liefen.

Es war bei dergleichen Berichten, da er jeden Pietismus verabscheute, durchaus nicht prüde, und erzählte öfters Vorkommnisse, die einem Hengstenberg, Jaspis etc. als Blasphemien ihrer heiligen Religion erschienen wären.

Mögen denn, um dem Schlusse eine lustige Färbung zu geben, wie diese ja auch dem Charakter des Geschilderten so wohl anstand, hier noch zwei vereinzelte, ich möchte sie kirchliche Anekdoten nennen, berichtet werden.

Ein Brautpaar stand vor ihm, zwei ungeschlachte Gestalten aus Hinterpommern. Marot richtete die nothwendigen Fragen an das Paar. Die Unbeholfenheit des weiblichen Individuums stellte die Geduld unseres Geistlichen auf die Probe. Der Tölpel von Bräutigam selbst aber liess seinen Gefühlen freien Lauf, indem er der holdseligen Braut, als sie abermals eine an sie gerichtete Frage nicht zu beantworten verstand, das Epitheton „Ochse“ beilegte.

Marot verwies ihm sofort solche Liebkosungen. Als sich aber dann das Paar entfernt hatte, erzählte er seiner Familie unter aus seinen Augen strömenden Lachthränen, was sich soeben zugetragen.

Einstmals wurde er von einer Kleinbürgerin aufgefordert, ihrem lieben Manne am Abende die Leichenrede zu halten.

„Es ist mir nicht möglich,“ bedeutete sie der Konsistorialrath, „drei Taufen muss ich noch Nachmittags besorgen.“

„Nun, dann thun wir's in der Morgenstunde,“ meinte die Frau, „erscheinen Sie aber so früh als möglich, Herr Pastor, schon fängt der Selige an zu stinken.“

So sehr sich der feinfühlende alte Mann, wie er später berichtete, zusammennahm, die Lachmuskeln zu beherrschen, es gelang ihm nicht, der Trauernden gegenüber ein ernstes Gesicht zu behalten.

Ein Intermezzo über die Aerzte im Allgemeinen, im Alterthum und in der Neuzeit.

Man wird einem Menschen mit gesunden fünf Sinnen nicht zutrauen, einen Panegyrikus oder ein Pamphlet über einen bestimmten, berechtigten und geachteten Stand loszulassen. Der Einzelne, sollte er auch glauben, durch seine Erfahrungen das Recht

dazu zu haben, ein lobendes oder tadelndes Urtheil über solchen auszusprechen, würde doch immer je nach den praktischen Erfolgen, nach den an ihm angewandten Prozeduren von Seite eben jenes Standes, in den Verdacht eines parteiischen Urtheils gerathen. Der Autor behauptet daher, dass durch die folgende Charakteristik einzelner Persönlichkeiten den Mediziniern als Kollektivbegriff kein Unrecht geschieht. Wie in allen Branchen der Kunst und Wissenschaft giebt es unter ihnen hochbegabte, begabte, mittelmässige und inferiore Individuen.

Die Arzneikunde indess ist eine gefährlichere Wissenschaft als viele ihrer Schwestern und berührt den Einzelnen, der das Unglück hat, Patient zu sein und sich der Hilfe eines Arztes bedienen muss, ganz unmittelbar. Eine These der Philosophie kann ohne grossen Nachtheil für äusserliches und innerliches Leben bestritten, annullirt und durch eine andere ersetzt werden. Das Mittel eines unwissenden oder gewissenlos experimentirenden Arztes bringt in's Grab. Der Refrain ist also, dass sich die Medizin durch die Konsequenz, welche sie in sich schliesst, von den sonstigen meditirenden Wissenschaften wesentlich unterscheidet. Man wird sagen, der Kranke selbst sei immer befangen, er könne über den ihn behandelnden Arzt nie zu Gericht sitzen, Besserung oder Verschlechterung seiner Leiden würden ihm immer den Massstab für die Abschätzung seines Doktors geben. Ich möchte behaupten, dem ist nicht so. Man unterscheide zwischen Kranken.

Wie es einerseits objektive, unbefangene, andererseits beschränkte Naturen von geringem Blicke unter den Aerzten giebt, so auch unter den von ihnen Behandelten. Viele Kranke verlangen z. B., es solle für alle Leiden, ja selbst für den Tod ein Kraut ge-

wachsen sein, schimpfen mit Hass auf ihren gewissenhaften Wohlthäter und vergessen in ihrer Dummheit, dass sie aus Staub gemacht sind und in oft qualvollster Weise wieder zu Staub werden müssen.

Der Autor dieser Zeilen meint kein Selbstlob auszuüben, wenn er sich einbildet, nach einem langen Leben voller Krankheit dennoch freien Geistes über sein Uebel und über die Schaar Aerzte, welche ihm grösstentheils von Verwandten und Freunden zur Vertreibung des ihm innewohnenden Beelzebub aufgezwungen wurde, eine klare Einsicht zu haben. Diese Ueberzeugung gewährt ihm einen grossen Theil seiner Ruhe, seiner Zufriedenheit, soweit der Mensch bei einem martervollen, permanenten Leiden eben ruhig und zufrieden bleiben kann. Ich bin von hohem Dank erfüllt, nicht allein gegen wahre wissenschaftliche Autoritäten, sondern auch für Sorgfalt, Theilnahme, Pflichterfüllung, welche ich in reichlichem Masse ebenso von vortrefflichen, wie von minderbegabten Aerzten erfahren.

Gleichgiltigkeit empfindet jeder Kranke solchen gegenüber, die ihren ärztlichen Beruf mehr nach der Schablone und mehr als gewissenhafte Maschinisten ausüben und wenn zwar auch einsichtig, wenig oder gar kein Mitgefühl für ihre Opfer besitzen. Oft findet in dem Verhalten derartiger Aerzte ein gewisser Widerspruch statt, indem Viele von ihnen, trotz ihrer Gewissenhaftigkeit, sollten sie auch bei einem Falle von ihrer Ueberflüssigkeit überzeugt sein, dennoch die Behandlung der ihnen Anvertrauten fortsetzen. Der Sorte aber, die bei aller Ignoranz in eitler Gewissenlosigkeit mit höchstem Eigendünkel Leben und Sterben des Kranken frech auf den Altar ihrer vermeintlichen, nie von ihnen angezweifelten Unfehlbarkeit

legt — solcher Art wendet er Geringschätzung, ja Verachtung zu.

In dieser letzten Rubrik finden wir noch zwei Unterabtheilungen registriert, von denen erstere sich je nach den individuell-menschlichen Anlagen des Arztes auch auf die beiden anderen Kategorien erstrecken kann, natürlich unter den verschiedensten Abstufungen. Es sind dies die sogenannten Finanziers.

Die zweite Unterabtheilung ist eine besondere Spezies dieser eben gekennzeichneten ersten. Es ist der geriebenste Theil der Finanziers, die sogenannten Klapperer. Sie sind mit allen Hunden gehetzt, haben, wie die Winkeladvokaten, ihre Helfershelfer und Zutreiber, stehen in Verbindung mit so und so viel Apothekern und Mineralwasserhändlern, bei denen einzig und allein ihre Patienten kaufen dürfen, wegen der angeblich bei ihnen vorhandenen exquisiten Waare, sie bedienen sich Gleichgesinnter aus allen Ständen, die ihnen, wie sie jenen in die Hände arbeiten. Ihre Prozentchen kommen ihnen auf diese Weise immer zu.

Ein Beispiel: „Haben Sie das Atelier des Malers N. schon besucht? Er ist der bedeutendste Künstler im Landschafts-Genre; sobald Sie in einiger Zeit wieder auf die Beine gebracht sind, müssen Sie sich diesen Genuss bereiten, man sagt, er habe gerade in diesem Augenblick, was wohl selten der Fall ist, noch ein paar nicht mit Beschlag belegte Bilder!“ Zu derselben Zeit nimmt zufällig ein Engländer das Atelier des erwähnten Malers in Augenschein. Das Gespräch wird so von ungefähr, nachdem die eigentliche Kunstunterhaltung bereits geschlossen, auf das abscheuliche Wetter gelenkt. „Ich habe mir eine tüchtige Grippe zugezogen,“ klagt der Sohn Albions,

„und bei meinem Leberleiden wirkt so etwas immer doppelt nachtheilig auf meine Gesundheit.“

„Leberleiden? Grippe?“ ruft emphatisch der Künstler aus. „Aber haben Sie denn noch nicht Doktor G. konsultirt? Es hat ja beinahe den Anschein, als ob die gütige Vorsehung Sie direkt hierher geschickt hätte, um gesunden zu können. G. ist renommirter Spezialist in beiden Fächern und hat Wunderkuren darin gemacht. Er hat Leute — Sie sind ja nicht im Entferntesten mit derartigen Kranken zu vergleichen —, die bereits aufgegeben waren, vom Tode gerettet.“

Mag für viele Beispiele dieses eine die Art und Weise des Gerirens unserer Klapperer charakterisiren.

Auch Arme, die der Klapperer gratis behandelt, müssen dafür von seiner Güte erzählen, wie er z. B. fünf Treppen zu einem alten Manne in's Quartier hinauf gestiegen, ihn liebevoll getröstet, Medizin mitgebracht und ihn obendrein mit einigem Geld beschenkt hat.

Der ärztliche Stand giebt seinen Vertretern in ihrer Masse augenscheinlich Gelegenheit, sich zu überschätzen. Haben die Herren Mediziner erst einmal ihr Universitäts-Examen hinter sich, dann sind sie, insofern sie nur Praxis treiben und sich nicht auch wissenschaftlich theoretisch beschäftigen oder Werke ediren, dem öffentlichen Urtheile entrückt. Von nun an scheinen sie unverantwortlich und schalten und walten, wie es ihnen beliebt. Es schleicht sich daher besonders bei den Unfähigen unter ihnen nach und nach die Meinung ein, dass Alles, was sie thun, auch das Richtige sei. Sie glauben — wie oft auch Geistliche es thun — in der menschlichen Gesellschaft eine eximirte Stellung einnehmen und eine besondere Rolle spielen zu dürfen. Auch ausser-

halb ihrer ärztlichen Beschäftigung nehmen sie ein Mitreden in Familienangelegenheiten oder sonstiges Votum decisivum bei Vätern, Müttern oder Bekannten in häuslichen Fragen in Anspruch. Solches Gebahren ist geradezu lächerlich; andererseits muss man sie wieder bedauern, denn auch die Besten unter ihnen machen es gewöhnlich Niemand recht. Ich denke bei diesen Kontemplationen an ein Gespräch mit einem Schwer-Nervenkranken, der durch die Kunst seines Arztes, wie später von dessen Kollegen selbst behauptet wurde, für's ganze Leben unglücklich gemacht worden war. (Ein seltener Fall, — denn Aerzte sind gewöhnlich solidarisch, weshalb auch die Münchener Proposition, dass jeder Leichnam obligatorisch zu öffnen sei, um die Ursache des Todes und wo möglich die vorangegangene ärztliche Behandlung zu konstatiren, von Niemand mehr angefeindet wurde, als gerade von den Mediziniern selbst.)

Seine an mich gerichteten Fragen waren ungefähr folgende:

Wie geht es zu, dass mein Arzt nicht den leisesten Anflug einer Kritik ertragen kann, während ich doch, wie jeder gebildete Mensch, dazu berechtigt bin, wenn auch als Laie, an andern Gebildeten Kritik in Beziehung auf ihr Metier auszuüben? Was wären wir Menschen denn ohne Kritik? Wir würden ja verkommen, wir würden uns in keiner Art bessern. Wie sollen wir uns vergleichen, wie einen Massstab anlegen ohne Kritik an uns selbst und Andern? Ohne Vergleichung hat aber Selbstkritik keinen Boden; die Kritik als Begriff ist nach einem Ausspruche Goethe's das höchste geistige Vorrecht, welches der Mensch besitzt: „Die Kunst, Echtes von Unechtem zu unterscheiden.“

Was giebt es Erspriesslicheres und Nothwen-

digeres als sie! Wir Künstler sind gewohnt, über unsere Kunstleistungen den Kelch der bittersten Kritik austrinken zu müssen, oft werden wir gezwungen, Schmähungen persönlicher Natur mit in den Kauf zu nehmen; zuletzt stumpfen wir dagegen ab, finden selbst Hartes und Ungerechtes kaum beachtenswerth, sind schon zufrieden mit geringer Anerkennung, saugen uns den spärlichen Honig der Wahrheit wieder kritisch aus der Kritik und — Ende gut, Alles gut — ziehen jedenfalls ein gutes Stück Vorthail aus manchem ungerechten Vorwurf. Mein Arzt wird entrüstet, sobald ich mich nur erdreiste, den leisesten Zweifel über sein Verfahren auszusprechen. Er ist überzeugt, dass die Art, wie er seine Kunst handhabt, keine Kritik duldet, während er doch behaglich über Leistungen in anderen Fächern der Wissenschaft Lob und Tadel auszusprechen für ganz natürlich hält. Man weiss nicht, soll man ein solch Verfahren Thorheit oder Vermessenheit nennen, es kennzeichnet jedenfalls den grössten Theil derjenigen untergeordneten Aerzte, die, im Halbdunkel wandelnd, die Medizin als ein im Verborgenen waltendes, dem Uneingeweihten unerfassliches Mysterium betrachten.

Wir fabeln so viel vom grossen Fortschritt in der Welt. Es ist ja auch nicht zu leugnen, dass man in der Medizin Vieles ausfindig gemacht hat, was dem Kranken Linderung und Erleichterung verschafft. Man denke an Chloroform, Schwefeläther u. s. w., man denke an die Erfindungen im Fache der Chirurgie, der Augenheilkunde. Wie viele Operationen, die früher der Patient qualvoll empfand, verlaufen jetzt für ihn schmerzlos. Wie Viele blieben zu Krüppeln verdammt, die jetzt kurirt frisch einherlaufen, wie Viele zu ewiger Blindheit, die

nach überstandener Finsterniss dann wieder die liebe Sonne zu sehen bekommen.

Dennoch scheint der Fortschritt mehr relativ als absolut. Man hat gewissermassen das Kind mit dem Bade ausgeschüttet: Nehmen wir die Chemie. Dieser Wissenschaft wird vielleicht noch das zukünftige Jahrhundert gehören, und wenn man erwägt, was sie bei allem Guten, das sie geschaffen, auch Nachtheiliges hervorgebracht, dann kann man sich der Ansicht nicht verschliessen, dass uns trotz der neuen Entdeckungen doch auch wieder eine traurige Perspektive in Aussicht steht. Und zum Beweis, dass solche Behauptung nicht aus der Luft gegriffen ist, gebe ich ein Pröbchen, gewiss dazu geeignet, jeden einfachen Menschen in Heiterkeit zu versetzen.

Vor etwa zwölf Jahren betrachtete ich die nach München eingeschickten Konkurrenz-Modelle zum Liebig-Denkmal. Eins derselben zeigte eine Mutter, ihren Säugling an der Brust; daneben stand ein Genius, der ihr das Kind sanft zu entwenden suchte, indem er mit der Hand auf eine Masse zeigte, welche als Liebig's Kunstmilch gekennzeichnet war.

Sollte man es für möglich halten, dass eine so barbarische Skizze — nein, ich widerrufe, barbarisch ist sie nicht, denn Barbaren würden unter allen Umständen dem Naturprodukte den Vorzug geben — von der Jury zugelassen wurde? „Mors imperator“ wird als Ausdruck „einer schiefen Idee“ zurückgewiesen, (Gut gebrüllt, Löwen, man darf sich kein Dementi geben!!) aber obiges geniales Stück wird von einer Kunstjury angenommen und ausgestellt.

Kann man sich aber noch über etwas wundern? Wir leben eben in der grossen Zeit, wo man statt an Rosen- und Nelkenessenz an einem von Mistjauche erzeugten Fabrikate riecht. Wir essen Fleisch,

Gemüse etc., trinken Wein, Bier, Milch etc., Alles künstlich angefertigt; es wird einst die Zeit kommen, wo natürliche Lebensmittel als unnatürlich gelten werden; dafür hat man aber wieder als Ersatz das Melenit, Roborit, Dynamit und alle diese unzähligen „its“, bis in die Unendlichkeit hinein. Wie diese Materien verpackt in die weite Welt fliegen, so fliegt auch der Mensch, und zwar nur noch als Ballen, willenlos, ohnmächtig, dem Zufalle preisgegeben, eingepresst in einen Kasten des durch chemisch-physische Substanzen getriebenen Eisenbahnzuges. O hochgepriesene Fortschrittszeit unseres neunzehnten Jahrhunderts!

Das Menschengeschlecht ist im Grossen und Ganzen dasselbe geblieben. Die Menschen starben nicht früher und nicht später in der Zeit, wo sie einzig und allein mit Schwitzen, Speien, Abführen und Blutlassen kurirt wurden, als jetzt in der Zeit der Gifte, die aufzuzählen ein besonderes Wörterbuch erheischt.

Ob die Folgen solcher summarisch-periodischen Behandlung die Generation direkt oder erst die spätere angreifen, wer will es entscheiden? Ich ziehe das Resultat, dass ein Fortschritt im Einzelnen vorhanden, im Allgemeinen nicht, und dass vom Alterthum her die Lehren des Hippokrates stereotyp geblieben. Auch möchte ich behaupten, dass die Menschen dasselbe Lebensalter erreichen, ebenso gesund und krank sind, wo Aerzte ihr Wesen treiben, als wo sich die Leute selber überlassen bleiben. Vielleicht ist die Diagnose vorgerückt, aber die Therapie ist mehr oder weniger dieselbe geblieben.*)

*) An der Cholera, der seit länger als einem halben Jahrhundert Europa verheerenden Geissel, stirbt die Hälfte der erkrankten Menschen

Die alten Römer waren gewiss kernige Naturen, aber eine Medizin gab es bei ihnen nicht, und erst als griechische Sitte und Bildung nach Italien übersiedelten, fand man auch römische Aerzte, unter ihnen den grossen Galenus.

Dass aber auch die Aerzte immer dieselben Kategorien bildeten, wie ich sie oben angeführt, das mögen folgende Citate aus dem grauen Alterthum beweisen. Ueber unantastbare Gestalten, wie Hippokrates es war, ist Nichts zu sagen, seine Grösse ist über Alles erhaben, ich berichte nur von Missgeburten analog der drittgenannten obenerwähnten Gattung.

Empedokles in Sizilien war keineswegs ein untergeordneter Arzt, er unterscheidet sich vom modernen eitlen Gecken dadurch, dass er wirklich etwas leistete, dennoch höre man, zu welchem Grössenwahn ein Mensch nach und nach gelangen kann. Er schrieb über sich folgende Verse:

„Die in der ragenden Burg Ihr wohnet des gelblichen Stromes
Akroyas, Freunde, und wohl Euch übt in den trefflichsten Werken,
Seid mir gegrüsst! ich nimmer ein Sterblicher sondern ein Gott Euch,
Wandle von Allen geehrt, denn dies ja ziemet mir also.
Schön mit der Binde gekränzt und mit blumig erschimrenden Kronen,
Schreit' ich daher in dem Schmuck durch ruhmvoll prangende Städte
Mich dann preisen die Männer und Weiber; Unzählige folgen

mit oder ohne Arzt. Das Resultat der fünfzigjährigen Forschungen läuft darauf hinaus, dass die zwei grössten Cholera-Pathologen Pettenkofer und Koch, nachdem im Ganzen vielleicht 1,000,000 Leichen secirt wurden, zu diametral entgegengesetzten Feststellungen gelangt sind. So etwas darf uns aber nicht in Erstaunen setzen, denn solche seltene Uebereinstimmung ist stets bei uns Deutschen das Ende vom Liede in jeder Branche der Wissenschaft und Kunst. Sagt doch unser grösster Dichter: „Der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein“ und sagt doch unser anderer grösster Dichter: „Der Mensch ist frei, und wär' er in Ketten geboren.“

Mir, so viele bewegt des Gewinns Antrieb und Verlangen
Sich zu erforschen das Heil in der Zukunft klärlicher Deutung,
Jeglicher Krankheit auch zu erkennen die künstliche Heilkraft.“

Die Medizin florirte zu dieser Zeit als eine Lieblingswissenschaft in Sizilien. Neben Empedokles finden wir seinen Freund Pausanias und seinen erbitterten Nebenbuhler Akron von Agrigent. In einer späteren Epoche wird Herodikus als berühmter Arzt genannt. Zur Zeit des Aristoteles begegnen wir dem Menekrates von Syrakus, einem aus Eitelkeit halb verrückten Manne. Er schenkte seinen Patienten das Honorar, insofern sie sich nur seine Sklaven nennen wollten. Zwei Kranke, die er geheilt, mussten ihm überall nachfolgen, den einen nannte er Herkules, den andern Apollo, sich selbst aber Jupiter. Einst schrieb er an Philipp von Macedonien:

„Menekrates Jupiter dem Philippus seinen Gruss:
Du herrschest in Macedonien, ich in der Medizin.
Du kannst die Gesunden sterben lassen, ich die Ungesunden gesund machen und erhalten bis sie altern,
sie müssen mir nur gehorsamen. Deine Leibwache
sind die Macedonier, meine, so ich geheilt habe. Ich,
Jupiter, habe ihnen das Leben zurückgegeben.“

Ihm antwortete Philipp:

„Philippus wünscht dem Menekrates gesunden Verstand. Ich gebe Dir den Rath, nach Anticyra in's Bad zu reisen.“

Auch Plutarch erzählt, Agesilaus von Sparta habe dem Menekrates auf einen Brief in sehr lakonischer Weise geantwortet: „Der König Agesilaus dem Menekrates „Gesundheit“.“

Und jetzt bin ich an dem Punkt angelangt, wo ich meinem Leser einzelne Guckkastenbilder aus der früheren Generation der Berliner Aerzte vorführe.

Es sollen diese Zeichnungen aber nur mit wenigen Linien der sonst unvermeidlichen Monotonie wegen markirt werden.

Berühmte Aerzte: Der alte Heim. Schönlein.

Aus dem Hause meines Grossvaters erinnere ich mich des alten Heim. Noch sehe ich ihn durch die Küche gehen mit seinem lackirten Rohre, an dessen Spitze der dicke goldene Knopf, einen grossen Smaragdring am fünften Finger. Er bricht sich ein Stück Brod ab, tunkt es in Salz und tritt, noch kauend, in's Zimmer. Von Krank- und Gesundsein wird nicht viel gesprochen, er revidirt nur die Familie.

Heim war damals der renommirteste Arzt Berlins. Sein Vorzug bestand darin, dass er eben ein natürlicher Mensch war und seine allgemeine Lebensanschauung auch auf seine therapeutische Behandlung übertrug. Er liess die Menschen in Ruhe, während in jener Sturm- und Drangperiode der Medizin seine Kollegen alljährlich wenigstens einmal zur Ader liessen oder schröpften, jedenfalls aber alle drei Monate zur Stärkung des Magens ein Brechmittel verordneten. Heim war wohl 80 Jahre, als der junge Barré ihm rivalisirend gegenübertrat, und zwar durch sein ausschliessliches Universal-Mittel des mehr oder weniger Purgiren-Lassens. Solchen Beschränktheiten blieb Heim fern, und für die damalige Zeit war dies sehr viel. Seine Rezepte waren nicht etwa Sympathiemittel, aber immer höchst einfach.

Ein Kind, das mit einer Kaffeebohne gespielt, hatte sich dieselbe so weit in die Nase gesteckt, dass man bereits zu einer Operation zu schreiten beabsichtigte. Glücklicher Weise kam Heim dem Chirurgen zuvor und stopfte dem armen Wurm zwei

ungeheure Prisen Rappé in's Näschen, worauf dann ein stundenlanges Niessen erfolgte, welches zuletzt die Kaffeebohne herausschleuderte.

Heim hielt Hypochondrie für Krankheit; er wollte Nichts von *maladie imaginaire* wissen, dennoch unterschied er den Nörgler von dem wirklichen Kranken. Als er in jüngeren Jahren noch auf Praxis ritt — ein Knabe lief daneben, um ihm vor jedem Hause eines Patienten während des Krankenbesuches das Ross vor der Thür zu halten — sah er einst aus dem obersten Fenster eines thurm hohen Hauses einen Mann herabschauen, von dem er wusste, dass derselbe ewig klagte. „Wie schaut's aus? rief Heim hinauf.

„Bin sehr leidend,“ scholl's hinunter.

„Mal die Zunge rrr—aus!“ befahl Heim.

Der Kranke zeigte vom fünften Stock aus seine Zunge.

In der jetzt abgerissenen Stechbahn begegnete unser Arzt einer Dame von dem gleichen Genre des eben besprochenen Kranken.

Abermals seine stereotype Frage: „Wie schaut's aus?“ abermals die Antwort: „Bin sehr leidend!“ „Kopf hintenüber und Zunge heraus! — weiter heraus! — noch weiter!“ Dann wurde es still, und als die Dame den weit nach hinten gebogenen Kopf ob eben dieser räthselhaften Stille wieder nach vorn wandte, bemerkte sie zu ihrem Schrecken, dass von Heim nichts mehr zu sehen war und sie mit ausgestreckter Zunge dastand.

Der sogenannte Blick in der Medizin, der heutzutage, theilweise mit Recht, nichts mehr gilt, wurde damals von dem natürlichen Menschen Heim wohl etwas über die Gebühr in Anspruch genommen. Seine vermeintliche Sicherheit in der Diagnose brachte

ihn daher öfters in bedenkliche Lage. So behauptete er, dem Menschen die Zuckerkrankheit aus den Augen absehen zu können, auch wollte er aus einer Veränderung der Stimme den gesegneten Zustand der Frauen erkennen.

Man rief ihn einst zu einer Schwerkranken. Schon auf der Treppe hörte er ihr Wehklagen. Der Familienvater aber kam ihm besorgt entgegen. „Die Dame ist in gesegneten Umständen,“ rief ihm Heim, seiner Sache ganz sicher, zu.

„Meine Tochter?“ kreischte der Hausherr kreide-weiss und griff nach einem danebenstehenden Besenstiel, denselben drohend gegen Heim schwingend. Dieser aber stolperte bereits eiligst die Treppe hinab, denn er merkte, dass hier nicht viel zu spassen sei. Später stellte sich natürlich heraus, welchen Fehlschuss unser Medikus abgefeuert hatte.

Ein andermal entging er gleichfalls nur mit genauer Noth den Prügeln von Brauerknechten. Es soll nämlich sehr riskant sein, einem Sterbenden in den letzten Augenblicken noch einen Löffel Flüssigkeit einzugeben. Man befördert ihn dadurch möglicherweise um ein paar Stunden früher in's Jenseits. Zu einem reichen Brauer gerufen, verstand sich dennoch Heim zu dieser Prozedur als letzten Versuch ihn zu retten.

Kaum hatte der Brauer den Schluck im Halse — Rack — Rack — und selig verstarb er.

Von den anwesenden Brauerknechten murmelte einer der Frau Bräuerin, wie Heim vernahm, bereits die Worte zu: „Verfluchter Giftmischer“. Verdächtige Blicke streiften ihn; da hielt er es allerdings für gerathen, so schnell als möglich seinen Gaul zu erreichen, sich in den Sattel zu schwingen und galoppirend das Weite zu suchen. Der kleine Stallknecht

aber rief, stöhnend hinter ihm herkeuchend: „O Gott! er ist verrückt geworden.“*)

Mein Guckkasten zeigt jetzt Schönlein, den grossen Menschen, den grossen Arzt, den grossen Anthropologen, insofern man diese beiden letzten Epitheta überhaupt von einander trennen darf. Ein guter Arzt sollte immer einen guten Anthropologen bedingen, leider ist dies oft nicht der Fall.

Schönlein ist sowohl von seinen Kollegen, als auch von allen Patienten, die er je behandelt hat, — der Leser weiss, dass ich diesen auch ein Recht des Urtheils vindizire — für die grösste medizinische Kapazität der Neuzeit erklärt worden. Was er in wissenschaftlicher Beziehung als Erfinder der Auskultation geleistet, welche bedeutenden Schüler er gebildet, in welche neuen Bahnen er eingelenkt, dies präcise festzustellen, bin ich ausser Stande, denn es gehört der Geschichte der Medizin an. Ich darf den bedeutenden Mann nur charakterisiren, wie er als Arzt mir gegenübertrat und welchen Eindruck er mir als Kranken und auch vielen Andern machte.

Wie in allen Dingen des Lebens, so urtheilte Schönlein in seiner Kunst so zu sagen immer aus dem Vollen. Da er selbst kein Miniaturmensch war, d. h. seine Anschauung nie auf einen besonderen Theil einer Sache beschränkte, sondern immer das Ganze vor Augen hatte, so schaute er auch stets das ganze Individuum des Kranken an, welches der Spezialist in seiner Einseitigkeit oft gar nicht berücksichtigt. Dies zeigte sich besonders, wenn man Schönlein über Krankheiten konsultirte, bei denen gewöhnliche Aerzte nicht wissen, wo aus noch ein, weil sie

*) Obige Anekdotchen erfuhr ich vom Geheimrath Romberg, dem sie noch aus Heim's eigenem Munde überliefert worden waren.

keinen Anhaltspunkt finden. Giebt es doch viele Zustände so subjektiver Natur, dass sie Medizinern noch nie in ihrer Praxis erschienen sind.

Und dies geschieht täglich, vorzugsweise bei den jetzt unser Jahrhundert beherrschenden Nervenkrankheiten, welche mehr oder weniger eine terra incognita sind. Ansteckungs-, Brust-, Unterleibs-, chirurgische Leiden etc. etc. bleiben mit Modifikationen dieselben; der Arzt lernt sie kuriren. Die Schwierigkeit der Heilung bei Nervenkrankheiten besteht darin, dass man kein bestimmtes medizinisches Mittel auf sie anwenden kann, denn, was bei denselben Erscheinungen dem einen Nervenkranken wohlthut, schadet dem andern, eine Regel ist hier ausgeschlossen. Es giebt aber nicht zwei nervenkranken Menschen auf der ganzen Erde, welche entschieden dieselben Symptome zeigen. Auch verwechsle man nicht einen neuralgischen Zustand, eine positive Nervenkrankheit, mit dem Begriff des Nervösseins, wenngleich beide in dasselbe Gebiet fallen.

Gewöhnlich nützt eine Konsultation über alle dergleichen Erscheinungen, welche oft den Menschen das liebe lange Leben über quälen, selbst bei bedeutenden Aerzten gemacht, gar nicht. In den wenigen Augenblicken, in welchen während eines solchen Besuches der Kranke dem Arzte gegenübersteht, kann es selbst dem grössten medizinischen Lumen nie möglich sein, in die Eigenart des Leidenden einzudringen.

Hier zeigte sich nun Schönlein's Ueberlegenheit über das ganze Heer sowohl renommirter, als auch der untergeordneten Aerzte (ich nehme Graefe aus). Vor Allen hatte er ein unglaubliches Talent, dem Kranken seinen pathologischen Zustand anschau-

lich zu machen, ihm zu beweisen, dass bei derartigen subjektiven Krankheiten der wahre Arzt das leidende Individuum selbst ist, dass nur Selbstbeobachtung und Empirie massgebend sind, dass die Hauptsache in der Unbefangenheit des eigenen Denkens und Urtheils zur Linderung oft unerträglicher Schmerzen besteht. Weit entfernt von der Meinung jener Ignoranten, die dem Willen des Menschen eine sublimen Kraft über sein Leiden zuertheilen, dekretirte er zwar der Willenskraft einen grossen Einfluss, überschätzte aber diesen Faktor nicht; er wies ihm die richtige Stelle an.

Das Pathos, mit welchem sich medizinische Grössen zu umgeben pflegen, die durch Reklame oder Klappern ihren Ruf erlangt und die ich darum für eine gefährliche Gattung halte, weil sie, durch ein markirtes Diktum unsägliches Unheil anrichten, fehlte ihm gänzlich, er lebte nur streng der Wissenschaft, alle Flausen ekelten ihn an, nie betrog er sich selbst. Wie oft habe ich bemerkt, dass kleine Grössen geradezu grob wurden, wenn der Kranke ihre Mittel desavouirte oder behauptete, er befinde sich nach deren Anwendung nicht besser. Wie anders Schönlein! Bei seinem Tode sagte ein zuverlässiger Arzt: „In ihm stirbt der letzte Künstler unserer Zeit, er war ein Genie und deshalb trotz oftmaligen Gegenscheins*) im Innern bescheiden.“

Ich selbst hörte ihn einst sagen: „Ja, wir sind

*) Er kehrte einmal den Grobian in höchster Potenz heraus, als er von einer hohen Dame gerufen wurde, die den Herrn Baron, ihren Gemahl, als in den letzten Zügen liegend schilderte. Ein immerwährendes Erbrechen hatte sich eingestellt, starr schaute das Auge, Todesblässe bedeckte das Antlitz. — Schönlein trat behutsam, fast geräuschlos ein. Da stand er vor dem Scheidenden. — Plötzlich donnerte er los: — Katzenjammer! — Saurer Hering! — und verliess fluchend das Gemach. Richtig, dem war so.

Stümper; wo wir den Tod vor Augen sehen, da ist noch langes Leben, und wo wir Leben geben, da ist der Tod.“*)

Ich reiste nach Bamberg, wohin er sich zurückgezogen, um, wo er geboren, auch zu sterben. Er hatte mir die Erlaubniss gegeben, ihn aufzusuchen, um ihn ärztlich zu befragen. Nach einer langen Unterredung, bei welcher er auf die einzelnen Symptome, die bis dahin fast von allen Aerzten mit unglaublicher Wichtigkeit behandelt worden waren, fast gar keinen Werth legte, sagte er mir:

„Wohnen Sie einige Tage in meinem Hause, ich darf mein Urtheil nicht über's Knie brechen, denn ich will erst den ganzen Menschen in Ihnen beobachten.“ Nach Ablauf dieser Zeit liess er mich reisen; hat er mich nicht kurirt, was nicht in seiner Macht lag, so bin ich ihm doch für Alles, das er mir rieth, noch jetzt nach 26 Jahren des Leidens zu äusserstem Danke verpflichtet. So viel auch später sich überschätzende Grössen an mir herumkuriren wollten, so habe ich doch deren Rathschläge stets verworfen, wenn ich sie mit den Grundregeln, die er mir gegeben, und welche — ich schalte es hier beiläufig ein — analog denen des grossen Gräfe waren, nicht in Einklang zu bringen vermochte.

Da Schönlein, wie gesagt, jeden Firlefanz verabscheute, war er am Hofe Friedrich Wilhelms IV.

*) Schönlein erzählte von einem Manne, der einst von ihm kategorisch verlangt hatte, reinen Wein über seine Gesundheit eingeschenkt zu bekommen. Der Inquirent wollte hiervon unbedingt seiner Verhältnisse wegen unterrichtet sein. „Fragen Sie mich mit dieser Alternative,“ hatte der Meister gesagt, „so muss ich Ihnen frei eröffnen, dass ich als Arzt Ihr Leben nur noch für einige Monate garantiren könnte.“ Höhnend, ironisch und mit ausgesuchtester Höflichkeit hatte dieselbe Persönlichkeit nach 40 Jahren noch, wenn sie zufällig unseres Schönlein auf der Strasse ansichtig wurde, den Hut tief abziehend gegrüsst.

als dessen Leibarzt bei den Höflingen *persona ingratis*, dennoch hatte er eine eximirte Stellung noch dazu, trotz seiner republikanischen Gesinnungen, aus denen er kein Hehl machte, man bedurfte seiner eben. Dass seine religiösen Anschauungen ausserdem eher einen Freigeist als einen Mucker bekundeten, wollte nun gar den Herren Hofpredigern nicht in den Sinn, und als er bei dem grossen Unglücke, welches den geistreichen König, dessen Gaben auch Schönlein hoch bewunderte, in seinen letzten Regierungsjahren durch Verdunkelung seiner intellektuellen Kräfte betraf, die Ansicht aussprach: „Lassen wir ihm nicht zur Ader! wir retten ihn vielleicht dadurch, aber wir thun es auf Kosten seines Verstandes“, da schrieen die Pietisten Mord und Zeter. Auf höheren Befehl musste Schönlein Alles daransetzen, seinem Monarchen ein sieches Leben zu fristen.

Es geschah, wie unser Arzt vorausgesagt.

Nun verlangte man von ihm, er solle den König dessen ungeachtet für regierungsfähig erklären. Das war dem einfachen, redlichen Manne zu viel und er liess sich, offen, wie er war, vor hohen Persönlichkeiten zu der Aeusserung hinreissen:

„Ach was! er ist und bleibt gestört!“

Hierauf erhielt er seinen Abschied und zog nach Bamberg, wohin er sich schon lange gesehnt hatte. Dort rauchte er seine Havanna-Cigarre und trank ein Seidel vom besten bairischen Bier dazu, wie er es nannte: „der grösste materielle Genuss.“ Auch ein Glas Champagner verschmähte er nicht, und als er wegen seines Halskropfes vor dergleichen Extravaganzen gewarnt wurde, lachte er und antwortete dem Ermahner:

„Liegt Ihnen denn so viel am Leben?“

Bei Dingen, wo nichts zu ändern, hielt er sich nicht auf. Seiner Tochter Cecilie, die ihm oft ihre Migräne vorklagte, bedeutete er: „Daran musst Du Dich gewöhnen.“

Er zeigte keine Ueberhebung den Kollegen gegenüber, doch die oberste Medizinalcharge im preussischen Staate innehabend, war er pflichtmässig ohne Erbarmen selbst gegen Universitätsprofessoren, sobald er von ihrer Unfähigkeit erfuhr und überzeugt war, sie seien nicht an ihrem Platze.

„Der muss fort,“ rief er einmal aus, als ein Ober-Geheimer Medizinalrath etwas Falsches lehrte, „der faselt unsern Studenten dummes Zeug vor.“

Als es zum Sterben ging und seine beiden Töchter auf alle mögliche Weise an seinem Bette sich zu thun machten, da empfand er im 75. Jahre vielleicht die erste Angst in seinem Leben, denn er war eine Kernnatur, und äusserte voller Furcht: „Dass Ihr mir nur nicht etwa einen Arzt in's Haus schleppt!“ Es waren seine letzten Worte.

Ritter X. — Griesinger und die Neueren.

De mortuis nil nisi bene! Ist dieser allgemein angenommene Satz eine Redensart, oder aber hat er wirklich Berechtigung in sich? Ich meine, das Citat steht auf demselben Niveau, wie das berühmte „vox populi vox dei“, d. h. es gehört zu den albernsten Tiraden, die je dem Gehirn des Thoren entsprungen sind. Wird solche These mit Konsequenz durchgeführt, so dürften wir zuletzt von Nero, Caligula und Caracalla uns nur Gutes erzählen lassen, eine wahrhaft komische Insinuation. Dessen ungeachtet will ich zugeben, dass es im menschlichen Gefühle liegt, einen Dahingeschiedenen, der sich nicht mehr ver-

theidigen, von einer gewissen Kritik keine Vortheile mehr ziehen, daher sich auch nicht mehr bessern kann, mit mehr Schonung zu behandeln als einen Mitlebenden. Wahrheit muss aber doch Wahrheit bleiben, und sentimentale Rücksicht aus Pietät vor dem Tode scheint mehr ein Attribut schwächlicher Geister. Als man Bismarck einmal im Reichstage bemerklich machte, dass er nicht einmal die Gestorbenen ehre und in Ruhe lasse, denn er verunglimpfe Lasker noch im Grabe, antwortete er:

„Ich bin genöthigt, ihn als meinen Feind zu kennzeichnen; wir sind nicht hier, um Sentimentalität zu treiben.“

Da muss ich nun nolens volens eine Lanze einlegen gegen einen Mann, der längst nicht mehr unter uns weilt. Er starb vor 30 Jahren, ein hoher Achtziger. Indem ich also einen Todten bekämpfe und nicht lobpreise, will ich, um nicht bei religiösen Gemüthern Anstoss zu erregen, den Namen meines Helden verschweigen, ihn Herrn X. nennen, und hierdurch erlange ich vielleicht die Verzeihung des streng moralischen Lesers.

Zu der soeben vorgeführten grossen Erscheinung Schönlein's bildet diejenige des von den Studenten sogenannten „Spreenarren“ eines mit einer Kiste voll Orden geschmückten Ritters, den schreiendsten Gegensatz. Um jedem seiner Worte grösseres Gewicht beizulegen, accentuirte er alle jene Silben, auf welchen der Ton lag, dergestalt, dass die übrigen fast unhörbar verschwanden. Oft erschien dadurch seine Rede den Anwesenden beinahe unverständlich, besonders da er durch diesen Iktus noch obendrein alle natürlich langen Silben zu kurzen umwandelte, wie Ofen in Offen, Vater in Vatter, Homöopath in Homöopatt etc. etc. Die Vokale sprach er dunkel aus: Kröbs,

Oergeiz, Oekel, bügsam etc. Durch solche Prozedur glaubte er eine besondere Aufmerksamkeit für seine Dicta in Anspruch nehmen zu dürfen. Er war ein Kreuzzeitungsmensch der schlimmsten Art, schroffster Reaktionär, und trug stets Frack und weisse Kravatte, auch gestattete er den Eintritt in sein Haus den eingeladenen Gästen nur unter solcher Bedingung. Ueberhaupt legte er auf Aeusserlichkeiten im Anzuge den höchsten Werth. Studenten, die eine dicke, goldene Uhrkette trugen oder eine buntseidene Weste, welche in Handschuhen erschienen, hatten bei ihm den Vorzug und mehr Hoffnung, durch's Examen zu schlüpfen, als weniger gut Geleidete, weshalb denn auch, ohne dass unser X. dessen innewurde, einem reich Ausstaffirten angehörige Gegenstände oft kollegialisch unter den Schülern leihweise umherwanderten, sobald deren Besitzer bereits die X.'sche Prüfung überstanden.

Ein merkwürdiger Ausdruck des Auges oder vielmehr gänzliches Fehlen des Ausdrucks charakterisirte seinen Blick. Dieser war nicht etwa missgünstig oder böse, sondern total nichtssagend. Man schaute in einen blassblauen Kreis auf weissem Felde, wie bei einem Kalbe, deshalb hatte unser Freund auch noch das zweite Beiwort „Kalbsauge“. X. war von entsetzlicher Eitelkeit, ein moderner Menekrates im zutreffendsten Sinne des Wortes. Nur Idolatrie für sich fesselte ihn an seinen Kranken, den er sofort im Stiche liess, sobald dieser dem leisesten Rathe, sei es nun eines Mediziners oder einer anderen Nebenperson, das geringste Vertrauen schenkte. Gegen bessere Einsicht — es ist nicht anders anzunehmen — verschloss sich der Spreenarr jedem Fortschritt der Wissenschaft, wie er denn den grossen Graefe für seinen Erzfeind darum ansah, weil dieser ihn

nicht allein im Fache der Ophthalmologie ausgestochen, sondern ihn auch durch eminente Leistungen als Ignoranten in anderen Fächern entlarvt hatte.

Die Frau seines besten Freundes war vom grünen Staar befallen, X. verstand solchen nicht zu operiren. Eine Heilung desselben war erst kürzlich durch Erfindung Graefe's ermöglicht worden. Ehe unser Medikus es über sich gewonnen hätte, den grössten Augenarzt aller Zeiten bei diesem Falle zu Rathe zu ziehen, hätte er mit Seelenruhe die alte Freundin erblinden lassen. Als man bei der Wichtigkeit der Sachlage nun in ihn drang, mit einem zweiten Arzte zu berathen — man hatte zweifelsohne verschämt Graefe in Perspektive — schlug er Jäger in Sachsen zur Konsultation vor.

Bei aller Achtung aber vor diesem respektablen Kenner wies dennoch die Familie solche Zumuthung zurück und zwar mit der offenen Erklärung: „Wir wollen Graefe“.

Mit den Worten: „In einem Quacksalberhause ist für einen ordentlichen Arzt kein Raum mehr vorhanden,“ brach Menekrates eine fünfzigjährige Freundschaft und verliess das Lokal. Als dann die Kranke gänzlich geheilt war, verkleinerte er Graefe's Verdienst auf unverantwortliche Weise, denn seine Eifersucht, mit Blindheit gepaart, kannte keine Grenzen.

Wir haben es hier mit derselben Persönlichkeit zu thun, welche wie im vorigen Aufsatze angedeutet, Schönlein vom Lehrstuhl entfernt wissen wollte, denn schon behaupteten die Studenten: „So steht es in der Wissenschaft fest, doch in X.'s Kollegien verändert sich die Arzneikunst auf eine Stunde, und wir müssen dazu Amen sagen, kommen wir doch sonst nicht durch sein Examen.“

Oft war unser Konfusionarius, wie die Jünger Aeskulaps erzählten, in grossen Schwulitäten; eine Diagnose verursachte ihm häufig Kopfzerbrechen. Da wurde einst den zu Prüfenden auf der Universität ein mit einem langwierigen Kopfleiden behafteter Siecher vorgeführt. X. wusste nicht ein noch aus, dennoch verwarf er alle Hypothesen der examinirten Studenten. Zuletzt sprach er diktatorisch seine eigene Sentenz aus:

„Düser Mönsch leudet an eunem nervös hy-morrrydalüsch rheumattischen Bluttandrang.“

Eine solche Erklärung schloss jede erdenkliche Krankheitskategorie in sich, seine These konnte daher als infallibel gelten.

Jetzt wurde von allen Seiten ein unterdrücktes Kichern vernehmbar, welches sich zuletzt mit einem Schlage als herausplatzende Bombe Luft machte.

X. gestand nie sein Unrecht ein, weder im gewöhnlichen Leben, noch bei spezieller ärztlicher Verrichtung. Er war im strengsten Sinne des Wortes der Stier, der unter allen Umständen gegen die Wand rannte. Einschlägige Anekdotchen, die in seiner Klinik passirten, wussten die jungen Assistenzärzte, unter ihnen das jetzt hochberühmte Mitglied des österreichischen Herrenhauses, Billroth, in grosser Anzahl, und zwar an's Wunderbare grenzende, zu berichten.

Bei einer von unserem Meister intentionirten Operation eines unheilbaren Krebsgeschwürs wollten sich — so erzählt Billroth — die Assistenzärzte nicht dazu hergeben, ihm behilflich zu sein, sie sahen nämlich voraus, dass der Schwerkranke unter dem Messer erliegen würde. X. erklärte die Geschwulst für ein ungefährliches Blutgeschwür und bestand auf Vornahme des Aktes.

„Düser Mönsch würd „keuneswögs störben“ war sein unwiderlegbares Dogma.

Aber, wie die jungen Mediziner es geweissagt, gab der arme Patient unter den unbarmherzigen Schnitten seines Henkers den Geist auf.

Da sagte der grosse Mann emphatisch:

„Nunn! Man kann eugentlich nücht sagen, dass düser Mönsch gestorben üst, ör üst vielmöhr ausgegangen — wie — eun — Lücht —“ und diese Worte wurden mit einem unsäglichen Pathos accentuirt und mit solcher Dreistigkeit behauptet, dass die jungen Aerzte vor Staunen stumm da standen mit offenem Munde. Als man nun aber dem Infallibeln bewiesen zu haben glaubte, dass er sich in der Analyse der Beule getäuscht hätte, da dieselbe sich als keine Blutgeschwulst, sondern als eine todbringende Krebsgeschwulst entpuppt hatte, da behauptete der Weise:

„Und üst es heute eun Kröbsgeschwür, so war es doch göstern noch eun Blutgeschwür.“

Recht behielt er auf alle Fälle.

Man denkt hierbei unwillkürlich an die frappante Anekdote, wo der Medikus einen früheren von ihm bereits aufgegebenen Patienten nach Monaten auf der Strasse einherschreiten sieht, stutzt und ihn dann anredet, er sei nicht richtig nach den Regeln der Wissenschaft behandelt, sonst hätte er nicht am Leben bleiben können.

Ritter X. gab Dinners und Abend-Unterhaltungen. In den letzteren trat seine Frau als singende Künstlerin auf, obgleich sowohl sie wie er nicht den leisensten Begriff von dem hatten, was Kunst heisst. Die eingeladene Gesellschaft war sehr buntscheckig zusammengesetzt, ihre Hauptbeschäftigung bestand darin, sich über die artistischen Leistungen der Frau

Ritterin X. und den darob ausbrechenden Enthusiasmus des Herrn Gemahls Spreenarr lustig zu machen. Man klatschte wie rasend in die Hände, und je grösser der Applaus wurde, desto mehr glich die Geberde unsers Ritters der eines Verzückten. Die holde Stimme der Gattin ging ihm über die der Lind.

Unter seinen Gästen befand sich fast regelmässig der damals in Berlin funktionirende türkische Gesandte, welcher wohl ebenso musikalisch war wie sein Vorgänger, indem dieser auf Befragen, welches Stück des Don Juan ihm am besten gefallen, kundgab, dass unbedingt das noch vor der Ouvertüre gespielt, womit er nur das Stimmen der Instrumente meinen konnte, seinen grössten Beifall gehabt hätte.

Dieser zweite Muselmann trieb den Hokusfokus so weit, dass er unserm Spreenarren zur unbändigen Erlustigung der Gesellschaft den hohen Medschidje-Orden überreichte, weil, wie Ritter X. später erzählte, ihm der „Grossherr“ ein bene für seine Verdienste in Bezug auf die egyptische Augenkrankheit hätte zukommen lassen wollen. Ja, was thut nicht Alles ein gutes Mittagsmahl, ein vollbesetztes Büffet, dazu ein Glas echten Geisenheimers und Röderer Carte blanche. Das X.'sche Haus war allwöchentlich mit Gästen vollgestopft, die voller Reverenz dem Clown par excellence und der Buratina, seiner Gemahlin, die Cour machten.

Auf seinen Sommerreisen berührte er nie die Schweiz, er hatte es geschworen, je auf republikanischen Boden seinen Fuss zu setzen, dagegen treffen wir ihn regelmässig alle Jahre im Salzkammergut, wo es zu seinen Hauptvergnügen gehörte, den Hofdamen der österreichischen Kaiserin seine chirurgischen Instrumente zu zeigen, unter denen er eine gewisse Zange mit zur Erklärung brachte.

Nach Schönlein's und Graefe's von mir selbst vernommenem Urtheil hat dieser Mensch bis zu seinem 83. Jahre die unheilvollste praktische Thätigkeit in der Medizin ausgeübt, — seine Schriften aber figuriren bereits seit 30 Jahren als Makulatur.

Dennoch stand er in den höchsten Ehren und bekleidete die höchsten Posten. Ein altes Sprichwort sagt: „Und wer's nicht glaubt, der lässt es bleiben.“

Ich habe nun den natürlichen Arzt, den grossen Arzt und den Menekrates gegeben, weiter könnte ich erzählen vom wohlthätigen, menschenfreundlichen Griesinger, der es verstand, von allen Kranken sich so innig lieben zu lassen; vom Verstandesmenschen Traube, dem bedeutenden Stethoskopiker, der noch dem Sterbenden mit eisernem Hammer auf die Brust klopfte und immer noch horchte und horchte zum Besten der Wissenschaft; von Graefe, dem grossen Manne, der gleich Napoleon nie Jemand wieder vergass, mit dem er je gesprochen und bei den Tausenden seiner Kranken, kamen sie ihm wieder einmal in den Wurf, die früheren Symptome etc. ohne abermaliges Nachfragen sich vergegenwärtigte, der den reichen Russen und englischen Lords für eine Operation, wenn diese Herren darauf bestanden, sie von dem grossen Meister selbst ausführen zu lassen, Funderte von Louisd'oren abnahm, um sie seinen Armen zu Gute kommen lassen; er hielt vierzig Freibetten in seiner Klinik und Heil dem, der unter seine sichere Hand gelangte; von Böhm, dem guten, lebenswürdigen Manne, der jedem Menschen andichtete, dass er auf einem Auge besser sehe als auf dem anderen und alle seine Patienten mit einem dunkelblauen und einem weissen Glas herumlaufen liess, vom einfachen, urkomischen Koblack, der

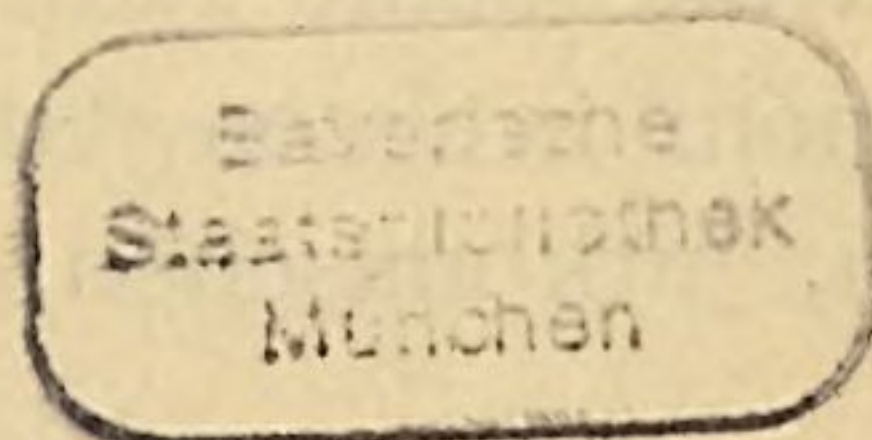
über die Kontradiktionen, deren er sich schuldig machte, in seiner Natürlichkeit mit den Kranken um die Wette lachte — aber einerseits gehören alle diese Gestalten bereits einer näheren Generation an, andererseits befürchte ich, meinem Leser schon längst zu viel von den Aeskulapsjüngern geboten zu haben; ich halte inne.

Dem Künstler, dem Soldaten, dem Gelehrten, dem Arzte ist Genüge geschehen, ihnen sollte billiger Weise nun aber noch der Gelehrte, der Fabrikant und Industrielle, sowie der alt-preussische Beamte aus den Zeiten Friedrich Wilhelm III. folgen. In meinen längeren Essays „Peter Lenné“, „Tobias Christoph Feilner“ und „Leopold von Ranke“ glaube ich jedoch den echten Typen dieser Gattungen bereits Ausdruck gegeben zu haben, weshalb ich mir erlaube, den etwa die Charakterisirung solcher Figuren vermissenden Leser auf jene früheren Arbeiten aufmerksam zu machen.

Druckfehler.

Im ersten Bande Seite 50, Zeile 6, lese statt „nie“ „die“.

Im zweiten Bande Seite 328, Zeile 8, lese statt „Gelehrten“ „Geistlichen“.



Werner Schraml
Buchbinderei
München 8
Brelsacher Str. 8

Wichmann, Hermann,

Gesammelte Aufsätze

Bd.: 2

1887

Mus.th. 3630 b-2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11658110-8